Höllensturm

Die Vernichtung Deutschlands, 1944-1947

Thomas Goodrich &
Gerhard Ausmeier

Die Vernichtung Deutschlands 1944–1947
Thomas Goodrich

in der Übersetzung von

Gerhard Ausmeier



Pineapple Press
MANASOTA KEY, FLORIDA
© 2015 Thomas Goodrich
ISBN 978-1-5175-4024-1
Interior design by Sarah E. Holroyd http://sleepingcatbooks.com
Urheberrecht
Für Fragen und Kommentare wenden sie sich bitte an Gerhard Ausmeier (kat1man2do@gmail.com) oder Thomas Goodrich (mtgoodrich@aol.com)

Den stummen Opfern des schlimmsten Krieges Dank der von **Herrn Niefergall** selbstlos und rasch zur Verfügung gestellten technischen Hilfe konnte diese Übersetzung schneller als erwartet vonstatten gehen. Wir bedanken uns sehr herzlich bei ihm sowie bei **Herrn John de Nugent** und anderen, deren Ermutigung die Vollendung dieser Aufgabe begünstigt bzw. beschleunigt hat.

Inhaltsverzeichnis

Fotos



GREATER GERMANY
1944–45
DENMARK
SWEDEN
COURLAND
Riga
SOVIET UNION
North Sea
Baltic Sea
Memel
Königsberg
Gotenhafen
Danzig
Hoff
Kolberg
Swinemünde
Lübeck
Hamburg
Allenstein
EAST PRUSSIA
Neustettin
POMERANIA
THE NETHERLANDS
Bremen
Rheinsberg
AMSTERDAM
Salzwedel
Wolfsburg
Oranienburg
BERLIN
Hannover
Potsdam
Posen
Vistula River
WARSAW
Rees
GERMANY
Oder River
Elbe River
Neisse River
BRUSSELS
BELGIUM
Leverkusen
Cologne
Kassel
SILESIA
Namur
Gorlitz
Dresden
Breslau
Ohrdruf
Chemnitz
POLAND
SUDENTLAND
Neustadt
Wiesbaden
Frankfurt
Bilina
Glatz
Darmstadt
Würzburg
PRAGUE
PARIS
LUXEMBOURG
FRANCE
Ludwigshafen
Mannheim
Nurnberg
CZECHOSLOVAKIA
Pforzheim
Rhine River
Plattling
Langres
Furtwangen
Dachau
Munich
Rohrbach
VIENNA
Schaffhausen
Salzburg
Basel
Zurich
Berchtesgaden
BUDAPEST
BERN
LIECHTENSTEIN
AUSTRIA
Geneva
SWITZERLAND
Lienz
HUNGARY
ITALY
YUGOSLAVIA
0
100 miles

Prolog

I

n der 20. Oktobernacht des Jahres 1944, im sechsten Herbst des Krieges, lagen die Bewohner von Nemmersdorf tief im Schlaf. In diesem winzigen Dorf zeugte nur das Flackern der Straßenbeleuchtung im stillen Dunkel von Leben. Die einst mächtige deutsche Nation sah ihrem Ende entgegen. Ihre Städte in Trümmer, ihre Industrie ruiniert, ihre Ökonomie am Zusammenbrechen und—was noch schlimmer war—die an ihren Reichsgrenzen im Todesgriff festgekrallten alliierten Armeen der Welt. Niemand mit sehenden Augen und denkendem Verstand konnte noch daran zweifeln, daß die totale Niederlage nicht nur sicher war, sondern auch unmittelbar bevorstand. Trotz allem lag Nemmersdorf aber im Schlaf.

Für sechs lange Jahre schon war das dritte Reich auf Leben und Tod in den gewalttätigsten und schreckenerregendsten Krieg aller Zeiten verwickelt. Mit Millionen von Deutschen gefallen, mit noch mehr Millionen verkrüppelt und verwundet und den Verhungernden, die es geschafft hatten, zu überleben, schlief Nemmersdorf trotzdem fest. Die Kinder des Dorfes lagen angeschmiegt und warm und in vermeintlicher Sicherheit so, wie seit Menschengedenken, bei ihren Müttern und stellten sich vor, daß es wohl immer so bleiben würde. In den unteren Schlafräumen die Großväter, die einzig übriggebliebenen Männer, während der Nacht schwächlich hustend und sich manchmal, wie schon immer, für einen Schluck Wasser erhebend, für ein Gläschen Schnaps, oder um in aller Stille ein paar Züge aus ihren Pfeifen zu paffen. Etwas weiter weg, in den die meisten Wohnhäuser ergänzenden Scheunen, bei den Kühen im Heu und in den Futtertrögen, ein leises Rascheln. Vom dunklen Dorfplatz her läutete die alte Glocke die Stunde, Tag für Tag, Nacht für Nacht, Jahr für Jahr, wie



seit Jahrhunderten. Trotz einer Welt von verzehrendem Rauch und Flammen waren die Nächte in Nemmersdorf, wie es nach außen hin schien, vorhersehbar und friedvoll, wie schon immer.

Aber alles schickte sich an, zu vergehen und brutal und für immer weggefegt zu werden. Der Krieg raste wie eine erboste Lavawand auf das schlafende Fleckchen Erde zu und erreichte es in nur wenigen Augenblicken.

Seit sechshundert Jahren diente Ostpreußen als Grenzaußenposten Deutschlands. Die in den oft feindlich gesinnten slawischen Osten hinausreichende alte teutonische Provinz sah sich, im Gegensatz zum Rest

des Reichs, für die Gesamtheit ihrer Existenz einer Anzahl von wirklichen oder möglichen Feinden gegenüber. Das hatte zur Folge, daß sich dort eine starke militärische Tradition entwickelte. Es war von hier, der „Kornkammer Deutschlands"—einer fruchtbaren Ebene mit großen Ländereien und stolzen und edlen Familien—daß, in Vergangenheit und Gegenwart, ein Großteil der Befehlshaber der Armee gekommen war. Deshalb schien es irgendwie ironisch, daß sich Ostpreußen, trotz seiner kriegerischen Reputation, einer der wenigen Flecken Deutschlands nennen durfte, der vom gegenwärtigen Krieg nicht verwüstet worden war. Während sich schon seit langem der Rest der Stadtzentren des Reichs in rauchende Trümmer verwandelt hatte, blieben die außerhalb der Reichweite der Bomber der Alliierten liegenden Städte und Dörfer von Ostpreußen weitgehend unangetastet. Angesichts des unversehrten Zustands dieser Provinz und dem Neid des restlichen Deutschland zum Trotz, wußten die Ostpreußen doch besser als alle anderen, daß der Kriegshöhepunkt nun erreicht war. Mit dem lauter werdenden Kriegsgepolter im Osten hob sich das rote Leuchten am Horizont von Nacht zu Nacht erbitterter ab. Gegen Mitte Oktober 1944 hatte die Sowjetarmee schließlich die deutsche Reichsgrenze erreicht. Und trotz allem gab es dort—wie sich an Nemmersdorf zeigte—gar keine Panik.

Als ergebenem Nationalsozialisten und fanatischem Gefolgsmann Hitlers war es die Pflicht des ostpreußischen Gauleiters Erich Koch, koste es, was es wolle, die Stellung zu halten. Mit den angeschlagenen und blutenden Überresten der deutschen Wehrmacht, die nun verzweifelt an den östlichen Zufahrtswegen der Nation kämpften, war Koch entschlossen, jegliche Art von Panik und Schwarzseherei unter der Bevölkerung auszumerzen. Von einer acht Kilometer Pufferzone gleich hinter der Front abgesehen, verbot der Gauleiter jegliche Art von Fluchtversuch oder Evakuation. Die seinem Verbot nicht Folge leistenden Zivilisten hatten mit standrechtlicher Hinrichtung zu rechnen. Darüber hinaus drohte die Todesstrafe all denen, die Geld von der Bank abhoben, Tiere schlachteten oder ihre sieben Sachen packten.1

„Ein echter Deutscher würde nicht einmal auf den Gedanken kommen, daß Ostpreußen jemals in russische Hände fallen könnte", verkündeten drohend die hartnäckigen Nationalsozialisten.2

Während Kochs Drohungen und eiserne Herrschaft zweifellos nötig waren, um einige labile Preußen auf Vordermann zu bringen, war es jedoch für die

meisten nicht nötig. Obwohl der Krieg zu einem hoffnungslosen Debakel geworden war, überwiegte der Glaube ans Vaterland und die Hoffnung, daß die Wehrmacht trotz aller Bedrängnis in der Lage sein würde, die „Ost Grenze“ gegen die rote Flut zu halten. Wie schon im ersten Weltkrieg gab es auch jetzt wieder das allgemeine Gefühl, daß sich die Front ohne Zweifel an der Grenze stabilisieren würde und daß die Russen, letztendlich zermürbt, niedergehalten werden könnten. Was die Gerüchte bezüglich der „bolschewistischen Bestialität“ anging und die schrecklichen Hinweise darauf, was passieren würde, sollte es den „asiatischen Horden“ gelingen, Deutschland zu überrennen, lachte die Mehrheit der Preußen nur darüber. Solche Befürchtungen waren, in den Köpfen der meisten, lediglich nur ein Versuch der Regierung, den Widerstandswillen zu stärken.3

Und so kam es, daß sich in der Nacht des 20. Oktober, während Nemmersdorf und andere Gemeinden, die der Front am nächsten lagen und in eingebildeter Sicherheit schliefen, das Undenkbare ereignete. Durch ein in die deutsche Abwehrlinie geschlagene Bresche stürmte die Rote Armee nun ins Reich. Innerhalb weniger Stunden vergrößerten die Sowjets die Lücken und durchschwärmten wild die Landschaft. In einer furiosen Konterattacke eines wütenden und tagelang dauernden verzweifelten Kampfes gelang es der Wehrmacht, sich neu zu gruppieren und die Russen über die Grenze zurückzutreiben.4 Was aber nun die deutschen Truppen im zurückgewonnenen Bereich vorfanden, war schwindelerregend.

„Sie quälten die Zivilisten in vielen Dörfern . . . “, berichtete ein deutscher Offizier, „nagelten einige an Scheunentore und erschossen viele andere.“5 Entlang der Straßen wurden die „Trecks“ fliehender Flüchtlinge von den Kommunisten, die die Leute von ihren Karren heruntergezogen, überrannt, vergewaltigt und an Ort und Stelle ermordet . . . Jedoch war es in Nemmersdorf, wo die bestürzten Soldaten diese Hölle auf Erden zuerst zu sehen bekamen. Ein Armeearzt, Leutnant Heinrich Amberger berichtet:

Auf der durch Nemmersdorf führenden Straße, nahe der Brücke . . . sah ich, wie ein ganzer Treck von Flüchtlingen von russischen Panzern überrollt worden war; nicht nur die Wagen und die vor sie gespannten Tiere, sondern auch eine beträchtliche Anzahl von Zivilisten, von denen die meisten Frauen und Kinder waren . . . Alles war platt und zermalmt von den Panzern. Am Straßenrand und in Bauernhöfen lagen große Mengen lebloser Körper von—wie es schien—systematisch ermordeten Zivilisten herum.6

Ein anderer Zeuge fügte hinzu:

In einem Bauernhof weiter unten stand ein Leiterwagen, an welchem in Kreuzform vier an ihren Händen durchnagelte nackte Frauen hingen . . . Dahinter stand eine Scheune und an jedem der beiden Scheunentore hing eine gekreuzigte nackte Frau mit durchnagelten Händen. In den Häusern fanden wir zweiundsiebzig Frauen, einschließlich Kinder und einen alten, vierundsiebzig jährigen Mann, alle tot . . . alle bestialisch ermordet, außer ein paar Weniger, mit Einschußlöchern im Genick. Manche Kleinkinder hatten zerschmetterte Köpfe. In einem Zimmer fanden wir eine Frau, vierundachtzig, auf einem Sofa . . . samt ihrem mit Hilfe einer Axt oder eines Spatens halb abgeschlagenen Kopf.7

„Jedes weibliche Wesen war vergewaltigt worden, einschließlich der Mädchen von nicht älter als acht",8 berichtete ein anderer Zeuge.
Alte Männer, die in schwächlicher Weise versucht hatten, ihre Ehefrauen, Töchter oder Enkel zu schützen, wurden niedergeschlagen, in zwei Hälften durchsägt oder in Stücke zerhackt. Eine Gruppe von mehr als fünfzig franzosische Kriegsgefangenen und polnischen Arbeitern, die sich instinktiv für den Schutz der Leute eingesetzt hatte, wurde, nachdem man sie vorher kastriert hatte, ebenfalls umgebracht.9 Leutnant Amberger fährt fort:

Am Straßenrand hockte eine alte Frau, die durch einen Genickschuß getötet worden war. Nicht weit von ihr lag ein Kind von nur ein paar Monaten, dem man aus nächster Nähe durch die Stirn geschossen hatte. Eine Reihe von Männern, mit sonst keinen anderen tödlichen Markierungen oder Wunden, hatte man mit Schaufeln oder Gewehrkolbenhieben erschlagen. Ihre Gesichter waren total zertrümmert . . . In den anliegenden Dörfern . . . wurden mit Entsetzen, nachdem russische Truppen aus diesen Ortschaften geflohen waren, ähnliche Untaten entdeckt. Weder in Nemmersdorf noch in anderen Ortschaften fand ich auch nur einen einzigen Zivilisten, der die Massaker überlebt hatte.10

Von der Enormität dieser Verbrechen schockiert und um das ekelhafte Gemetzel aus nächster Nähe bezeugen zu können, forderten deutsche Behörden neutrale Investigationen und medizinisches Personal aus Spanien, Schweden und der Schweiz an. Aber nachdem die Besucher ihre Berichte zusammengestellt hatten, um die Öffentlichkeit davon in Kenntnis zu setzen,

folgte nur eisiges Schweigen. Der gemeine Propagandakrieg gegen Deutschland war damit, bereits im Winter 1944, gewonnen. Bei Ende des Konflikts war der Krieg der Worte schon von solch scheußlich extremer Verdorbenheit, daß sich nur noch Wenige nicht zum Reich gehörende Menschen um Babys mit zerschmetterten Köpfen oder um gekreuzigte deutsche Frauen scherten. In den letzten Kriegsmonaten war der zu zerstörende Feind und das von den Juden ersonnene und propagierte Ziel nicht nur Adolf Hitler, die Nazi Partei oder die Soldaten im Feld. Bei Ende des Krieges war das Ziel der näherrückenden Alliierten nichts weniger, als ihren Plan der totalen Ausrottung der deutschen Nation, einschließlich jedes Mannes, jeder Frau und jedes Kindes, in die Tat umzusetzen.

✠ ✠ ✠

In seinem politischen Testament aus dem Jahre 1925, Mein Kampf, hatte sich Adolf Hitler in unmißverständlicher Weise zu seiner Absicht bekannt - im Fall, daß er in zur Macht käme—Deutschland von jeglichem Unheil bringenden jüdischen Einfluß, sowohl ökonomisch, politisch als auch kulturell zu säubern. Als dieses vermeintliche Ansinnen acht Jahre später zur Wirklichkeit und Hitler in einem Land der mächtigsten industriellen Giganten der Erde zum Kanzler gewählt wurde, erklärten die alarmierten Juden Deutschland weltweit den Krieg. Aus Angst davor, daß der Nationalsozialismus sich ausbreiten und ihre hart gewonnene Position rund um den Globus in Gefahr bringen könnte, trafen sich im Juli 1933 die einflußreichsten Juden in Amsterdam, um globale ökonomische Sanktionen gegen ein Deutschland mit Hitler heraufzubeschwören. Die Kampagne war—wie es der amerikanische Organisator des Boykotts Samuel Untermeyer ausdrückte—ein ,,heiliger Krieg . . . ein Krieg, der unablässig gegen eine reinste Hölle von grausamen und wilden Bestien“ geführt werden müsse.11 Konsequentermaßen beantworteten die Deutschen dies mit ihrem eigenen Boykott. Während die deutschen Bürger ermutigt wurden, jüdische Geschäfte zu meiden, wurde eine Reihe von Gesetzen erlassen, die die Juden nicht nur aus der deutschen Kunstszene und den Medienberufen vertreiben wollten, sondern sie auch aus der Nation herauszwingen sollten.

Als der ökonomische Kampf weiterging, engagierten sich die jüdischen Journalisten, Schriftsteller, Stückeschreiber und Filmproduzenten auf ihre eigene charakteristische Weise. Nach Ausbruch des Krieges im Jahre 1939 und mit dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Konflikt zwei Jahre

später, erreichte der Krieg von Worten pathologische Dimensionen. Während sich Gerüchte von „bestialischen“ Nazi kontrollierten Judenverfolgungen verbreiteten, wurde die Propaganda Kampagne gegen Hitler und den „Faschismus“ in zunehmendem Maße zu einem fanatischen Schrei nach Extermination alles Deutschem. Bei Keinem war der Haß stärker, als bei den amerikanischen Juden. Wie der Hollywood Stückeschreiber und Direktor Ben Hecht es ausdrückte:

Im Körper der Welt und in seinem Geist und seiner Seele verbreitet sich Krebs . . . und dieser Krebsherd ist Deutschland, das Deutschtum und der Deutsche . . . Ich las in ihren wäßrigen Augen, ihrer blassen Haut, ihren Beinen ohne Füße und in ihren dicken Unterkiefern das Wirklichkeit werden eines Verbrechens und das Versprechen eines anderen Verbrechens. Der Deutsche haßt Demokratie weil er sich selber haßt. Er hat nur ein einziges politisches Ideal. Es liegt in seinem fetten Nacken begründet, seinen wäßrigen Augen und seiner blassen Hautfarbe . . . .Er ist der reinste Mörder . . . . Er denkt, daß das Töten wehrloser Menschen seinen deutschen Fettnacken zum Leuchten bringen würde . . . Die Deutschen machten mich wütend, weil sie Mörder sind, widerlich und übermütig und weil sie Narren sind, wie Schnattertiere am Straßenrand, aus deren Mäulern Speichel fließt. Sie machten mich wütend, weil sie es wagten, ihre kleinen Schweinsaugen zu denen zu erheben, die ihnen überlegen sind und dachten daran, ihren Weg zum Übermenschen mit Selbstbeförderung und mit „sich Mühe geben“ zu finden . . . Daß dieser tolpatschigste aller menschlichen Stämme— der bleierne Deutsche—es wagte, über seine Vorgesetzten zu urteilen, es wagte, den Juden der Welt für vogelfrei zu erklären—Juden, die ihn in den Schatten stellen wie ein Baum das Unkraut am Fuße seines Stammes in den Schatten stellt - ist eine abscheuliche Sache . . . .Es ist eine üble Sache.12

„Deutschland muß vernichtet werden“ („Germany Must Perish“), hallte es wider und war wie ein Echo des Buches von Theodor N. Kaufman, eines vielgelesenen Werkes mit demselben Namen.

Deutschland hat dieses Mal einen totalen Krieg gegen die Welt erzwungen. Es muß sich deshalb darauf vorbereiten, mit einer totalen Strafe bezhalen zu müssen. Und es gibt da eine Strafe, nur eine einzige totale Strafe: Deutschland muß ein für alle Mal vernichtet werden. Es muß in der Tat vernichtet werden und nicht nur in der Phantasie! Das Ziel der Weltbeherrschung muß für den Deutschen unerreichbar sein und es gibt nur

einen Weg, dies zu erreichen: Entferne den Deutschen aus der Welt. Das einzige übriggebliebene Mittel, die Welt für immer vom Deutschtum zu befreien, besteht darin, gegen die Quelle anzukämpfen, die diese kriegslüsternen Seelen hervorbringt. Es muß verhindert werden, daß deutsche Menschen jemals wieder reproduzieren können.13

Um diesen Plan Realität werden zu lassen, empfahl Kaufman, nach dem erfolgreichen Ende des Krieges, alle deutschen Männer und Frauen zu sterilisieren. Das Ergebnis würde dann, wie der Autor schrieb, „die Beseitigung von Deutschtum und deren Träger“ bedeuten.14

Weit davon entfernt, über diesen Plan schockiert zu sein, begeisterten sich die führenden Journalisten für dieses Konzept.
„Eine sensationelle Idee“, jauchzte Time Magazine.
„Eine provokative Theorie“, hallte es aus der Washington Post wider.
Während viele Leute in Amerika und Großbritannien jüdische Gefühle verstehen konnten und sogar Mitleid für sie zu haben schienen, waren andere über die flammende Rhetorik und mörderischen Schreie nach Vernichtung von Unschuldigen und Schuldigen zugleich fassungslos. Aber die Hartnäckigkeit der Propaganda in Filmen, Radios, Büchern, Magazinen und Zeitungen und ihr blindes Gewicht, sowohl unterschwellig als auch offen, sickerte nach und nach in die Köpfe und Herzen und prägte die Einstellung der breiten Masse. Und so kam es, daß es für eine beträchtliche Anzahl von Amerikanern und Briten kaum einen Unterschied machte, ob man einen für den Nationalsozialismus kämpfenden Soldaten oder ein deutsches Kind tötete.
Am 15. September 1944 machte Präsident Franklin Roosevelt die Vernichtungsforderung offiziell, indem er den sogenannten „Morgenthau Plan“ unterstützte. Dieses Programm, benamt nach dem Sekretär für Finanzen Henry Morgenthau, aber in Wirklichkeit konzipiert von dessen mittätigem Haupthelfer Harry Dexter White—beides Juden—verlangte die komplette Vernichtung Deutschlands nach dem Endsieg. Neben der Demontage bzw. der Zerstörung der deutschen Industrie und der kompletten Schließung der Bergwerke forderte der Morgenthau Plan, das Landgebiet des deutschen Reiches um die Hälfte zu reduzieren. Wie es schon viele kalkuliert hatten und was Roosevelt, General George C. Marshall und andere Befürworters des Plans wohl auch wußten, garantierte dieses Vorgehen, daß zwei Drittel des deutschen Volkes, also rund 50 Millionen Deutsche, bald

verhungern würden. Mit dem Rest der Bevölkerung gezwungen, Bedarfswirtschaft zu betreiben, und mit der zusammengeschrumpften und dem guten Willen seiner feindlich gesinnten europäischen Nachbarn völlig ausgelieferten Nation, rechnete man damit, daß Deutschland innerhalb von zwei Generationen aufhören würde, zu existieren.15
„Sie wollten es doch so“, fauchte Morgenthau jeden an, der seine Schockiertheit über den Plan zum Ausdruck brachte. „Warum in aller Welt sollte ich mich darum kümmern, was mit diesen Leuten passiert?“16
„Du willst nicht, daß die Deutschen verhungern?“ fragte Roosevelts zweifelnder Schwiegersohn den Präsidenten privat.
„Warum nicht?“ erwiderte Roosevelt, ohne mit der Wimper zu zucken.17
Ein anderer Befürworter des Plans war Winston Churchill. Trotz seines ursprünglichen Protests des Vorhabens als „grausam und unchristlich“, milderte sich die Haltung des britischen Premierministers, sobald die Amerikaner ihn kurz danach mit Millionen von Dollars bestachen.18 Im Heimatland Churchills war, im Gegensatz zu Roosevelts, die Befürwortung des Morgenthau Plans durch den Premier Minister weitgehend unbekannt. Doch selbst im Falle des Bekanntwerdens dieser Verschwörung wäre nicht damit zu rechnen gewesen, daß es in einer Nation Wellen schlagen würde, die seit fünf Jahren in einen Krieg mit „dem Bösen“ hineingerissen worden war, in dem eine riesige Menge vom ersten Weltkrieg stammender antideutscher Hetze noch wärmstens akzeptiert wurde. „Man kann diesen verpesteten Deutschen nicht genug Schlechtes wünschen,“ zischelte eine englische Hausfrau. „Sie sind wie eine abscheuliche Krankheit, die sich über Europa ausbreitet“.19 Ein britischer Marineoffizier fügte hinzu:

Zweiten Mal waren dies die Verbrecher, Europa in ein Schlachthaus verwandelt zu haben und ihr gegenwärtiger Führer war nichts als ein „blutrünstiger Straßenjunge.“ Sie müssen „verbluten und verbrennen”, und es gab „keine Beschränkung der Gewalt,“ die die Briten nicht anwenden würden, um deren wahnsinnige Macht zu zerstören . . . Deutsche waren „Teufelsvettern ersten Grades“ . . . Diese Art von Propaganda hatte die Bevölkerung der britischen Inseln aufgeputscht und sie in einen Zustand leidenschaftlichen Hasses auf Hitler, die Nazi Partei, die deutsche Wehrmacht und auf das gesamte deutsche Volk versetzt.20

Komischerweise waren die Vereinbarungen bezüglich des Völkermordes, die erst neuerdings von den westlichen Demokratien öffentlich bekanntgegeben

worden waren, schon seit langem die staatspolitische Richtlinie im kommunistischen Rußland gewesen. Sich der Anzahl der dortigen Toten als Folge der deutschen Invasion von 1941 erinnernd, sowie der Vernichtung einer großen Anzahl von Juden als ein Invasionsresultat, war es eine ausgemachte Sache, daß es—sollte die Rote Armee einmal die Oberhand gewinnen—keine Gnade gäbe. Der möglicherweise weltweit einflußreichste Schriftsteller jener Zeit war der sowjetische Ilya Ehrenburg. Im Gegensatz zu Morgenthau, White, Hecht, Kaufmann und anderen, die versuchten, tonangebende Leute höheren Orts zu beeinflussen, hatte es Ehrenburg auf den gemeinen roten Soldaten abgesehen oder auf solche, die aller Wahrscheinlichkeit nach auf deutsche Zivilisten stoßen würden. Sei es in den Rubriken der Tageszeitungen Prawda und Izvestia, sei es in der für die Soldaten an der Front bestimmten Zeitschrift „Roter Stern", sei es mit Hilfe einer großen Anzahl von aus Flugzeugen über der Front abgeworfenen Flugblättern oder seines martialischen Buches „Der Krieg"… überall drängte Ehrenburg die Rote Armee, mit seinem Schlachtgeschrei nach totaler, kompletter und vollkommener Vernichtung, nach vorn:

Die Deutschen sind keine menschlichen Wesen . . . Wenn du nicht wenigstens einen Deutschen pro Tag getötet hast, dann hast du deinen Tag vergeudet . . . Falls es dir nicht gelingt, einen Deutschen mit einer Kugel zu töten, verwende das Bajonett dafür . . . Für uns gibt es nichts Amüsanteres, als vor einem Leichenberg von Deutschen zu stehen . . . Zähle nicht die Tage sondern nur die Zahl der von dir getöteten Deutschen . . . Töte den Deutschen, denn deine Großmutter will es so . . . Töte den Deutschen, muß deines Kindes Gebet sein . . . Töte den Deutschen, fordert von dir dein Vaterland . . . Verpaß es nicht. Gib den Weg nicht frei. Töte . . . töte . . . Rote Armee töte! Kein „Faschist", selbst ein Ungeborener, ist unschuldig.21

In der Öffentlichkeit versuchte Josef Stalin, sich von solch einer Geisteshaltung zu distanzieren. „Manchmal hören wir verrückte Sachen über die Rote Armee und ihre Absicht, das deutsche Volk auszurotten und den deutschen Staat zu zerstören", lächelte der sowjetische Diktator mit dem Blick auf die Welt. „Das sind natürlich dumme Lügen".22 Aber selbst in dem Fall, daß Josef Stalin Ehrenburgs blutrünstige Worte als „albernes Geschwätz" hinstellte, seine Soldaten taten es nicht. Schon zerberstend von Haß und Rache gaben solche Ermunterungen sanktionierter Einzelpersonen, die in sowjetischen offiziellen Kreisen das Sagen hatten und damit dem

Verbrechertum derer, die mehr als bereit waren, ihrer wilden Phantasie freien Lauf zu lassen, den Anschein von Legalität.

„Kein Mitleid—für niemanden . . . “, warnte grimmig ein russischer Befehlshaber. „Es ist unsinnig, unseren Truppen Zurückhaltung aufzuerlegen. Das Land der Faschisten muß zu einer Wüste werden“.23

Die meisten Deutschen wußten in der Tat nur wenig von den oben dargelegten Vorgängen. Die meisten Deutschen lebten immer noch mit der Illusion, daß es in diesem Krieg noch Regeln gäbe. Nur wenige brachten es fertig, zu glauben, daß das Grauen in Nemmersdorf alles andere als nur eine fatale Verirrung war; daß diese Schlachterei nur ein Versehen war, das sich nie wiederholen würde. In Preußen und anderen den deutschen Osten verkörpernden Gebieten unvorstellbar, stellte sich der Alptraum von Nemmersdorf nur allzubald als ein milder Vorgeschmack dessen heraus, was noch folgen sollte.

In der Zwischenzeit, während der russische Druck im Osten immer bedrohlicher wurde, wandten weiter im Westen die mit den Sowjets kämpfenden alliierten Truppen ihre eigenen Arten von Extermination an. Hier, in seinen westlichen und zentralen Gebieten, war Deutschland in unmittelbarer Nähe der Bomberflotten des Feindes.

Die Vereinigten Staaten, besonders aber Großbritannien, waren entschlossen, die den Nazis angelasteten Verbrechen im Vergleich zu ihren eigenen wie eine Bagatelle erscheinen zu lassen. Im Gegensatz zum Krieg im Osten kam hier, im Westen Deutschlands, die Hölle nicht vom Eis und vom Schlamm von unten, sondern als Hölle von den Wolken und aus den Himmeln von oben.

1 Hölle von Oben

I

n der Nacht des 24.Juli 1943 heulten die Luftangriff Sirenen zum hundertsten Mal.1 Keine Stadt in der Größenordnung dieser bedeutsamen deutschen Hafenmetropole könnte in einem größeren

europäischen Krieg darauf hoffen, für lange davon verschont zu bleiben. Und dies galt auch für Hamburg. Bis jetzt waren allerdings die Luftangriffe und die Sirenen, die sie auslösten, mehr Test als Terror gewesen.

Mit einer Bevölkerung von mehr als einer Million war Hamburg eine riesige Stadt mit Häfen, Kanälen, Seen und Flüssen im Norden und die Bevölkerung in einem Stadtbezirk war nicht in der Lage, feindliche Luftangriffe in einem anderen wahrzunehmen. Obwohl sich die Bombenangriffe immer als zerstörerisch erwiesen und viele dabei ihr Leben ließen, gab es dort dennoch nicht mehr, sondern im Großen und Ganzen sogar weniger Luftangriffe als in anderen deutschen Städten. Viele fühlten, daß Hamburg, die „englischste Stadt Deutschlands", dank der ökonomisch-kulturellen Vorkriegsverbindungen mit Großbritannien und als Resultat dieser Verbindung wohl vom Schlimmsten verschont geblieben war.

Deshalb reagierte die Bevölkerung, in dieser Hochsommernacht des Jahres 1943, bereitwillig wie immer auf das Heulen der Sirenen und suchte, mit der ersten Welle britischer Bomber über sich, Schutz. Nur wenige unten befürchteten, daß sich dieser Luftangriff von vergangenen wesentlich unterscheiden würde. Und schon regnete es aus Hunderten von Flugzeugen Tonnen von Sprengkörpern ins Herz von Hamburg, Schulen, Kirchen, Krankenhäuser und Wohnhäuser zertrümmernd. Mit jeder neuen Bombenwelle gewann der Angriff an Heftigkeit und steigerte sich Minute um Minute in einem feurig-zerstörerischen Crescendo. Dann verschwanden die Flugzeuge plötzlich und ließen einen klaren Himmel und Schweigen zurück. Als die fassungslos Überlebenden später in der Nacht wieder aus ihren Kellern herauskamen, sahen sie, daß sich ihre einst wunderschöne Stadt in eine schwelende Ruine verwandelt hatte. Am nächsten Tag, als die aus dem gesamten Norden eingetroffenen Rettungsmannschaften und Feuerwehrmänner mit den Bränden kämpften, erschienen die Bomber der Luftwaffenarmee der Vereinigten Staaten über Hamburg.2 Die Amerikaner überraschten, wie geplant, nicht nur die sich um erste Hilfe Kümmernden, sondern auch die Kolonnen Zuflucht suchender Personen. Tausende starben in dem solcherart stattfindenden Massaker.

In der folgenden Nacht kamen die Royal Air Force Bomber zurück. Zusätzlich zu den normalen Sprengstoffladungen warfen die Briten, um die Feuersbrunst noch zu verstärken, unzählige Tonnen von Phosphorbomben ab. Der daraus resultierende Flächenbrand verursachte einen „Feuersturm". Orkanartige Stürme, die durch die intensive Hitze und dem damit verbundenen Aufwind Bäume entwurzelten, rissen Dächer von den Häusern und zogen die schreienden Opfer zurück ins Inferno. Einige wenige, die dem

241km/h Wirbelsturm in den Straßen entkamen, versanken im schmelzenden Asphalt und gingen dort sofort in Flammen auf. Diejenigen, die sich in die Kanäle der Stadt gestürzt hatten, starben von der Wärmestrahlung zu den Lungen, bis sie dann, auf der Wasseroberfläche dahintreibend, Feuer fingen. Als später in der Nacht die Überlebenden wieder aus ihren Kellern herauskamen, sahen sie, daß sich ihre einst wunderschöne Stadt in eine schwelende Ruine verwandelt hatte. Die Temperaturen im Zentrum dieses Holocausts erreichten eineinhalb Tausend Grad und jedesmal, wenn sich mehrere große Flammenmassen vereinigten, schossen sie fast 5 Kilometer in die Höhe.3 Das sich unten abspielende Höllendrama war für die von oben nicht unbeobachtbar.

„Als ich nach unten blickte, kam es mir vor, als blickte ich in etwas, das mir wie ein aktiver Vulkan vorkam“, sagte entsetzt einer der britischen Flugzeuginsassen. „Unsere eigentliche Bombardierung war wie eine Schaufelvoll Kohle nach der anderen, die man ins Feuer wirft“.4

„Die armen Bastarde!“ murmelte ein anderer, seinen Augen nicht trauend nach unten Blickender.5
Die Angriffe auf Hamburg rissen für eine Woche nicht ab, und stoppten erst dann, als es nichts mehr zum Zerstören gab. Treffenderweise von den Alliierten als „Operation Gomorrha“ bezeichnet, waren diese Angriffe ein kalter und kalkulierter Versuch, Hamburg mitsamt seiner Bevölkerung durch Verbrennen vom Erdboden verschwinden zu lassen. Der mit gezielter Absicht umgesetzte Plan war erfolgreich.
Hamburg, mit über 20 Quadratkilometern totaler Zerstörung, mit 750 000 Obdachlosen und mit zwischen 60 000 und 100 000 Leichen, meist Frauen und Kindern, hatte aufgehört zu existieren. Denjenigen, die darauf gehofft hatten, daß der britische und amerikanische Krieg gegen Deutschland in humaner Weise geführt werden würde und sich nur aufs Kampfgebiet beschränkte, hatten die Ereignisse in Hamburg einen endgültigen und machtvollen Beweis vom Gegenteil geliefert. Es war nun allen klargeworden, daß der Krieg der Alliierten ein Massaker, ein Krieg von offenem Terror geworden war.

✠ ✠ ✠

Die Zerstörung Hamburgs war das bis dahin grausamste und ungeheuerlichste Beispiel einer Verfahrensweise, die sich seit 1940

abzuzeichnen begann. Im Sommer jenes Jahres, als der Kampf um die Luftherrschaft über England im Gange war, gab der arg bedrängte Winston Churchill seine Einwilligung zu einem Plan, der die Verlagerung des Luftkrieges nach Deutschland einleitete. Der Architekt dieser Idee war Arthur Harris, Chef der Kommandozentrale der britischen Bomber. Im Gegensatz zum „Battle of Britain“, welche in jeglicher Hinsicht eine militärische Schlacht gewesen war, glaubte Harris, daß unablässige Luftangriffe auf Bevölkerungzentren sich als entscheidend erweisen könnten. Die Vernichtung altehrwürdigster Städte und die Zerstörung kostbarster Kunstwerke, verbunden mit einem Gemetzel und Obdachlosmachen („de-housing“) von Zivilisten, kalkulierte Harris, würde bald in der Lage sein, die deutsche Moral sowohl zu Hause als auch an der Front soweit zu brechen, daß ein totaler Zusammenbruch unvermeidlich sein würde. Während Churchill diesem Plan zustimmte, schwankte er anfangs jedoch zwischen der Strategie, sich auf eine rein militärische Kampfesführung zu beschränken oder aber „den Mann auf der Straße“ als Zielscheibe zu benutzen.

„Mein lieber Herr“, protestierte der Premierminister während des Höhepunkts im Kampf um Britain gegenüber dem Befürworter wahlloser Bombardierungen, „dies ist ein militärischer und nicht ein ziviler Krieg. Sie und andere mögen den Wunsch haben, Frauen und Kinder umbringen zu wollen. Ich aber habe den Wunsch...Deutschlands militärische Objekte zu zerstören“.6

Jedoch, wie schon früher mit dem Morgenthau Plan, widersprach der launenhafte Churchill sich selbst und billigte dann doch das Vorhaben von Harris. Vier Monate nach Ausbruch und Eskalation der britischen Bombardierungskampagne begann die deutsche Luftwaffe schließlich ihrerseits zurückzuschlagen, insbesondere mit Angriffen auf die alte englische Stadt von Coventry, wobei fast 400 Zivilisten getötet wurden.7 Auf Grund der Invasion der Sowjetunion im folgenden Jahr schwenkte aber Deutschlands Luftarmee, angesichts des verzweifelten Kampfes im Osten, ab. Aus diesem Grund begannen die britischen Bomber mit ihrer systematischen Zerstörung Deutschlands. „Deutsche Städte werden einer Tortur unterzogen werden, wie sie in ihrer Dauer, ihrer Schwere und ihrer Größenordnung, noch nie ein Land erlitten hat,“ versprach Churchill. „Um dieses Ziel zu erreichen, gibt es kein Ausmaß an Gewalt, vor dem wir zurückschrecken werden“.8

Bei Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg war man in der Lage, über

Hunderte von zusätzlichen Flugzeugen, die Angriffe gegen Deutschland fliegen konnten, zu verfügen. In der Öffentlichkeit bekundete Ira Eaker, Kommandeur der US Luftwaffe, angesichts der wahllosen und unter dem Schutz der Nacht sich ereignenden britischen Bombenangriffe sein Entsetzen und seine Verachtung. Obwohl das Risiko für seine Flugmannschaften unendlich größer war, entschied sich der amerikanische General für Präzisionsbombardierungen bei Tag, wobei ausschließlich militärische und industrielle Installationen in „Präzisionsbombardierungen“ anvisiert würden.9 Dies war—und dem stimmten die meisten zu—eine männlichere und zivilisiertere Haltung.

„Wir sollten es niemals erlauben, daß die Geschichtsschreibung dieses Krieges uns bezichtigen könnte, unsere strategischen Bomber gegen den Mann in der Straße eingesetzt zu haben“, erklärte Eaker.10

Jedoch zögerten die Amerikaner, trotz solch ausdrücklicher Versprechen, unglücklicherweise nicht, „zuzulangen“ und sich ihren englischen Kameraden bei Angriffen auf Wohnviertel anzuschließen, wie es Überlebende von Hamburg traurigerweise bezeugten.

Obwohl die amtlichen Verlautbarungen von Churchill, Arthur Harris und der RAF unablässig von Gebiets/Teppich/Saturation oder unbegrenzten Bombardierungen sprachen, gab ihnen die überwiegende Mehrheit der Alten, Jungen und Schwachen und die überwiegende Mehrheit derer, die gezwungen waren, diesen Alptraum zu durchleben, einen einfacheren und zutreffenderen Namen: „Terrorbombardierungen“.

✠ ✠ ✠

Piep-Piep-piep-Piep...Piep-Piep-piep...Piep. Schweigen, danach die kalte und leidenschaftslose Stimme aus dem Lautsprecher: „Annäherung eines Fluges in null-fünf Nord mit Kurs Südsüdost . . . “ Mein Herz schlägt und es übermannt mich ein unkontrollierbares Beben . . . Da kam die Ansage wieder. „Das Bombergeschwader hat nun Hamburg verlassen und fliegt immer noch in südöstlicher Richtung. Eine Attacke auf die Hauptstadt muß vermutet werden“. Wir sind im Handumdrehen in unseren Mänteln und auf den Fahrrädern in der Straße. Fahrräder sind schneller. Man kann die Taschen dadurch leichter tragen und auf den ebenen Strecken kann Mutti sogar auf dem Gepäckträger sitzen . . . Mit meiner ganzen aus meiner Furcht

erwachsenden . . . Kraft, trete ich wie ein Wilder in die Pedale.

Haustüren knallen zu, Gartentore quietschen, dunkle Gestalten eilen durch die Nacht. Sie kommen von überall her, aus allen Gassen und Ecken. Ein unablässiger Strom, der zu einer soliden schwarzen Masse wird. Wie ein die Ufer überschwemmender Strom im Frühjahr bewegt sie sich mit unaufhaltsamer Macht in Richtung Bunker. Für Momente erblickt man einzelne Gesichter, nämlich jedesmal dann, wenn ein rotes Aufflackern die Himmel erleuchtet. Nein, keine Gesichter, sondern gespenstisch-gruselige Masken. Die Sirenen heulen „ALARM“ . . . Noch dreihundert Meter auf offenem Feld. Hunderte rennen auf die einzige Tür zu.

Glücklicherweise befindet sich die Tür an der Seite, gleich neben dem Zaun, wo ich, an ihn angelehnt, mein Fahrrad abstelle und es sogar noch abschließe. Sobald wir dann an den wachhabenden Soldaten mit ihren schußbereiten Gewehren vorbei sind, werden wir von den dicht hinter uns folgenden Leuten durch die Stahltür gedrängt. Drinnen werden wir gegen jene gezwängt, die schon vorher angekommen waren. Obwohl es keinen Platz mehr gibt, strömen immer mehr hinein. Falls noch mehr kämen, würden wir kaum noch atmen können. Platt gedrückt und zu Tode gequetscht im Kampf ums Überleben. Die Wächter haben die Tür verschlossen und plötzlich setzt Schweigen ein.11

So beschrieb eine junge Berlinerin, was für sie und für Millionen von Deutschen zum zentralen Ereignis ihres Lebens geworden war, den Alarm bei den Luftangriffen. Die Bombardierungen des dritten Reiches waren 1944 bereits so weit fortgeschritten, daß fast jeder Einzelne in jeder Stadt davon betroffen war. Für das mit Schrecken erfüllte Fräulein und für ihre Landsleute war das Radio zu mehr als nur einem zeitlich begrenzten Entkommen von den Schrecken des Krieges geworden—es war die Frontlinie in ihrem Kampf ums Überleben. In den Worten von Ilse McKee:

Ein ständiges „Ping, Ping, Ping“ konnte man jedesmal hören, sobald Feindflugzeuge über Deutschland entweder angriffen oder im Begriff waren, anzugreifen. Ein Sprecher gab in gleichmäßigen Abständen den genauen Aufenthaltsort, die Anzahl der Flugzeuge und den Flugzeugtyp bekannt und warnte diejenigen Städte oder Gebiete, auf die die Formationen in Kürze zusteuern würden. Jede Richtungsänderung wurde selbstverständlich sofort mitgeteilt und die anderen davon betroffenen Städte oder Gemeinden

gewarnt. Sobald die feindlichen Flugzeuge Deutschland verlassen hatten, wurde das „ping“ von einem monotonen Tick Tack, wie das einer Uhr, ersetzt.

Auf diese Weise waren wir in der Lage, vorgewarnt zu sein, selbst wenn die Flugzeuge noch Hunderte von Kilometern entfernt waren, und wir wußten, daß wir später mit dem erneuten Ertönen der Sirenen zu rechnen hätten. Jedem Haushalt wurden spezielle Karten zugeteilt, die über Kurs und augenblickliche Lage der Flugzeugformationen Auskunft gaben, bis hin zum endgültigen Angriffspunkt . . . Mit so vielen Leuten im Haus und dem ständigen Fliegeralarm hatten wir bald einen Plan für eine angemessene . . . Schichtenpflicht ausgearbeitet. Jeder Erwachsene kam an die Reihe, in der Nacht wachzubleiben und sich die Reportagen anzuhören. Die erste Schicht war von zweiundzwanzig bis zwei Uhr und die zweite von zwei bis sechs. Dieses System gab jedem im Haus die Möglichkeit, zwischen den etwa fünf Gängen zum Keller, mit denen man jede Nacht zu rechnen hatte, etwas Schlaf zu bekommen.12

Solch ein Schauen und Warten und das scheinbar endlose Flüchten in die Unterräume stellte das Durchhaltevermögen aller vom Terror Bedrohten auf die Probe, besonders, was die Alten und Jungen betraf. Obwohl natürlich die meisten Fliegeralarme falsche waren, taten es solche, die aufgrund ihrer Erschöpfung irgendeinen dieser Alarme nicht ernst nahmen, auf eigene Gefahr.

„Meistens weckte ich, wenn der Alarm kam, nicht einmal meine Kinder auf“, gab eine Mutter zu. „Aber an jenem besonderen Abend, als ich das Radio einschaltete—ich schaltete es immer ein, wenn die Sirenen zu heulen begannen—kam mir, als ich von den sich nähernden riesigen Bomberformationen hörte, das Grauen, weil wir aufgerufen wurden, sofort in Deckung zu gehen. Ich weckte meine drei kleinen Töchter auf, zog sie an und half ihnen mit dem Rucksack, in dem sich ihre extra Unterwäsche befand. Ich nahm eine Aktentasche mit, in der sich ein feuerfester Kasten mit den Familiendokumenten, all meinem Schmuck und eine große Summe von Geld befand.13

„Schleppende Füße. An Wände stoßende Koffer . . . “, erzählte eine andere Frau. „Der Weg führt über einen Hof mit seinen von oben kommenden Treppenstufen . . . noch ein paar Schritte weiter nach unten, Schwellen,

Gänge. Und schließlich, hinter einer schweren, in Gummi eingefaßten Eisentür, die mit zwei Hebeln verschlossen werden kann, unser Keller. Obwohl offiziell Schutzraum genannt, benamten wir ihn: Höhle, Unterwelt, Katakombe des Schreckens, Massengrab".14

„Es war furchtbar, in diesen Steinkellern, aus denen man dann nicht entkommen konnte, zu sitzen und zu warten", sagte Gisela-Alexandra Möltgen. „Unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt, die Angst vor dem Tod verließ uns nie".15

Nach vielen sich hinziehenden Stunden, manchmal Tagen, war es jedoch oft der Fall, daß Angriffe ausblieben. Die Bomberformationen, die sich auf einem Kollisionskurs befanden, drehten plötzlich für andere Angriffsziele nach rechts oder links ab oder flogen harmlos über uns hinweg. Deshalb machte sich bei vielen eine ununterdrückbare Gleichgültigkeit bemerkbar. Einige, wie der junge Jan Montyn, litten unter Platzangst und fürchteten sich vor dem Gedanken, passiv in „versiegelten Gräbern" sitzen zu müssen.

Nachdem ich das Innere eines Luftschutzbunkers mehrere Male gesehen hatte, war mir der Gedanke, es auch nur für eine Minute darin aushalten zu müssen, unerträglich geworden. Allein bei dem Gedanken, mit Hunderten und manchmal sogar Tausenden in einem Untergrundloch, auf das Unvermeidliche wartend, eingepfercht zu sein, brach ich in einen kalten Schweiß aus . . . Ich zog es vor, im Freien hinter einer Wand zu liegen, statt hinter einer hermetisch versiegelten Stahltür—dem blinden Schicksal völlig ausgeliefert—im Untergrund zu hocken.16

Andere, wie die 16-jährige Olga Held, waren der monotonen Routine überdrüssig geworden:

Ganz am Anfang, nachdem die Luftschutzsirenen ertönten, rannten wir den einen Kilometer zum immer überfüllten Luftschutzbunker. Wir mußten uns durch die Tür hindurchzwängen und im vollgerammelten Treppenhaus stehen. Irgendwie machte es Spaß, denn ich hatte dadurch viele Gelegenheiten, mit den Soldaten, die auf Urlaub waren, zu flirten. Aber nach mehreren Monaten hörten wir zu rennen auf. Zu oft heulten die Sirenen, während die Bomber ihren Flug fortsetzten . . . später gingen wir nur dann in Schutzräume, wenn es zufälligerweise einen in der Nähe gab.17

Nichtsdestoweniger beherzte die große Mehrheit die Warnungen, als wären

sie ihre ersten . . . oder letzten. Wie schreckenerregend die Serien von Alarm auch gewesen waren, den Deutschen wurde die wirkliche Bedeutung dieses Wortes erst dann klar, als es plötzlich einmal richtig losging.

✠ ✠ ✠

„Sirenen! Ein Drill? Eine Warnung? Wahrscheinlich ein oder zwei Aufklärungsflugzeuge . . . “, dachte Ilse Köhn, als sie sich einmal zufällig in einem unvertrauten Stadtteil Berlins aufhielt. „Ich suche sicherheitshalber nach einem Schutzraum“.

Ich renne ohne Unterbrechung in der Hoffnung, vor dem Eintreffen des Vollalarms einen Zufluchtsort zu finden. Die Sirenen heulen, ja brüllen. Vollalarm! O mein Gott, wo sind denn all die anderen . . . ? Wir rennen auf die Brücke und schnappen nach dem Überqueren der Hälfte der 100 Meter atemlos nach Luft. Was für ein Lärm ist das? Ein Hornissenschwarm? Woher stammt er? Und dann sehen wir sie und bleiben—für einen Moment, der eine Ewigkeit zu dauern schien—wie angewurzelt stehen.

„O mein Gott!“ Was für ein Anblick! Hunderte, ja Tausende von Flugzeugen kommen in unsere Richtung. Der ganze Himmel glitzert von Flugzeugen. Mit ihren metallischen Körpern in der Sonne funkelnd fliegen sie in perfekter V Formation . . . Jetzt nur noch der schreckliche und intensiver werdende ohrenbetäubende Lärm von Motoren, Tausender Motoren. Die Luft vibriert und scheint zu erschauern; das Wasser, der Boden und die Brücke unter uns beginnen zu beben . . . Wir rennen. Die erste Formation befindet sich schon über uns.18

„Nachdem die führenden Elemente der verschiedenen Formationen ihre Bombenkammern geöffnet hatten, gab es einen die Sonne wie mit vielen Spiegeln einfangenden blendenden Lichtblitz am Himmel“, erinnerte sich ein anderer in Schrecken versetzter Augenzeuge.19

Für jene säumigen oder zweifelnden Personen, die den Ausbruch eines Nachtangriffs erlebten, war der Anblick sogar noch spektakulärer. Den nachfolgenden Bombergeschwadern helfend, steckte das vorderste Flugzeug das zu zerstörende Gebiet ab, indem es eine Anzahl von verschiedenfarbigen Markierungen fallenließ. Weil sie wie ein blendender Schauer von rotem, grünem und weißem Licht herabstürzten, wurden diese Leuchtsignale von den Leuten unten „Christbäume“ genannt. „Als mein Mann und ich aus dem

Haus kamen, konnten wir die Christbäume schon fast genau über uns sehen . . . “, schrieb eine Frau aus der Nähe von Hamburg. „Sie erleuchteten die Straßen so hell, daß es uns möglich gewesen wäre, ein Buch dabei zu lesen. Wir wußten, was das bedeutete und waren voller Angst“.20

Im allgemeinen bedeutete die Tatsache, das Aufleuchten der Bombenschachtklappe oder der Leuchtsignale bei Nacht zu erleben, daß es zu spät war, sich in Sicherheit bringen zu können, da der Todesregen nur noch Momente entfernt war.

„Dann kam das Dröhnen, als wenn tausende von Eisenbahnzügen durch die Luft rasten“, bezeugte einer, der es gehört hatte. „Dies waren die zur Erde hinunterstürzenden Bomben . . . der Lärm wurde lauter und lauter . . . Frauen mit hochgestecktem Haar, rannten mit Mop, Eimer und Besen in der Hand umher . . . einige schrieen schreckerfüllt“.21

Während sie zitternd in ihrem Unterstand hockte, erinnerte sich Rosa Todt aus Neustadt auch an die schrecklichen Momente, als die Zweifler vor den Stahltüren zuerst das infernalische Dröhnen gehört hatten. „Ganz plötzlich wollte eine Menge von Leuten, die auf der Straße vor dem Eingang zum Luftschutzbunker standen, hereinkommen . . . “, erinnerte sich Rosa. „Sie hämmerten mit ihren Fäusten gegen die verschlossene Eingangstür des Schutzraumes, die von innen verschlossen war, weil es keinen Platz mehr gab. Die Draußen Gebliebenen rannten fieberhaft hin und her, ihr Leben zu retten“.22

„Mutter Gottes, bitte für uns . . . “, weinte eine Frau in Ilse McKees‘s Bunker. „Heilige Jungfrau, beschütze uns“.

Im nächsten Moment gab es ein unangenehmes Pfeifen, gefolgt von einer Explosion. Alle waren augenblicklich flach am Boden. Der Keller bebte, es rieselte Mörtel herunter und alles wurde wieder ruhig. Wir hoben, in der Hoffnung, daß es nun vorüber sei, unsere Köpfe ein wenig. Es gab noch ein paar entfernte Explosionen, bevor die Flugzeuge zurückkamen. Dieses Mal schien die gesamte Erde zu beben. Draußen krachte es mehrere Male. Es klang, als bräche das Haus in Stücke. Als wir das hörten, kamen die Flugzeuge zurück. Wir hielten unsere Köpfe nach unten. Jetzt betete niemand mehr. Die Mütter lagen über ihren Kindern, um sie mit ihren Körpern zu beschützen. Einige der Koffer polterten von dem Platz, wo wir sie abgestellt

hatten, die Treppe hinunter.23

„Es fühlte sich an, als wenn das ganze Haus in einem gigantischen Zusammenbruch auf uns hinabstürzen würde“, sagte eine erschrockene Zehnjährige in dem Bunker. „Die Hunde waren außer sich vor Angst und rannten in der Dunkelheit hin und her; ihre Besitzer riefen sie bei ihren Namen . . . ‘Es wird schon alles gut gehen‘, sagte Mutter zu uns. ‚Bleibt ruhig und macht euch keine Sorgen‘ “.24

„Es war wie ein Erdbeben“, fügte Eva Beyer hinzu. „Wir kauerten alle eng beieinander und weinten und beteten und zitterten und wurden von einem absoluten Grausen gepackt. Eine Mutter war so erschrocken, daß sie Durchfall bekam, zwei andere Frauen wurden ohnmächtig, die Kinder schrieen, die Frau des Bäckers bekam eine Gallenkolik. Es war wie in einem Asyl für Mondsüchtige“.25

Liselotte Klemich schrieb:

Die Leute in den Bunkern reagierten in sehr unterschiedlicher Weise. Einige schrieen jedesmal laut auf, wenn es einen Treffer gab. Einige beteten oder schluchzten. Meine Gefühlsregungen erwürgten mich förmlich. Ich dachte immer: „Meine armen, unschuldigen Kinder. Sie werden mir genommen werden“. Ich fuhr fort, sie zu beschützen. Und ich war darüber hinaus auch noch schwanger. Schließlich hörte es auf und wir waren alle noch am Leben.26

So unvertraut die meisten auch mit Luftangriffen waren, einige, wie Liselotte, nahmen an, daß die erste Welle von Angriffen auch schon die letzte gewesen war. Doch dies war viel zu oft nicht der Fall. Die abgehärmte Mutter fährt fort:

Ich dachte, es wäre vorbei, aber meine arme Annemarie schrie, „die kommen zurück, die kommen zurück“. Sie hatte recht . . . Wir wollten wieder in den Schutzraum zurück. Die Kinder waren mit ihren Kräften am Ende; sie weinten und klammerten sich an mich. Wir kamen bis zum Flur, aber schafften es nicht in die Schutzkammer, weil die Fenster schon explodiert waren. Wir standen beengt beieinander. Einige saßen auf dem Fußboden. Meine kleine Karin, die fünf Jahre alt war, fing sehr laut zu beten an: „Lieber Gott beschütze uns, lieber Gott beschütze uns“. Ihre kleine Stimme wurde immer lauter und penetrierender.27

„Die Kinder begannen sofort zu schreien“, bemerkte Eva Beyer.

Dann fingen drei Frauen, wie von Tollwut gepackt, zu brüllen an, während eine alte Frau in einer Ecke stand und aus Herzensgrund betete. Es war schrecklich. Ich duckte mich unter einer Wölbung und wartete—mit meinem von Furcht überbeanspruchten Herz—auf das Unvermeidliche, lag zusammengekrümmt auf meinen Knien und mit dem Gesicht in meinen Händen vergraben, da. Ich war erfüllt vom Schrecken, lebendig begraben zu werden, denn es ist grausam, dort zu liegen und auf ein Ende zu warten, von dem man sich keine Vorstellungen machen kann.28

Kein Betrag von Weinen oder Beten konnte die Leute vor direkten Treffern schützen. Die Alliierten benutzten verschiedene Sorten von Bomben für zusammengedrängte Menschenmassen, einschließlich Brandbomben, Luftminen und den 11 Tonnen schweren „Blockbuster“, der, wie sein Name schon sagt, so konzipiert war, daß er ganze Straßenreihen und alles sich darin Befindende dem Erdboden gleichmachte. Man hatte auch spezielle Zeitzünderbomben entwickelt, die sich durch Gebäude bohren und in Kellern und Luftschutzräumen explodieren sollten. Während relativ wenige der Bunker direkte Treffer zu erleiden hatten, kam aber der Tod in vielen Gestalten.

„Eine ältere Frau hatte einen Herzanfall und starb direkt vor uns“, offenbarte ein kleines Mädchen in einem anderen von Terror geprägten Luftschutzbunker. „Niemand konnte etwas für sie tun, sagte Mutter. Das Eigenartige dabei war, daß keiner sich etwas daraus zu machen schien, daß sie gestorben war“.29

Ein Zeuge eines anderen Bunkers fügte hinzu:

Sie saß, mit ihrem Rücken an einen Spiegel gelehnt, der ganz unten an der Wand befestigt war, da . . . Und als das Haus getroffen wurde, zerplatzte der Spiegel in tausend Stücke, die den Rücken und den Kopf der Frau durchdrangen. In der Dunkelheit und Aufregung bemerkte aber niemand, daß die alte Frau im Handumdrehen verblutet war.30

„Nach einer gigantischen Explosion kam von der Kellerdecke her eine Wolke von Staub auf uns hinunter und das Licht ging aus“, schrieb Olga Held von Nürnberg. „Die Kraft der Druckwelle warf mich auf die Grundmauern und ein stechender Schmerz durchdrang mein rechtes Ohr. Ich schrie. Mutter hielt

mich fest und das schien den Schmerz für eine oder zwei Minuten zu lindern, aber der Schaden war getan . . . Ich hatte die Hälfte meines Gehörs im rechten Ohr verloren".31

Bei denen, die gezwungen waren, bei den scheinbar endlosen Angriffen durchzuhalten, rächte sich die Überanstrengung. „Die Erde bebte, die Wände krachten und der Verputz kam wie Mehl herunter und der ganze Keller wurde zu einer einzigen Staubwolke", schrieb Elli Nawrocki aus Hamburg. „Niemand sprach ein Wort. Dann brachen die Nerven einer meiner Kolleginnen zusammen. Während des totalen Schweigens fing dieses Mädchen plötzlich zu lachen an . . . Jemand sagte: ‚es gibt doch nichts zu lachen', worauf das Mädel antwortete: ‚das ist genau, was ich immer schon wollte'. Sie hatte wirklich keine Ahnung, was sie da sagte. Ihre Mutter und Großmutter waren nämlich beide in derselben Nacht getötet worden".32

„Tod war nicht das Schrecklichste in jener Nacht", erklärte Jacob Schutz aus Darmstadt, „aber die Todesangst—das Gewimmer, das Gekreische, das Geschrei".33

Mit „immer noch bebenden und den Füllfederhalter benutzenden" Fingern versuchte eine Frau, die vorher andere Luftangriffe erlebt hatte, den Tod oben und die Todesfurcht um sie herum aus ihren Gedanken zu vertreiben, indem sie flüchtig aufschrieb:

Ich bin in Schweiß gebadet, als ob ich Schwerstarbeit verrichtet hätte. Seitdem ich selbst einmal ausgebombt worden war und während jener Nacht helfen mußte, die Verschütteten zu retten, läßt mich die Todesangst nicht mehr los. Immer dieselben Symptome. Die Handflächen beginnen feucht zu werden. Dann ein Schweißkreis um meinen Kopf herum, ein bohrendes Gefühl in der Wirbelsäule, ein zuckender Schmerz im Nacken, Trockenheit im Rachen, ein synkopischer Herzschlag, die Augen stieren auf die gegenüberliegenden Stuhlbeine, wobei sich ihre gedrechselten Kurven wie zu einer Wahnvorstellung verdichten. Beten zu können. Das Gehirn sucht nach Satzfragmenten: Laß die Welt gehen, es ist nichts . . . und . . . keiner fällt heraus aus der Welt . . . Nilo timere („Nichts zu fürchten").34

Und dann, fuhr die Frau fort, zur Erleichterung aller, „flaute die Welle ab" und es gab nur Schweigen von oben. „Und wie auf Geheiß brach ein fieberhaftes Plappern los. Jeder begann lauter als der andere zu lachen und

Witze zu reißen“.35

Jedoch nur allzuoft wurden dieses Lachen und diese Unbeschwertheit durch neue Bombenangriffe unterbrochen. So beklemmend und surreal der Zustand in den Bunkern auch war, die Situation für jene, die draußen festsaßen, war weitaus brenzlicher. Ilse Kohn, die sich mit einer alten Frau und ihren Enkelkindern unter freiem Himmel befand, lag hilflos da, „während die Hölle ausbrach“.

Es regnet Bomben. Millionen von länglichen, rundlichen Gebilden, kommen in Kreisen heruntergetaumelt. Der Himmel wird grau, schwarz, die Erde bricht. Die Detonationen fangen an, wie ununterbrochener Donner zu klingen . . . “Oma! Oma!“ jammert das kleine Mädchen und zieht an ihrem Rock. „Oma, laß uns zum Bunker gehen; bitte, bitte, Oma!“

Ich bin flach auf dem Boden. Bomben, Bomben, Bomben fallen überall um mich herum. Es kann nicht sein. Es ist ein Traum. Es gibt ja gar nicht so viele Bomben auf der ganzen Welt. Vielleicht bin ich schon tot? Ich richte mich auf und ziehe den Eimer, die alte Frau und das Mädchen hinter mir her und auf eine Veranda zu, eine Betonveranda mit etwas Platz darunter. Die schrille Stimme der alten Frau erhebt sich über dem Lärm der Detonationen, des Artilleriefeuers und zerbrechenden Glases: „Gott im Himmel! Gott im Himmel!“ Und dazu kommt nun auch noch das Heulen des Säuglings.

Halte Dich an der Erde fest. Sie hebt sich, als ob wir auf einem Trampolin wären. Aber ich klammere mich an sie, vergrabe meine Fingernägel in sie. Warum ist es so dunkel? Die alte Frau kauert über dem Baby. Sie schüttelt ihre Faust zum kleinen Mädchen hin und schreit: „Gott im Himmel vergib ihr. Vergib ihr ihre Häßlichkeit, ihre Sünde . . . Oh Herr, ich weiß, daß sie nicht gebetet hat!“ Ihre Faust landet auf dem Kopf des Mädchens.

Ein zischendes Stück Granatsplitter gräbt sich in den Beton der Veranda. Das kleine Mädchen ergreift mich, ihre Fingernägel krallen sich in meinen Nacken. Ihre Stimme, wie in einem unerträglichen Schmerz, durchbohrt mein Trommelfell: „Mama! Mama! Wo bist du, Mama?“ Ein Klumpen Erde fliegt mir ins Gesicht. Ich bin noch am Leben. Am Leben mit Angst und bereit, allen Mächten, die es geben sollte, zu versprechen, daß ich ein besserer Mensch werden würde, wenn ich nur am Leben bliebe.

Warrrooom. Warrrooom-warrrooom-warrroom. Mein ganzer Körper schnellt

in die Höhe und fällt wieder zurück auf die Erde, schnellt wieder hoch und fällt wieder hinab . . . „Du gottloses Kind . . . Oh Herr! Warum hast du nicht gebetet?“ Immer, immer wieder . . . „Mama! Mama! Mama!“ Rrrahr-rrahr-rah!

Die Wehklagen der Großmutter, des kleines Mädchens und des Säuglings über den Bomben und Granaten. Wird das jemals enden?36
Und dann, wie ein Wunder, nichts mehr. Ilse fährt fort:

Plötzlich ist es still. Totenstill. Grausige, furchterregende Stille. Ich atme. Wir atmen alle. Eigenartig, unsere Atemzüge zu hören. Was ist das? Oh, nur die Feuerwehr. Sirenen. Wieder Sirenen? Entwarnung. Alles klar. Das heißt, daß ich gehen kann.

„Es tut mir leid, aber ich muß gehen. Ich muß mich um das Futter für das

Schwein kümmern“, sage ich.
„Na klar, meine Liebe“, erwidert die alte Dame. „Es tut mir leid, daß sie so schnell weg müssen. Sie müssen wiederkommen. Kommen sie uns besuchen. Zum Tee trinken. Es ist sehr nett, Sie getroffen zu haben“. Wir schütteln die Hände in sehr förmlicher Weise“.37

✠ ✠ ✠

Wie die obenstehende Erfahrung illustriert, war einer der wenigen Vorteile, die die sich draußen aufhaltenden Überlebenden hatten, die Tatsache, daß sie sich grundsätzlich in Sicherheit bringen konnten, sobald das „alles klar“ Zeichen gegeben war. Die sich im Untergrund Aufhaltenden konnten das oft nicht. Momente nach dem Angriff machten sich die Rettungsmannschaften fieberhaft an die Arbeit. Einer dieser Leute, Marinerekrut Jan Montyn, hinterließ ein anschauliches Zeugnis des zerstörten Mannheim:

Rauch. Das Knistern des Feuers. Schwefel und TNT Gestank. Das Gepolter von einstürzenden Häusern. Alles von gelegentlich hinausgezögerten Explosionen begleitet. Und Leute, Leute, die Befehle gaben, etwas herausriefen, überlaut sprachen, schrieen, weinten. Fußschritte. Rennen. Schlürfen. Leute, die mit Verwirrung in den Trümmern herumturnten—im Unklaren darüber, was sie eigentlich suchten und vor allem: wo.

Die ersten Rettungsmannschaften befreiten schon fieberhaft die Zufahrtsstraßen, um es der Feuerwehr und den Ambulanzen zu ermöglichen,

auch solche Straßen zu erreichen, die noch in gewisser Weise passierbar gemacht werden konnten. Andere wanderten in den Ruinen herum, kletterten über Trümmerhaufen, um Gas Lecks und zerplatzte Wasserleitungsrohre zu entdecken. Es gab das Risiko von weiteren Explosionen. Es war möglich, daß die Keller sich mit Wasser füllten. Alle diejenigen, die nicht schon begraben oder erstickt waren oder nicht von der Hitze geröstet, waren nun vom Ertrinken bedroht. Mit Hilfe von Straßenkarten wurde versucht, die Luftschutzbunker ausfindig zu machen. Der Unrat mußte beiseite geschafft werden: mit Spaten, mit unseren bloßen Händen, feuchte Tücher vor unseren Gesichtern, mit unseren versengten Augenwimpern und Augenlidern. Stein für Stein, Brocken für Brocken. Trümmerteile werden von einer lebendigen Kette von Händen weggeräumt. Und gib acht. Sei vorsichtig. Der Boden kann vom Gewicht der Trümmer ohne Warnung einbrechen—nimm dich in acht. Während es überall brennt, kommt es von Zeit zu Zeit in nah und fern zu gelegentlichen Explosionen. Wegen der noch nicht explodierten Zeitzünderbomben. Man war in Gefahr, jederzeit darüber stolpern.38

In ihren Luftschutzbunkern unter Trümmern begraben, konnten die Überlebenden sich nur zusammendrängen, ihren Schrecken unterdrücken und auf eine erhoffte Befreiung warten. Ein kleines Mädchen schrieb:

Die Leute weinten und sagten: „Oh mein Gott, oh mein Gott, woher kommt denn das Wasser?“ Ich fühlte, daß meine Füße naß wurden. Einige Kerzen waren angezündet, damit wir sehen konnten, von woher das Wasser kam, aber ein Mann rannte umher und blies alle Kerzen aus, indem er schrie: „Ihr Schwachköpfe. Wollt ihr denn, daß wir alle explodieren? Riecht ihr denn das Gas nicht?“ Niemand wußte, woher das Wasser kam; nur, daß es langsam anstieg. Wir zogen unsere Füße hoch auf die Bänke und warteten darauf, was wohl nun passieren würde.

„Keine Sorge“, beruhigte uns Mutter wieder. „Die finden uns bestimmt in ein oder zwei Minuten“.
Eine Frau fing an, eine Hymne zu singen, in der Gott eine feste Burg und machtvolle Verteidigung ist, die uns durch dick und dünn helfen würde. Ich kannte das Lied und stimmte—wie auch die anderen Leute—mit ein . . . Das Singen half uns sehr. Während des Singens vergaß ich all meine Angst.
Und dann öffnete sich die Kellertür mit einem Riesenkrach und ich sah, wie ein Mann seinen Kopf hineinsteckte. Er hatte eine große Taschenlampe und sagte, „Die Party ist zu Ende. Kommt raus“. Dann riefen alle „Hurra“ und

„Gott sei Dank“ und „ihr kommt aber spät!“ Es war, als wenn vor nur kurzer Zeit niemand geschrieen oder geweint hätte.39

Während die Suche nach den in den Ruinen Verschütteten sich fortsetzte, kamen andere aus ihren Verstecken hervor, um zu entdecken, daß die Landschaft surrealistisch geworden war. „Als wir langsam und vorsichtig aus unseren Kellern herauskamen schockierte uns, wie dunkel es war“, sagte ein Überlebender nach einem Luftangriff auf Berlin. „Zwei Stunden vorher war es noch ein herrlicher Sommertag gewesen. Nun konnten wir die Sonne nicht mehr sehen. Nichts als ein gräßlich-grünbläulicher Himmel mit allen möglichen in der Luft herumschwebenden Kleidern und Papierfetzen. Es war dunkel mitten am Tag“.40 Traute Koch erinnerte sich:

Mit großer Furcht gingen wir auf die Straße hinaus. Es gab nur einen Weg vor uns, aber was für ein Weg das war! Diese große Hitze und eine bleierne Schwermut über uns. Wo vor ein paar Stunden noch Häuser gestanden hatten, ragten nun nur einzelne Wände mit leeren Fenstern empor. Dazwischen gab es viele immer noch glühende Trümmerhaufen. Zerrissene Drähte hingen überall von oben herab . . . Plötzlich sah ich allerorts Schneiderpuppen herumliegen. „Mutti“, sagte ich, „hier wohnten doch keine Schneider und trotzdem liegen hier überall so viele Puppen herum“. Meine Mutter packte mich am Arm und sagte: „Geh weiter. Sieh nicht so genau hin. Weiter. Weiter. Wir müssen weg von hier“.41

Otto Mahncke aus Hamburg dokumentierte mit jedem Schritt ein neues Grauen:

An der Ecke . . . eine Frau, die gerade von einer Geburtstagsfeier zurückkam, schrie: „Mein Kind! Mein Kind! Da oben!“ Keiner der Männer und keine der Frauen wagte es, ins Haus zu gehe, um das Baby zu retten . . . Wir sahen, wie Seemänner Leute aus brennenden Häusern retteten, indem sie sie von Balkon zu Balkon weiterreichten. Einige der Leute wurden gerettet. Dann, plötzlich, sackte das ganze Gebäude wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Alle auf dem Balkon Stehenden fielen in die Ruinen . . . eine alte 70 jährige Frau rief von einem Fenster eines Fachwerkhauses im dritten Stock um Hilfe. Der Raum stand in Flammen. Ich rannte mit ein paar anderen Männern, um eine Leiter zu holen. Wir fanden eine längere Leiter und ein paar Männer kletterten hinauf, um die Frau zu retten. Aber alle kamen vom zweiten Stock zurück; die Hitze war zu groß. Ich versuchte es auch, aber war gezwungen,

nur einige Sprossen vom Fenster entfernt, mich auch zurückzuziehen. Die Hitze war einfach zu groß. Als ich unten ankam, sah ich, wie die Frau—mit einem wilden Blick nach unten schauend—ins Flammenmeer zurücksank.42

Von derselben Stadt bezeugte Helmut Wilkens ähnliche Szenen in der brennenden Nachbarschaft:

Jemand stand in einem Fenster im zweiten Stock und rief um Hilfe. Es war Herr Schwarz, der niemals in den Bunker ging; nur seine Frau tat es. Die Leute riefen ihm zu, doch zu springen. Wir spannten einige Decken für ihn aus, in die er hätte springen können, aber er war zu ängstlich. Die Decken würden sein Leben allerdings auch nicht gerettet haben. Plötzlich gab es zwei Seemänner . . . Sie sagten: „Erschieß ihn. Er wird dann nicht mehr diese Höllenqual erleiden müssen. Er steht ja schon in Flammen“. Sie fingen an, mit ihren Pistolen auf ihn zu zielen. Da fiel er vornüber und schlug aufs Straßenpflaster auf.43

„Die mit Armen oder Beinen unter schweren brennenden Balken Eingeklemmten schrien um Hilfe . . . “, erinnerte sich Olga Held, während sie auf den Straßen von Nürnberg herumirrte. „Aus Tonnen von brennenden Trümmern drangen Schreie. Wo immer ich auch hinblickte, flehten Eingeklemmte darum, befreit zu werden“.44

Nach einem Luftangriff schien es den erschütterten Überlebenden, als ob die Zahl der Toten die Zahl der am Leben Gebliebenen weit übertraf. Eines der Opfer, wie ein von Entsetzen gepackter Mann aus Darmstadt bemerkte, „lag—wie eine Bildsäule—mit ihren erkalteten Schuhabsätze in die Luft gestreckt und mit erhobenen Armen da . . . mit ihrem klaffend weit geöffneten und Zähne zeigendem Mund, so daß man sich fragte, ob sie weinte oder lachte“.45

„Ein fetter Luftangriffswächter mit friedevoll auf seiner enormen Brust gefalteten Händen und seiner Laterne, lag gleich neben ihr“, berichtete ein anderer Zeuge aus derselben Stadt. „Er sah wie ein satter Schläfer nach einem Bankett aus“.46

Nicht jeder der Entdeckten war ein namenloser Fremder. „Meine beiden Kinder zog man tot heraus“, berichtete eine Mutter in ihrer Qual. „Man konnte kaum Verletzungen an ihnen entdecken. Sie hatten lediglich einen kleinen Tropfen Blut an ihren Nasen und größere Kratzer am Hinterkopf. Ich

war total schockiert. Ich wollte schreien . . . Ich wollte schreien“.47

Während benommene Überlebende aus ihren Zufluchtsorten entwischten und durch die Straßen liefen, suchten Arbeiter fieberhaft nach denen, die noch in Unterständen gefangen waren. Für zahlreiche Opfer war es jedoch schon viel zu spät. Nachdem es den potentiellen Rettern schließlich gelang, sich einen Weg zu den eingegrabenen Bunkern zu bahnen, fanden sie oft Szenen unvorstellbaren Grauens vor. In Kellern mit direkten Einschlägen waren die blutüberströmten Wände überall mit Knochen, Gehirnen und diversen Körperteilen bespritzt. In einigen Bunkern hatten zerborstene Wasserrohre deren Insassen langsam zum Ertrinken gebracht. Gebrochene Wasserdampfrohre hatten andere schreiende Eingeschlossene bei lebendigem Leibe gekocht. Die grauenvolle Suche nach Leben wurde trotz allem fortgesetzt. Jan Montyn:

Wir waren stundenlang damit beschäftigt, ein Stein nach dem anderen beiseite zu schaffen. Die Trümmer waren in Schichten von mehreren Metern Höhe aufeinandergehäuft. Kalk, Zement, Stroh, zerbrochene Möbel, Gebälk. An hastig errichteten Hilfsposten stopften wir von Zeit zu Zeit etwas Essen in unsere Münder. Und wieder ging es weiter. Grimmig, ohne Gedanken, ohne verstehen zu können. Aus unseren Augen flossen Tränen, aber wir nahmen nichts davon wahr, unsere rauhen Hände waren von Blut durchtränkt, aber wir fühlten es nicht. Wir hörten Klopfsignale. Wir hörten Stimmen, die aus der Tiefe der Erde kamen. Und wir arbeiteten hastiger. Stein um Stein. Stunde um Stunde. Die Nacht war vorbei. Schwächer werdende Klopfsignale. Wir erhöhten unser Tempo. Die Sonne kam heraus. Wir hörten keine Stimmen mehr, kein Klopfen.

Gegen Mittag gelang es uns, den Eingang zu einem Bunker zu öffnen. Aber wir fanden nur Tod. Wir setzten uns hin, ausgebrannt und rußbeschmutzt, besiegt, erschöpft. Und dann geschah plötzlich ein Wunder. Es war Bo‘sun Heyne. Mit einem idiotisch-verzerrten Gesicht riß er, wie ein Verrückter, an einem mannsgroßen Mauerwerkstück herum. Seine Augen traten aus ihren Höhlen. Er wurde immer röter. Die Venen in seinen Schläfen schienen bereit, zu zerbersten. Die Steinmauer gab plötzlich nach und er mußte zur Seite springen, um zu vermeiden, von ihr zerschmettert zu werden. Ein Hohlraum war freigelegt worden. Und in diesem Hohlraum befand sich ein großer Binsenkorb.

„Ich wußte es, verdammt nochmal, ich wußte es, verdammt, verdammt“, stammelte Bo‘sun Heyne. Und er nahm etwas in seine Arme. Etwas, das sehr klein war und das sich bewegte. Etwas, das wimmerte.48

✠ ✠ ✠

Und dann, nach Stunden, sogar Tagen von Tod, Schreien, Tränen, Ironie, und unerwarteten Wundern passierte, was die meisten nicht für möglich gehalten hätten: die Sirenen ertönten von neuem. Dieses erneute und für unmöglich gehaltene Sirenengeheul schien für viele der Opfer des ersten Luftangriffs— und bedeutete in vielen Fällen— das Ende der Welt. Wie es bei den Angriffen auf Hamburg, Berlin, Nürnberg, Darmstadt, Köln und andere deutsche Städte schon der Fall gewesen war, kamen die britischen und amerikanischen Bomber, nachdem sie die angezielten Städte zuerst in ein Splittermeer verwandelt hatten, nach kurzer Zeit in der Hoffnung zurück, die sich auf offener Straße aufhaltenden Überlebenden mitsamt der Rettungskräfte zu ertappen, um dann den noch nicht in Flammen stehenden verbleibenden Rest mit ihren Feuerbomben in Brand setzen zu können.

Wenige derer, die nun wieder in Richtung Bunker taumelten, waren in der Lage, sich vorstellen zu können, daß sie in Todesfallen zurückkehrten. Als die dröhnenden Bomber ihre tödlichen Frachten entluden, ergoß sich ein wahrhaftiger Feuerregen auf die dem Untergang geweihte Stadt.

„Eine riesige feurige Wolke . . . senkte sich langsam auf die Stadt hernieder . . . “, sagte ein Zeuge von Würzburg. „Diese Feuerwolke kannte keine Gnade. Sie sank auf Kirchen und Häuser, Paläste und Zitadellen, breite sowie schmale Straßen. Anfangs spritzten brennende Tropfen von der Wolke, die vereinzelte Feuer verursachten, worauf der brennende Schleier ganz Würzburg in sich einschloß. Momente später erleuchtete der Pfad einer gigantischen Flamme die dunkle Nacht und färbte die Wolken scharlachrot“.49

„Es war, als wenn Feuer vom Himmel gegossen wurde“, fügte ein von Grauen gepackter Betrachter einer anderen Stadt hinzu.50
„Alles, aber auch alles brennt!“ rief ein Mann, der in den Bunker rannte, in dem sich Martha Gros befand.

Es gab ein entsetzliches Getöse, die Wände bebten, wir hörten Mauerwerk krachen und zusammenstürzen und das Prasseln von Flammen. Der Verputz

begann sich zu lösen und wir dachten alle, daß die Decke einstürzen würde . . . Ungefähr dreißig Sekunden später gab es eine zweite schreckliche Explosion, die Kellertür öffnete sich und ich sah, wie das Treppenhaus zum Keller, mit brillantem Licht durchflutet, zusammenstürzte und wie ein Fluß von Feuer nach unten strömte. Ich schrie: Laßt uns rausgehen!“ aber der Kapitän packte mich: „Bleib hier, die sind noch über uns“. Im selben Moment wurde das gegenüberliegende Haus getroffen. Die gepanzerte Platte vor unserem Kellereingang flog in die Luft und eine etwa fünf Meter lange Stichflamme schoß in unsere Richtung. Schränke und andere Möbel brachen auseinander und fielen auf uns. Der fürchterliche Druck schleuderte uns gegen die Wand“.51

Viele der Opfer versuchten zunächst, die zischenden Brandbomben aus den Kellerfenstern zu werfen. Um diesem Versuch entgegenzuwirken, waren einige der Brandbomben mit tödlichen Zeitzündern versehen.52

Nicht lange darauf vereinten sich die kleinen Feuer und formten eine riesige Feuersbrunst, die sich in einen Wirbelwind und in einen Flammenstrudel verwandelte. Der „Lärm“, erinnerte sich jemand, der davon terrorisiert wurde, „war wie der einer alten Orgel, auf der man alle Noten auf einmal spielt“.53 Von nun an wurde es vielen der sich in Kellern und Bunkern Verbergenden zum ersten Mal klar, daß ihre Zufluchtsorte zu Öfen wurden. Schrieb Rolf Witt aus Hamburg :

Die Wahrheit dessen, was sich auf der Straße abspielte, mußte bis zu den Leuten, die sich hinten aufhielten, gedrungen sein, denn sie begannen damit, die Wand, die sie vom Nachbarkeller trennte, niederzubrechen. Das war ein großer Fehler, denn nun bemerkten sie, daß sie in einen Ofen blickten. Die Straßentür war halboffen und, mit der Luft, die aus dem Keller herausgesaugt wurde, strömten Rauch und Feuer durch die Öffnung in der Wand. Jeder wurde vom Rauch stark in Mitleidenschaft gezogen. Ich hörte das Schreien von Leuten, aber es wurde leiser und leiser . . . Wir waren nur Sekunden vom Tode entfernt. Wegen der Gasmaske konnte ich nichts zu meinen Eltern sagen. Ich tippte Vater auf die Schulter, um anzudeuten, daß ich ginge. Ich nahm an, daß man mir folgen würde. Einige Sekunden vor dem Ersticken schien ich von einer ungeheuren Kraftaufwallung angetrieben zu werden. In dem Augenblick, als durch die geöffnete Tür keine brennenden Trümmerteile flogen, sprang ich auf die Straße hinaus.54

So wie der junge Witt, versuchten auch andere Opfer verzweifelt, der glühenden Hitze zu entkommen. Martha Gros:

Jemand schrie: „Kommt raus und haltet euch bei den Händen!“ Mit seiner ganzen Kraft zog er mich aus dem Trümmerhaufen. Ich ließ meine Wertsachenkassette los und zog die anderen hinter mir her. Wir kletterten durch das Loch, das nach hinten führte . . . Es fielen schon wieder neue Bomben in den Garten. Wir kauerten uns nieder, und jeder schlug die kleinen Flammen aus, die von den Kleidungsstücken derer, die vor uns waren, aufflackerten. Phosphor, der sich an die Bäume geklammert hatte, tropfte auf uns herunter.55

„Leute, die Phosphor an sich hatten, sahen furchtbar aus“, erinnerte sich Rosa Todt. „Ihre Haut war hellrot, Wasser sickerte aus den Poren ihrer Haut; ihre Ohren und Nase, ihr ganzes Gesicht war eine ekelerregende Maske“.56

Trotz eines fast sicheren Todes in den Straßen, war es den meisten klar, daß das Entkommen aus den Bunkern ihre letzte Hoffnung war. „Mutter umwickelte mich mit nassen Bettlaken, küßte mich und sagte: ‚Lauf schnell!“ erzählte Traute Koch. „Ich zögerte an der Tür. Vor mir sah ich nichts als Feuer—alles war rot, wie eine geöffnete Tür zu einem Ofen. Glühende Hitze traf mich. Ein brennender Balken fiel vor meine Füße. Ich scheute zurück und dann, als ich bereit war, hinüberweg zu springen, wurde er wie von Geisterhänden weggewirbelt. Ich rannte hinaus auf die Straße. Die Laken um mich herum wurden zu Segeln und ich hatte den Eindruck, von einem Sturm fortgerissen zu werden“.57

So höllisch, wie die vorherigen Bombardierungen auch erschienen, wurde es erst jetzt vielen klar, was dieses Wort wirklich beinhaltete. „Die von den Nachbarhäusern entweichende Hitze . . . war unerträglich“, sagte ein Jugendlicher, während er durchs Feuer torkelte. „Wir winselten und heulten vor Schmerz“.58

„Brennende Menschen rasten vorbei wie lebendige Fackeln“, erinnerte sich Martha Gros, „und mich erschütterten ihre unvergeßlichen letzten Schreie“.59

„Alles, was wir hören konnten, waren die grauenvollen Hilfeschreie, die aus den Kellern der uns umgebenden Straßen kamen“, fügte ein Mädchen aus Darmstadt hinzu.60

Nach jedem glühendheißen Schritt erschien ein neues Schreckensbild. „Ich hatte meine Mühe, gegen den Wind in der Mitte der Straße anzukämpfen . . . “, schrieb Kate Hoffmeister. „Wir . . . konnten die Straße nicht überqueren . . . weil der Asphalt geschmolzen war. Es gab Leute auf der Fahrbahn, einige von ihnen schon tot, andere—auf ihren Knien und Händen im Asphalt versinkend—lebten noch . . . und schrieen“.61
Bei einem verzweifelten Versuch, dem Inferno in Hamburg zu entkommen, flohen der fünfzehnjährige Herbert Brecht und verschiedene andere Rettungskräfte in einem Auto mit kleinem Anhänger.

Brennende Menschen rannten und taumelten hinter uns her. Andere lagen schon tot oder bewußtlos auf der Straße . . . Unser Anhänger hatte sich in einem Bombenkrater festgefahren. Wir koppelten ihn ab und sprangen ins Auto, das noch lief; sechs von uns saßen zusammengezwängt darin. 200 Meter später waren wir gezwungen, zwischen den Straßenbahnen, die vor der Straßenbahn Lagerhalle standen, zu halten. Unser Auto fing sofort Feuer. Aber es gelang uns allen, rechtzeitig herauszuspringen und wir standen inmitten jenes Infernos. Der Sturm zog mich—ohne daß ich es wollte—in einen anderen enormen Bombenkrater in der Mitte der Straße. Für diejenigen von uns, die nicht im Krater Schutz finden konnten, gab es keine Möglichkeit zum Überleben . . .

Dort befand sich aber eine zertrümmerte Hauptwasserleitung. Obwohl sie ohne Druck war, rann Wasser in den Krater und wir waren gezwungen, gegen die Flut anzukämpfen. Einige Leute ertranken oder wurden, als die Seiten des Kraters einstürzten, lebendig begraben . . . Weil ich immer eine Schutzbrille im Einsatz trug, konnte ich alles sehr klar und deutlich sehen. Die brennenden Menschen, die der Sturm an unserem Krater vorbeiblies, hatten keine Überlebenschance. Schließlich lagen etwa vierzig Leute hier unten. Nicht weit von mir versuchte ein Soldat in einer mit vielen Medaillen besteckten Uniform, sich mit dem Messer das Leben zu nehmen . . .

Zur etwa selben Zeit bemerkte ich, daß ein Wagen in unseren Krater gefahren war und dabei einige Leute unter sich begraben hatte . . . Ich hatte nicht gesehen, wie es passierte. Erst durch das Weinen eines kleinen Jungen bemerkte ich es. Er lag darunter und der vordere Stoßdämpfer des Wagens lag auf ihm . . .

Die Schreie und das Brennen und die sterbenden Menschen sind

unvergeßlich. Wenn ein menschliches Wesen so stirbt, dann schreit und wimmert es, und zuletzt setzt das Todesgeröchel ein.62

So, wie der schlimm verbrannte Brecht, überlebten wunderbarerweise auch einige andere diesen Holocaust und brachten sich in Flüssen, Kanälen und Parks in Sicherheit. Mehr als Tausende anderer schafften es aber nicht. Als die Angriffe schließlich endeten, und als die Feuerstürme abzuebben begannen, fingen die wenigen derer, die noch einmal Glück gehabt hatten an, wieder aufzutauchen. Nochmals der junge Herbert Brecht:

Am Mittag—es wurde nie hell—kam ein Mann und zog einige der von uns Überlebenden aus dem Krater heraus. Es war ein älterer Mann, der auch ein verbranntes Gesicht hatte. Als er mich an den Händen herauszog, klebten Fetzen meiner Haut an ihm. Er schaute mich an—ich kann seinen verstörten Gesichtsausdruck nicht beschreiben—und war nur fähig: „Kind! Kind!“ zu sagen. Die Luft konnte man kaum atmen und meine Verletzungen taten höllisch weh. Überall lag Blei herum. Die meisten waren nackt, weil ihre Kleidungsstücke weggesengt worden waren. Alle waren zusammengeschrumpft, wirklich klein, wegen der Hitze . . . Ich sah übereinanderliegende nackte Körper in einer ausgebrannten Straßenbahn. Das Fensterglas war geschmolzen.63

„Eine geisterhafte und schauerlich tödliche Stille ergriff Besitz von der Stadt“, erinnerte sich Martha Gros, während sie durch die Ruinen von Darmstadt torkelte. „Es war sogar noch irrealer als in der vergangenen Nacht. Kein Vogel, kein grüner Baum, keine Menschen, nur Leichen“.64

„Vierstöckige Häuserblocks von Wohnungen waren zu glühenden Steinhügeln bis zum Keller hinunter geworden“, notierte Anne-Lies Schmidt, während sie in einem Teilbereich von Hamburg nach ihren Eltern suchte.

Alles schien weggeschmolzen zu sein . . . Frauen und Kinder waren so verschmort, daß sie nicht mehr zu erkennen waren . . . Ihre Gehirne taumelten von ihren zerborstenen Schläfen herunter und ihre Gedärme kamen an den weichen Stellen unter den Rippen zum Vorschein . . . Die kleinsten Kinder lagen wie gegrillte Aale auf dem Bürgersteig herum. Selbst im Tod offenbarten sie, wie sehr sie gelitten haben mußten. Ihre zarten Händchen und Ärmchen waren ausgestreckt als wenn sie versucht hatten, sich vor der erbarmungslosen Hitze schützen zu wollen.65

Viele Überlebende, einschließlich Martha Gros, kehrten nun zu den Todesfallen, denen sie vorher entrinnen konnten, in der Hoffnung, Wertsachen wiederfinden zu können, zurück.

Wir kletterten über die Ruinen in den Garten und gingen weiter zum ausgebrannten Keller. Die Asche war fast sechzig Zentimeter hoch. Ich fand die Stelle, wo ich die Geldkassette fallengelassen hatte, hob sie auf und öffnete sie. Die 1000 Reichsmark Banknote, die ich für den Notfall zusammengespart hatte, war zu einem Aschehäuflein geworden. Die kleinen Schmuckkästchen waren verbrannt. Das beste Stück, ein großer Smaragd, hatte einen Riß. Klumpen von geschmolzenem Silber lagen um unseren Safe herum, und in den Weinstellagen gab es geschmolzene Flaschen, die—in eigenartige lange Streifen verformt—herunterhingen. Um dies zu ermöglichen, muß die Temperatur mindestens 1700 Grad gewesen sein.66

So traurig und enttäuschend diese Art von Entdeckungen auch war, andere, die in die Keller zurückkehrten, fanden schwärzeste Horrorszenarios vor. Einige der Bunker, bedingt durch die ungeheure Hitze, enthielten nur Dutzende von holzklotzförmigen Gebilden, verkohlt und zu nur einem Viertel ihrer ursprünglichen Größe zusammengeschrumpft. Hunde und Katzen waren zu Rattengröße reduziert worden. In noch anderen Kellern blieb nichts als pudrig graue Asche übrig. Als die Rettungsmannschaften einige der Bunker betraten, fanden sie Fußböden vor, die von einer dreißig Zentimeter hohen Schicht schmierigen Fetts bedeckt war—die Opfer waren zu einem dunklen üblen Sud zerschmolzen.67

Wegen der oben beschriebenen Anblicke und Gerüche, entglitten viele der bestürzten Rettungsarbeiter in einen Zustand „nervöser Hysterie". Als ihnen von einsichtigen Offiziellen alkoholische Getränke angeboten wurden, tranken nicht wenige der Arbeiter, im Versuch, durchzuhalten, bis zum Betrunkensein.68 Einer derjenigen, der damit beauftragt worden war, sich vor ihrer Einweisung aufs Lazarettschiff um die Opfer mit Verbrennungen zu kümmern, war Otto Müller. Dieser Hamburger Polizist berichtet:

Die verbrannten Leute wurden mit einem Zettel um ihren Hals versehen, mit dem Namen der Person und dem Grad der Verbrennungen. Ich sprach zu einem Arzt und er sagte mir, daß, je größer die verbrannten Flächen wären, desto weniger Schmerzen würden die Leute empfinden, aber daß, wenn die Verbrennungen eine gewisse Prozentzahl der Körperfläche erreicht hätten,

der Tod unvermeidlich sein würde. Der Doktor ging durch die Reihen von Verletzten und ließ diejenigen, die zu große verbrannte Bereiche aufwiesen, hinter sich, weil es kaum genug Raum für jene gab, die eine Überlebenschance hatten. Er suchte nach solchen, die Schmerzen hatten, und diese wurden ausgewählt, aufs Schiff verlegt zu werden. Die Zurückgelassenen wußten, daß sie keine Chance hatten. Ein Mann zog sich an meinem Bein hoch, um bis zu meinem Pistolenhalfter zu gelangen—es war einfach schrecklich.69

In vielen Fällen konnten die Krankenschwestern und Ärzte nicht viel mehr tun, als Tücher mit Salatöl zu durchtränken, um die armseligen Opfer damit zu bedecken. Offizier Müller fährt fort:

Ich lief durch brennende Straßen . . . als ich plötzlich ein junges Mädchen sah. Ich dachte, daß es vielleicht sogar meine eigene Tochter hätte sein können . . . Ich hielt mein Motorrad an und das Mädchen kam zu mir gerannt. Ihr Gesicht war—mit Ausnahme der sich ihren Weg bahnenden Tränenströme—von schwarzem Ruß bedeckt. Sie zog ihren kleinen toten Bruder hinter sich her; die rechte Seite seines Gesichts war bereits glatt geschabt. Sie wanderte schon drei Tage und zwei Nächte ziellos umher . . . Dieses kleine Mädchen legte ihre kleine Hand um meinen Hals und sagte . . . „Nimm uns bitte mit“.70

So überraschte es nicht, daß, auf Grund von schwerem und fortdauerndem emotionalem Schock, in dem sich Müller und die anderen befanden—einem nicht nur von den verheerenden Luftangriffen und Feuerstürmen, sondern auch von den höllischen Folgeerscheinungen verursachten Schock—Hunderte von Überlebenden allmählich den Verstand verloren und durch die schwelenden Straßen rannten, indem sie auf alles oder nichts losschrieen oder loskreischten. „Ein Mann drehte durch“, bemerkte Anne-Käte Seifarth. Er steht vor einer eingestürzten Wand eines Backsteinhaufens, in den er die Hakenkreuzfahne gesteckt hatte. Mit einem Stahlhelm auf seinem Kopf und einem wahnsinnserfüllten Gesicht brüllt er auf die Schutzsuchenden ein und bombardiert diese flüchtenden Opfer dabei auch noch mit Backsteinen“.71

In der Mehrzahl der Fälle torkelten verstörte Überlebende aber einfach ziellos inmitten der Trümmer umher, indem sie unzusammenhängendes Zeug plapperten und irgendwie gestikulierten. Andere waren so völlig fassungslos, daß es keinen Raum mehr für Gefühle gab. Liselotte Klemich erinnert sich an

Flüchtlinge, die nach einem Luftangriff auf einem umgestürzten Baumstamm saßen. „Eine Hand in einem weißen Handschuh, die unter dem Baum zum Vorschein kam“, wie die Frau beobachtete, „öffnete und schloß sich langsam. Aber niemand schickte sich an, den riesigen Baumstamm hochheben zu wollen“.72

Verzweifelt, den geplagten Städten zu entkommen und aus Furcht davor, daß die Bomber zurückkommen könnten, flohen Überlebende drunter und drüber in ländliche Gegenden. „Wir wurden vom graugesichtigen Strom der ausgebombten und schwer mit ihren Siebensachen beladenen Menschen mit ihren tief gekrümmten Rücken mitgerissen,“ schrieb Ursula von Kardoff ins Tagebuch. „Als die Nacht über der Stadt hereinbrach, bemerkte man es kaum, denn tagsüber war es ja schon so dunkel gewesen“.73

„Es war der Mitleid erregendste Anblick, der mir je begegnete . . . “ , fügte Margot Schulz hinzu, als eine Schar von Flüchtlingen durch ihr Dorf kam.

Sie waren in ihren Nachthemden—manchmal halb verbrannt—und in Schlafanzügen, manchmal mit einem Mantel über ihren Schultern. In einem Kinderwagen schoben sie ihre Habe, mitsamt einem Baby, vor sich her . . . Man stelle sich die Raserei der zum Teil Verbrannten und Weinenden vor! Es dauerte Tage. Es gab einfach kein Ende . . . ich erinnere mich an eine Frau, die auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig der Straße, in der ich wohnte, plötzlich zusammenbrach und ein Baby gebar. Es kam nach etwa einer viertel Stunde oder zwanzig Minuten ihres Gejammers zur Welt . . . Es gab eine andere Frau, die auf dem Bürgersteig saß und ihrem Baby die Brust gab. Sie hatte nur ein Nachthemd an und ihr Haar war völlig weggebrannt. Und der Exodus riß nicht ab. Es war eine unentwegte Flut von Elend.74

Carolin Schäfer, in ihrem verzweifelten Bestreben, dem ausgebrannten Darmstadt zu entfliehen, versuchte, angesichts des abscheulichen Zustands der leichenübersäten Straßen, die Augen ihrer Söhne abzuschirmen: „Ich fühlte, daß die Jungens, wenn sie dies zu sehen bekämen, niemals groß werden und ein glückliches Leben führen könnten“, erklärte die Mutter. Carolin gab es aber dann auf, weil sich mit jedem Schritt ein neuer Horror ereignete. Als sie ihre alte Freundin, die ein Fahrrad mit geschmolzenen Reifen schob, sah, nahm sie schnell wahr, daß die Frau einen Behälter auf ihrem Rücken trug.

„Schweigend umarmte sie mich“, sagte Carolin. „Dann begann sie zu weinen und sagte, auf den Behälter verweisend: Da ist mein Mann drin“.75

✠ ✠ ✠

Als die ersten Nachrichten über das Abschlachten der deutschen Frauen und Kinder seitens der Royal Air Force in der Öffentlichkeit durchsickerte, versuchte die Regierung zunächst, jede Kritik an ihrer Handlungsweise einfach zu bestreiten. Wohl gewahr, daß viele im In—und Ausland solche Massaker in stärkster Weise verurteilten, bediente man sich regelmäßig militärischer und ziviler Regierungssprecher, um die Welt in feierlicher Weise zu beschwichtigen.

„Die Angriffsziele der Bomber Command sind ausschließlich militärisch“, versicherte Luftfahrtminister Sir Archibald Sinclair dem House of Commons Anfang 1943.76

„Es gibt keine wahllose Bombardierungen“, skandierte Vizepremierminister Clement Attlee kurze Zeit später. „Wie schon mehrfach im Haus bestätigt, betrifft das Bombardieren ausschließlich solche Ziele, die in militärischer Hinsicht von größter Bedeutung sind“.77

Der politische Führer Harold Balfour fügte hinzu: „Ich kann ihnen versichern, daß wir nicht mutwillig Deutschlands Frauen und Kinder bombardieren“.78

Trotz machtvoller und nachdrücklicher Ableugnungen seitens der Regierung, konnte die makabre Wirklichkeit nicht für lange verborgen bleiben. Einige Stimmen mit Gewissen waren empört und nannten die Massaker „barbarisch“, „unmenschlich und unenglisch“.79 Viele Kritiker waren jedoch mehr um den offensichtlichen „moralischen Zusammenbruch“ einer Nation besorgt, die sich nicht scheute, derartige Verbrechen zu begehen, als um die Nation, die zu ihrem Opfer wurde.

„Städte als Städte zu bombardieren, wahllos Zivilisten anzugreifen, egal, ob sie am Kriegsgeschehen aktiv beteiligt waren oder nicht, ist eine unrechte Tat, egal ob es von den Nazis oder von uns getan wird“, erklärte George Bell, der Bishop von Chichester.80

„Es wird ironisch sein“, fügte der hervorragende britische Geschichtswissenschaftler Basil Liddell Hart hinzu, „wenn die Verteidiger

der Zivilisation, um zu siegen, sich dazu herablassen, die barbarischsten und unzivilisiertesten Mittel einzusetzen, die die moderne Welt je gesehen hat . . . Wir rechnen nun mit einem Sieg, indem wir ihn auf neue Weise entwürdigen —im Gewand von wahllosen Nachtbombardierungen".81

„Die skrupellose Massenbombardierung übervölkerter Städte ist eine größere Bedrohung der Rechtschaffenheit menschlichen Geistes als alles, was sich auf diesem Planeten bislang abgespielt hat . . . ", protestierte Vera Brittain später. „Es gibt keinen militärischen oder politischen Vorteil, der diese Gotteslästerung rechtfertigen könnte".82

Die Offensichtlichkeit, daß der befürchtete moralische Niedergang Großbritanniens sich schon vollzogen hatte, wurde von vielen RAF Bomberbesatzungen selber geliefert. Für viele Piloten ähnelte das Bombardieren von Städten—durch die fast totale Widerstandslosigkeit seitens der Luftwaffe im Himmel über Deutschland—immer weniger einem Krieg als vielmehr einem barbarischen Gemetzel. Während offene Kritik an der Regierungspolitik zu einem scharfen Tadeln, Kriegsgericht, Einkerkerung oder noch Schlimmerem hätte führen können, so offenbarte sich doch bei den jungen Fliegern gelegentlich das in ihnen wütende Chaos. Während eines Teppichbombenangriffsinstruktionstreffens vor dem Flug rief eine aus dem Hintergrund kommende anonyme Stimme, „Frauen und Kinder wieder zuerst".83

„Da unten waren Leute", gab ein anderes Besatzungsmitglied zu, „die im geschmolzenen Asphalt der Straßen zu Tode gebraten wurden, sie verbrannten und wir warfen auch noch Brandbomben in diesen Holocaust. Die Leute in dem Feuer, das ich zu schüren half, taten mir sehr leid".84

Während öffentliche Kritik von Seiten der Bomberbesatzungen gleichbedeutend mit Verrat war, offenbarte sich so manche junge Seele auf privatem Wege.

„Mein Navigationsoffizier und ich radelten nach Huntington und mieteten uns ein Boot am Fluß", erinnerte sich ein RAF Pilot nach einem Luftangriff. „Wir drifteten ruhig flußabwärts als Nick sagte: ‚Und wie stand es um das arme Kleinkram unter jenen Feuern?' "

Der junge Pilot überdachte einen Moment oder zwei diese Worte und antwortete auf die Frage mit Schweigen.

„Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Wir drifteten schweigend weiter“.85 Obwohl moralisch verpflichtet, Befehlen zu gehorchen, ließen Mitglieder der militärischen Hierarchie gelegentlich und erstaunlicherweise ihren Gefühlen in Form von persönlicher Entrüstung und Empörung über die Aktionen der Regierung freien Lauf. Brigadier Cecil Aspinall-Oglander, über die blutrünstige Schadenfreude angesichts der Massaker seitens der britischen Media erzürnt—
„A L L E D E U T S C H E N S I N D S C H U L D I G!“ besagte eine Schlagzeile;
„K E I N B E D A U E R N! K E I N E G N A D E!“ plärrte eine andere86—verschaffte sich schließlich Luft in einem Brief an die London Times :

Britannien und seine Alliierten und Gratulanten müssen alle inständig dankbar sein, daß die RAF letztendlich in der Lage ist, Deutschland mit gleicher Münze heimzuzahlen und über ihren Städten dieselbe Zerstörung anzurichten die uns zugefügt wurde. Aber es muß das Zartgefühl einer breiten Masse der britischen Bevölkerung verletzen, daß unsere offiziellen Nachrichten, wenn sie über diese Akte der gerechten Vergeltung berichten, wenn sie über die Leiden, die solche Angriffe begleiten, jubeln und sogar Schadenfreude zum Ausdruck bringen . . . Laßt uns wenigstens die Anstandsregeln des englischen Geschmacks bewahren. Ein Engländer jubelt nicht, wenn ein Krimineller zum Schafott verurteilt wird, noch jubelt er über die Agonie während seiner Exekution.87

Während Arthur Harris derjenige war, der die Bombenkampagne plante und ausführte und es mit unverhülltem Entzücken tat, war Winston Churchill das Individuum, das für ihre Ausführung und letztendlich für das Ergebnis verantwortlich war. Weit entfernt davon, sich den Rufen nach Gnade und Menschlichkeit zu beugen, verfolgte der Premierminister die Bombenoffensive mit verbissenster Entschlossenheit, die keine Abweichung tolerierte. Trotzdem war der rätselhafte britische Führer nicht ohne Momente des Zweifels und gelegentlich kamen sogar Gewissensbisse in seinem sonst starrköpfigen Verhalten zum Vorschein. „Während des aufschlußreichen und auf dramatische Art und Weise gelungenen Filmes, der die Bombardierung der deutschen Städte von der Luft aus dokumentierte“, notierte ein Gast des Premierministers in seinem Tagebuch, „setzte sich W.C. kerzengerade hin und sagte zu mir: ‚Sind wir denn Bestien? Gehen wir denn hier nicht zu weit?‘ “88

Solch seltene Funken von Mitleid neigten jedoch, auf Grund seiner beständigen Abneigung gegenüber dem „Boche“, schnell zu erlöschen. Trotz der ständigen, wenn auch weitgehend schwachen und mühelos ignorierten Bitten um Zurückhaltung, könnte man die Gefühle sowohl des Britischen Premierministers, als auch die der Mehrzahl seiner Landsmänner lapidar mit der populären Phrase: „Der einzige gute Deutsche ist ein toter Deutscher“, zusammenfassen.

Die Folgeerscheinung war das Fortsetzen der Massaker. Die Statistik der dabei Getöteten, Verstümmelten oder obdachlos Gemachten ist schrecklich hoch. Aber Zahlenvergleiche schafften es nicht, eine andere Kategorie von Verlusten zu offenbaren, die das Leben vieler Millionen betrafen. Ein Vergleich aller Segmente der vom Bombenterror Betroffenen zeigt, daß die Kinder am meisten darunter litten.

„Mama! Mama!! Flieger! MAMA, FLIEGER!“ weinte der zwei Jahre alte Freddy Schrott, als er die Wolfsburger Sirenen von seinem Haus aus heulen hörte. Obwohl es nur einmal bombardiert worden war, und zwar nur leicht, befand sich die Stadt doch unglücklicherweise auf der Fluglinie der Alliierten nach Berlin. Infolgedessen ertönten zur Nacht die Sirenen und nächtlich begann das furchtbare Sichabmühen. „Er stand in seinem kleinen Gitterbett, schüttelte seine Ärmchen und weinte: ‘Mama, Flieger! Mama, F L I E G E R!!‘ “ erinnerte sich eine ältere Schwester. „Er war ein nervöses Wrack“.89

„Die Tränen kommen. Die Tränen und das schreckliche Rütteln“, sagte ein anderes Kind, das diese Luftangriffe miterlebt hatte. „Die Tränen stoppen aber das Rütteln nicht. Ich erschauere, zittere, erbebe, als hätte ich Schüttelfrost“.90

Angesichts dieser entsetzlichen und ganz großen Tragödie des Greuels von oben konnten die verängstigten und verwirrten Kinder nicht nur mit keinem Trost rechnen, sondern unten kam statt dessen noch mehr Terror für sie dazu. Wegen der totalen Unterbrechung ihres alltäglichen Lebens, sahen sich die Eltern einem unglaublichen Streß ausgesetzt. Sei es der Verlust der Arbeit infolge zerbombter Fabriken und Läden, sei es das Anwachsen des Beschäftigtseins, wenn die zu ihrer regulären Arbeit an der Heimatfront durch die Luftangriffe verursachten Nachteinsätze hinzukamen, sei es die Unterbrechung von Wasser, Gas und Stromversorgung oder sei es schließlich einfach nur ihre Ungewißheit, tagein und tagaus um ihre Sicherheit und um

die ihrer Kinder bangen zu müssen. All das war dazu angetan, die Eltern zu zerreiben, als wären ihre Häuser selber einem Luftangriff zum Opfer gefallen. Ein achtjähriges Kind erinnerte sich:

Während dieser Zeit bemerkte ich, daß Vati nicht sehr nett zu Mutti war. Er wurde über rein gar nichts böse und wenn er sehr böse wurde, schlug er sie sogar. Ich hatte das nicht gern. Denn er war größer als sie und es war uns gelehrt worden, niemals jemanden, der kleiner als wir selber war, zu schlagen. Es war grausam, Mutter in ihrem Schlafzimmer weinen zu hören und dem Streit, der von dort kam, zuzuhören. Danach ging Vater zur Arbeit und Mutter kam aus ihrem Zimmer und sagte: „Mach dir keine Sorgen, wir hatten nur eine kleine Meinungsverschiedenheit“. Dann gab sie mir ein breites Lächeln und versicherte, daß alles in Ordnung sei . . .

Zu etwa dieser Zeit begannen Dieter und Erich, jede Nacht ihre Betten zu nässen, und Mutter und Vater stritten auch noch darüber.91

In einem Versuch, ihre Kinder sowohl psychisch als auch physisch zu retten, sandten viele Eltern ihre Kinder zur sicheren Verwahrung aufs Land. Die Evakuierungen—manchmal ganzer Schulen, komplett mit Lehrern und Büchern—waren erschütternde und herzzerreißende Momente für die Erwachsenen. Letztendlich änderten zweieinhalb Millionen Kinder ihren Standort und fanden Unterkunft in Familien und Lagern im deutschen Hinterland.

Nach Beseitigung dieser niederschmetterndsten Belastung konnten die zurückgebliebenen Erwachsenen all ihre so sehr gebrauchte Energie anderweitig einsetzen. Trotz der fast vollständigen Vernichtung, unter der die Städte und Dörfer zu leiden hatten, entdeckten Deutsche, die unerschütterlich an ihren Häusern festhielten, daß die totale Zerstörung keine Garantie für plötzliche Immunität war. Mit dem Leitsatz, daß „irgend etwas in Deutschland zu bombardieren besser ist, als nichts zu bombardieren“, kamen alliierte Flugzeuge zu vormaligen Zielen zurück und zersprengten Häuser erneut und erneut zu Backsteinen und Backsteine zu Staub. Nichtsdestoweniger buddelten sich Tausende von entschlossenen Deutschen tiefer und tiefer unter ihren Trümmern ein.92

„Wenn sie unser Wohnzimmer vernichten, ziehen wir in die Küche“, rief eine standhafte Frau aus. „Wenn die Küche hin ist, ziehen wir in den Flur. Und

wenn der Flur in Ruinen ist, ziehen wir in den Keller. Wir bleiben solange wie möglich . . . eine kleine Hausecke ist besser als ein fremder Platz".93

„Wie ‚kleine Maulwürfe in ihren Löchern' ", dachte Paula Kuhl, als sie diesem Phänomen aus erster Hand begegnete. Die Unverwüstlichkeit ihrer Nachbarn war sowohl bewunderns—und bemerkenswert als auch traurig und herzergreifend.

In den Ruinen, wo die Keller all den Bomben widerstanden hatten, waren die Leute schnell motiviert, alle noch stehenden vier Wände in Besitz zu nehmen, selbst wenn sie sich halb im Untergrund befanden. Die Keller wurden bald von jeglichen Trümmerteilen befreit, eine Decke eingezogen und Fenster eingesetzt; es lag ja genug Baumaterial herum, so daß man sich frei bedienen konnte. Nachdem es gelungen war, eine Art Wohnquartier zu errichten, empfand man es angesichts der ungewöhnlichen Umstände bequemer als erwartet; sogar kleine Lappen von Vorhängen schmückten die Fenster . . . Allmählich sammelten die einfallsreichen „do it yourselfers" mehr Steine und Stöcke und bauten nach und nach mehr „an und auf", und kleine Häuschen sprossen wieder wie Pilze aus der Erde hervor.94

Neben einer natürlichen menschlichen Neigung, ihren Wohnsitz in einer vertrauten Umgebung zu haben, gab es eine andere Erklärung für die anscheinend selbstmörderische Tendenz, am Ort zu verharren: die Deutschen hatten es gelernt, die neue Lage zu meistern. Ein Chronist der schwer bombardierten Stadt Kassel drückte es so aus:

Dreihundert mal rannten die zu Tode erschrockenen Menschen von Kassel in ihre Luftschutzbunker, während gigantische britische und amerikanische Flugzeuge ihre Bomben abwarfen. Fast 10 000 wurden während der ersten grausamen Bombardierung getötet . . . Dies war ein Brandbombenangriff, der das gesamte Zentrum der Stadt in Flammen versetzte . . . Von jener Nacht an wußten sie nicht, wann; aber sie wußten, daß sie dem Untergang geweiht waren. Manchmal fielen nur einige Bomben; in vielen Fällen wählten Überfallkommandos, die Ziele jenseits Berlins nicht erreichen konnten, Kassel auf ihrem Rückweg aus. Oft flogen Flugzeugschwärme direkt über Kassel und doch passierte nichts; dann flogen sie wieder einmal direkt hinüber und als die Menschen von Kassel dachten, sie würden weiter nach Osten fliegen, drehten sie um und kamen zurück, um ihre vielen Tonnen von TNT abzuwerfen.

Sie bekamen so viel ab, daß die in Kassel Gebliebenen allmählich alle Tricks lernten. Die Stadt wurde ständig von oben behämmert . . . aber sie lernten es, sich einzugraben, um den Kohlenabgasen und Feuern zu entweichen. Irgendwie dachte ich, daß der Bürgermeister mit einem Anflug von Stolz sagte: „ . . . und dann ihr letzter Angriff . . . es war der bei weitem Gewaltigste. Vielleicht tausend riesige Bomber, einer der größten Angriffe in ganz Deutschland; aber es wurden nur sehr wenige getötet—weniger als Hundert“.95

Daß Tausende von Menschen, sowohl in Kassel als auch in anderen Städten, inmitten ihrer Trümmer überleben konnten, war nichts weniger als erstaunlich. Ein anderes Wunder, eins, das die alliierten Führungskräfte beständig verblüffte, bestürzte und entmutigte, war, daß es ihnen trotz ihrer Terrorbombardierungen nicht gelang, der deutschen Moral den Todesstoß zu versetzen. „Unsere Mauern brechen, aber unsere Herzen brechen nicht“, las ein typisches Aushängeschild, das aus den Trümmern von Berlin herausragte.96 Trotz des Erduldens dieses fünf Jahre dauernden und schrecklichsten aller dem modernen Menschen bekannten Kriege, erwies sich das Vertrauen auf Deutschland und der Glaube an seinen Führer überraschenderweise als unerschütterlich und stark. Wenn auch beizeiten die Moral zerbrach, besonders nach Luftangriffen oder anderen Gebietsniederlagen, so wich sie doch nie völlig. Das Dritte Reich und Hitler waren im Januar 1945 so untrennbar miteinander verflochten, daß der Verlust des Glaubens der Deutschen an den Einen auch den Verlust des Glaubens an das Andere zur Folge gehabt hätte. Aber dies passierte den ausgebombten, verbrannten und mißhandelten Leuten nie.

Selbst angesichts der sich an ihre Beute heranpirschenden Armeen der Welt zu Wasser, Land und Luft, sahen die Deutschen doch immer zu ihrem Führer auf und hofften auf ein Wunder.

„Der Glaube an den Führer ist so groß“, brachte ein Beobachter zum Ausdruck, „daß selbst ein unbedeutender Sieg die Gemütslage der meisten verbessern könnte“.97

Wenn auch nur wenige glaubten, Deutschland könne den Krieg noch gewinnen, so fühlten sie trotzdem, daß dieser unglaubliche Mann, der so lange und so oft, aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz, triumphiert hatte, dennoch das Wunder der letzten Stunde vollbringen könne. Und dies auch

noch, als er in seinem Bunker, tief unter den Ruinen Berlins, auf und ab ging und mit seinen Generälen über Landkarten rätselte. Genau dies war es, um das sich, mit seiner allerletzten Energie, Adolf Hitler bemühte: noch in dieser elften Stunde des Krieges die deutsche Nation zu retten.

2 Von den Toten und Denen, Die es sein Werden

Z

u Beginn des neuen Jahres 1945 war die Größe und Pracht, die Berlin einst verkörperte, kaum mehr, als eine schnell verwelkende Erinnerung. Dahin die schmetternden Blaskapellen und Siegesmärsche, dahin die zündenden Reden, dahin die jubelnden Menschenmengen. Solche Klänge ersetzt vom Heulen der Fliegeralarmsirenen, vom pulsierenden Dröhnen der den Himmel verdüsternden alliierten Kampfflugzeuge und von dem die Erde erschütternden Dröhnen tödlicher Bomben. Und nachdem die Bomber umgedreht hatten, um erneut eine Ladung tödlicher Terrorwaffen in sich aufzunehmen, breitete sich nur Schweigen über das rauchende Koloß, das einst eine der gewaltigsten und glanzvollsten Hauptstädte der Welt gewesen war, aus. Als Symbol des dritten Reiches und als offensichtlichstes Beispiel deutschen Kampfeswillens wurde Berlin mit mehr Bomben bedacht, als alle anderen deutschen Städte und, gemessen in Tonnen, mehr Sprengstoffe auf die Hauptstadt allein abgeworfen, als alle Bomben, mit denen die Luftwaffe während des gesamten Krieges England bedachte, zusammengenommen. So kam es dazu, daß von der ursprünglichen Bevölkerungszahl von viereinhalb Millionen etwa die Hälfte verschwand; einige als Flüchtlinge, andere als Opfer. Schätzungsweise 50 000 Berliner wurden bei den unaufhörlichen Luftangriffen getötet.1

Trotz der Tatsache, daß sie, bezüglich ihrer Verteidigung, alle anderen Städte der Welt an Stärke übertraf, war Berlin nun dennoch zu nichts mehr als zu einer „riesigen Schutthalde“ geworden.2

Den Überlebenden, die in hunderten von den in der Hauptstadt verstreuten Bunkern den Sturm aussaßen, erschien jeder Angriff schwerer und zerstörerischer als der vorangegangene. Die Zerstörung war so vollkommen, daß man einen Berliner scherzen hörte: „Wenn sie noch mehr Ziele treffen wollen, müssen sie diese Ziele selber mitbringen“.3

Für solche Berliner Flüchtlinge, die nach längerer Abwesenheit in die

Hauptstadt zurückkamen, war deren Wandel niederschmetternd. Lali Horstmann kam mit einem Zug zurück:

Als ich auf den Treppen vom Untergrund ans Tageslicht gelangte, war ich über die Fratzen der verlassenen Gebäude schockiert, über die letzten alles verheerenden Bombardierungen und über die Straßen ohne Verkehr. Einige fröstelnde Leute gingen schnell und angesichts der bitteren Kälte eingemummt vorüber, bestürzt und düster wie ihre Umgebung. Obwohl alles Leben wie ausgelöscht zu sein schien, war jedoch jeder Einzelne voller Mut. Die Stadt war wie eine Schlange, deren Teile, in viele kleine Stücke zerhackt, weiterlebte. Eine erfrischende geistige Strömung ermöglichte es ihr, sich dem vollständigen Getötetwerden zu widersetzen.4

Wie Lali andeutete, blieb die Moral der Zurückgebliebenen, obwohl ihre einst großartige Stadt in Ruinen lag, ungebrochen. Wie schon die Überlebenden in anderen Städten, hatten es auch die abgehärteten Berliner, die unzählige Luftangriffe durchlitten hatten, gelernt, jeder Gefahr, ja selbst dem Tode zu trotzen.

„Ich fühle ein wachsendes Gefühl wilder Lebenskraft in mir . . . “, vertraute Ursula von Kardorff ihrem Tagebuch an, nachdem sie wieder einmal einen Luftangriff auf Berlin überlebt hatte. „Wenn die Engländer glauben, unsere Moral untergraben zu können, dann sind sie auf dem Holzweg . . . Die kriegen uns nicht klein“.5

„Ich war über ihren außerordentlichen Mut erstaunt“, erinnerte sich der Minister für Propaganda Dr. Joseph Göbbels, der regelmäßig Bombenopfer besuchte. „Niemand weint, niemand beschwert sich . . . die hier in Berlin gezeigte Moral ist einfach hervorragend“.6

Mit seinem Witz, Humor und ununterdrückbarem Optimismus war das Wirken des kleinen Doktors eine Quelle von Trost für die Verwundeten, wie es der Angestellte des Propagandaministeriums, Rudolf Semmler, beschrieb:

Göbbels fährt in der ganzen Stadt umher. Überall Trostlosigkeit. An verschiedenen Punkten übernimmt er die Leitung der Feuerbekämpfung . . . Wo immer er erkannt wird, begrüßt man ihn trotzdem freundlich. Selbst ausgebombte Menschen kommen und schütteln ihm die Hand. Er ist immer bereit, zu spaßen. Eine Frau, die verlobt ist und kurz vor ihrer Heirat steht, beklagte sich, daß eine Nacht vor ihrer Hochzeit ihr ganzes Haus zerstört

worden war. Sie ist nicht mehr die Jüngste: sie erzählt Göbbels, daß sie 55 Jahre alt ist. „Also dann," antwortete er, um sie zu trösten, „seien sie nur dankbar, daß sie lediglich ihre Möbel verloren haben und daß ihr zukünftiger Mann noch am Leben ist. Sie können sich ja immer neue Möbel anschaffen aber glauben sie, daß es ebenso einfach für sie wäre, einen neuen Ehemann zu finden?" Viele Menschen kommen angelaufen, bilden einen Kreis und lachen.7

Zu Göbbels' Bedauern und trotz wiederholten Drängens konnte Hitler nicht dazu bewegt werden, sich zu den Opfern zu begeben, um ihnen Trostworte zugute kommen zu lassen. Jedesmal wenn Hitler mit dem Zug durch die zerbombten Städte von Deutschland reiste, tat er es mit zugezogenen Vorhängen und wenn Photos von Ruinen auf seinem Tisch aufkreuzten, lehnte er es ab, sie sich anzusehen. Der Führer befürchtete zweifellos, daß er nach einem wenn auch noch so kurzen Blick auf einen schlecht verlaufenden Krieg in seiner Entschlossenheit, weiterzukämpfen, beeinträchtigt werden könnte. Daß die einfache Tatsache, durch rauchend glühende Asche zu gehen und damit selbst zum Zeugen verstümmelter Körper von Frauen und Kindern zu werden oder mit eigenen Augen die Zerstörung der jahrhundertealten Kultur Deutschlands zu sehen, ihn dazu bewegen könnte, zu wanken, zu verzagen, zu verzweifeln. Der deutsche Kanzler konnte sich—um mit der kommenden Krise fertig zu werden—keinen wenn auch noch so geringfügigen Riß in seinem Willen, beharrlich weiterzumachen, erlauben.

Nur wenige im verwüsteten Berlin wußten davon, aber ihr Führer war zu seinem Befehlsstand im Bunker unter der Reichskanzlei zurückgekehrt. Seit Ausbruch des Krieges im Jahre 1939 hatte Hitler selten von der Hauptstadt aus gearbeitet. Er beschloß, die Armeehauptquartiere vom Westen in den Osten und dann wieder zurückzuverlegen, um auf diese Weise die Operationen von Frontnähe aus leiten zu können. Wenn nicht aktiv mit dem Krieg beschäftigt, hielt er sich in Berchtesgaden, seinem Zufluchtsort in den bayrischen Alpen, auf. Nun war der deutsche Führer ohne viel Aufhebens nach Berlin zurückgekehrt, sein größtes Wagnis im Krieg und ein klares Versagen.

Hätte sich diese Operation am Anfang des Krieges abgespielt, würde eine brillante Überraschung die Alliierten zur Kanalküste zurückgedrängt und vielleicht damit den Krieg im Westen schon entschieden haben. Aber der Ablauf der Offensive in den Ardennen war die Geschichte Deutschlands das

zum Scheitern verurteilt sein während der letzten paar Jahre: die Luftüberlegenheit der Alliierten. Als sich kurz nach Weihnachten 1944 die Winterhimmel über den belgischen Schlachtfeldern aufzuklären begannen, kamen britische und amerikanische Flugzeuge zurück und nahmen Rache, was den Angriff der Wehrmacht aufhielt und sie zu ihrem Ausgangspunkt zurückzwang.

Dank der Stümperei, wenn nicht sogar Gleichgültigkeit des Chefs der Luftwaffe Hermann Göring, war die einst unbesiegbare deutsche Luftwaffe in einen solchen Zustand geraten, daß sie dem Feind keinen ernstlichen Widerstand mehr entgegensetzen konnte. Vor dem Beginn der Feindseligkeiten hatte Göring den Deutschen bombastisch versichert, daß keiner seiner Landsleute einen Angriff britischer Bomber auf das Vaterland zu befürchten hätte. Wenn das passieren würde, sagte er augenzwinkernd, „dann will ich Maier heißen". Dies war seit langem schon zu einem der abgedroschensten Witze geworden, denn unter den Bombenopfern wurde der rundliche Chef der Luftwaffe als „Hermann Maier" bekannt. Trotz ständiger und nachdrücklicher Versuche seitens seiner Berater lehnte es Hitler jedoch ab, seinen alten Freund und Kampfgenossen aus den Tagen des nationalsozialistischen Parteikampfes zu entlassen.

Obwohl nichts den auf Deutschland strömenden Todesregen zum Halt bringen konnte, war Adolf Hitler dennoch entschlossen, Terror mit Terror zu beantworten. Wenn auch der zugefügte Schaden, verglichen mit dem des Reichs, unbedeutend war, so war es doch eine Stärkung der deutschen Moral, als die ersten „Wunderwaffen", oder V-Raketen begannen, in England während des Sommers 1944 einzuschlagen. Angesichts dieser „unmenschlichen, kriminellen" neuen Erfindung außer sich vor Wut, machte Churchill Pläne—trotz eines internationalen Verbotes solcher Waffen—Deutschland mit Giftgas und tödlichen Anthrax Bazillen zu durchtränken.8

„Wir könnten die Städte von . . . Deutschland dermaßen durchnässen, daß die Mehrzahl der Bevölkerung auf ständige medizinische Behandlung angewiesen sein würde", argumentierte der Premierminister in Anwesenheit seiner Ratgeber.9

Klugerweise zögerte Churchill aus Angst, daß Hitler mit seinem eigenen Vorrat solcher Waffen in ähnlicher Weise antworten könnte.
Viele, einschließlich einer großen Zahl von Freiwilligen, drängten den

Kanzler, in Ergänzung zu den V-Raketen Kamikazeflugzeuge zum Einsatz bringen zu lassen, wie Japan, Deutschlands Verbündeter, es mit so beachtlichem Erfolg getan hatte. Hitler war jedoch gegen diese Idee. „Jede Person, die sein Leben im Kampf ums Vaterland riskiert, muß eine Überlebenschance, wenn auch noch so kleine, haben", argumentierte der Führer. „Wir Deutsche sind keine japanischen Kamikaze".10

Wie viele seiner angeschlagenen Landsmänner, glaubte auch Hitler noch an ein Wunder. Er war dazu gezwungen, denn diese letzte Hoffnung wegzuwerfen würde bedeutet haben, die Niederlage einzugestehen. Mit dem Gewicht der Welt gegen sich, mit der von den unerbittlichen Alliierten geforderten „bedingungslosen Kapitulation", war Hitler entschlossen, den Kampf bis in den Tod fortzusetzen . . . und auf ein Wunder zu hoffen.

Niemand brauchte ihn an die immer schlechter werdenden Gewinnchancen zu erinnern, ein schlichter Blick auf die Landkarte war Beweis genug. Die Sowjetunion, die Vereinigten Staaten, Großbritannien mit seinem Staatenbund (Commonwealth), Frankreich und ihre Kolonien—mit ihrer gut halben Milliarde verfügbarer Leute—ließen die Feinde des Reiches mit seiner verschwindend kleine Bevölkerung von 70 Millionen zwerghaft erscheinen. Wie groß das demographische Mißverhältnis aber auch war, verglichen mit der industriellen Ungleichheit, erschien es sogar unerheblich. Mit fast unbegrenzten natürlichen Rohstoffen—Kohle, Öle, Erz, Kautschuk— und einem scheinbar unerschöpflichen Vorrat von Panzern, Flugzeugen, Schiffen und Geschützen war es klar, daß sie Verluste durch den Feind mühelos ersetzen konnten. Auf der anderen Seite rackerte sich Deutschlands zerschlagene und zusehends schrumpfende Industrie, mit vielen ihrer Betriebe in Höhlen und Tunnel gezwungen, ab, um mit Ach und Krach zu überleben.

Angesichts dieser mehr als geringen Gewinnchancen und eines solch überwältigenden Feindes hätte man durchaus erwarten können, daß ein normaler Mensch bei dem Gedanken allein schon verrückt würde. In der Tat berichteten die Alliierten—da sie annahmen, daß dies auf Hitler zuträfe—daß er nach jeder Katastrophe Schaum vor dem Mund hätte, in Wut umher auf dem Fußboden umherrollte und wütend am Teppich kaute.

„Bis zum bitteren Ende war ich jeden Tag und fast jede Nacht mit ihm", enthüllte jedoch ein Vertrauter. „Lange Anfälle düsteren Schweigens, ja. Vulkanische Explosionen, ja, obwohl das Lava im allgemeinen gut kontrolliert war. Hitler war ein perfekter Schauspieler aber kein

Teppichkauer".11
Wie hoffnungslos die Ungleichheit auch war, wie immer beklemmender die Situation von Tag zu Tag auch wurde, für Adolf Hitler war Kapitulation keine Alternative. Als einfacher Soldat im ersten Weltkrieg erinnerte er sich noch gut an die Kapitulation. Obgleich die Truppen von 1918 mehr als bereit waren, weiterzukämpfen, hatten die Politiker in Berlin klein beigegeben und kapituliert. Als eine Konsequenz dieses „Dolchstoßes", war Deutschland gedemütigt und erniedrigt, zerstückelt und dann sogar von den Siegern fast versklavt worden. Es war die Lektion von 1918—einer Zeit, wo der Haß gegen Deutschland nicht einmal ein Zehntel des Hasses von heute ausmachte —die Hitler's Entschluß stählte, indem sie ihn daran erinnerte, daß eine Kapitulation auf nationalen Selbstmord hinauslief. Selbst nach dem Läuten der Sterbeglocke in den Ardennen blieb der Führer felsenfest.
„Sie sollten nicht annehmen, daß ich auch nur im Entferntesten daran denke, den Krieg zu verlieren", vertraute Hitler einer Gruppe von Generälen an. „Nie habe ich in meinem Leben die Bedeutung des Wortes Kapitulation kennengelernt und ich bin einer der Männer, die sich ihren Weg nach oben aus dem Nichts erarbeitet haben. Für mich sind daher die Verhältnisse, in denen wir uns befinden, nichts Neues".12
Darüber hinaus war für Hitler Friedrich der Große die herausragende Persönlichkeit, die ihm als Modell diente. Während einer anderen dunklen Zeit in Deutschlands Vergangenheit, einer Zeit, in welcher die feindlichen Armeen bereit waren, das Reich zu verschlingen, stand Friedrich felsenfest. Dank der Entschlossenheit des „alten Fritz", bis zum Allerletzten zu kämpfen, hatte sich das Unmögliche ereignet, als nämlich die Karin von Rußland, Elisabeth, starb, wodurch das Bündnis gegen Deutschland in Verwirrung geriet und einen für unmöglich gehaltenen Sieg ermöglichte. Es war dies erstaunliche Wunder der elften Stunde im achtzehnten Jahrhundert, das, was mehr als alles andere Hitler's Willen stützte, auszuharren und auf ein ähnliches Ereignis wie im 18. Jahrhundert zu hoffen. Um diese Lektion niemals zu vergessen und nicht zu wanken, hing das Bild Friedrichs, wo immer auch der Führer seine Hauptquartiere errichtete, wie auch jetzt, in seinem grabartigen Bunker unter Berlin.
„Wenn schlechte Nachrichten meinen Geist zu zerschlagen drohen", sann Hitler, „erlange ich neuen Mut von der Betrachtung dieses Bildes . . . Wir haben die letzte viertel Stunde erreicht. Die Situation ist ernst, sehr ernst. Sie scheint sogar aussichtslos zu sein. Solange wir weiterkämpfen, besteht immer

noch Hoffnung . . . wir müssen es unter allen Umständen ablehnen, unterzugehen!“13

So entsetzlich die Bedingungen im Westen auch waren, wo amerikanische, englische und französische Truppen nun frei waren, auf dem Rhein vorzurücken, und wie zerstörerisch und tödlich die Bombenmassaker auch gewesen waren, so waren sie doch lediglich nur, verglichen mit der Hauptveranstaltung, Nebenkriegsschauplätze. Während der starre Blick des kampfbereiten Kanzlers für Momente von dieser Richtung abgelenkt wurde, kehrten seine Augen jedoch immer wieder nach Osten zurück. Hitler wußte, daß es dort war, wo der Krieg gewonnen oder verloren würde. Es war dort, wo sich diametral entgegengesetzte Ideologien mit Krallen und Zähnen in einem Kampf bis zum bitteren Ende verhakt hatten. Und deshalb war es hier, mehr als woanders, daß die deutsche Armee durchhalten mußte. Falls man den roten Sturm aushöhlen und dann zurücktreiben könnte, würde sich alles andere von selbst ergeben. So schwach, blutend und dezimiert sie auch war, die Bedrohung vom Westen war für die Wehrmacht doch nicht viel mehr als nur ein Spiel. Man mußte in erster Linie die kommunistische Gefahr, die vom Osten heraufzog, konfrontieren und überwinden. Wenn das nicht gelänge, wenn es also kein modernes Wunder für Deutschland gäbe, dann würde nicht nur das Reich aufhören, zu existieren, sondern auch ein großer Teil Europas der Dunkelheit verfallen.

✠ ✠ ✠

Seit der Invasion der Sowjetunion im September 1941 war der Kampf an der Ostfront wenig mehr als nur ein brutaler Vernichtungskrieg gewesen. Eine Auseinandersetzung zwischen dem „europäischen Nationalismus“ auf der einen und dem „internationalem Bolschewismus“ auf der anderen Seite würde in jedem Fall zu einer der verzweifeltsten Schlachten führen. Aber dann, im Kampf ums Überleben, verschlimmerte sich die Situation.

Im Zweifel über die Loyalität seiner Streitkräfte und sich der massiven russischen Kapitulation während des ersten Weltkrieges erinnernd, weigerte sich der rote Premier kategorisch, die Genfer Konvention bezüglich der Kriegsgefangenen, oder die Haguer Vereinbarungen bezüglich des Krieges zu Land zu unterzeichnen. Stalin war der Meinung, daß, wenn es für einen Soldaten keine Überlebensgarantie in der Gefangenschaft gäbe, er dann notwendigerweise in der Schlacht bis zum Tode weiterkämpfen müsse . . . Trotz solch rücksichtsloser Maßnahmen kapitulierten Hunderttausende

sowjetische Truppen in den ersten Wochen und Monaten des Krieges. Von der Flut der Kriegsgefangenen überschwemmt und überstrapaziert durch die Verpflichtung, solche Massen angemessen zu bekleiden, ernähren und unterzubringen und verständlicherweise zögernd, all diese Anstrengungen gegnerischen Soldaten zuliebe zu tun, versuchten die Deutschen immer wieder—für den Fall, daß die Russen menschenverachtend verführen—eine Vereinbarung mit Stalin in die Wege zu leiten. Diese Versuche wurden jedoch stets mit Verachtung zurückgewiesen.14

Sowjetische Soldaten ergeben sich nicht, verkündeten leichthin die kommunistischen Funktionäre. „Ein lebendig vom Feind erbeuteter Gefangener ist damit zugleich (ipso facto) ein Verräter . . . Wenn sie ihre Pflicht als Soldat, bis zum Letzten zu kämpfen, erfüllt hätten, dann würden sie nicht in Gefangenschaft geraten“.15

„Jeder, der gefangengenommen wird, selbst als Verwundeter . . . galt als einer, der sich freiwillig dem Feind ergab“, schrieb Stalins Tochter Swetlana, deren eigener Bruder gefangengenommen wurde und unverzüglich von ihrem Vater verleugnet wurde. „Dadurch wusch die Regierung Millionen ihrer Offiziere und Männer von ihren Händen ab . . . und weigerte sich, irgend etwas mit ihnen zu tun haben zu wollen“.16

Demzufolge, brummte Alexander Solzhenitsyn, ein verbitterter Kapitän der russischen Artillerie, „nahm Moskau keine Notiz von ihren vor einem Tag noch eigenen Soldaten“.17

So überraschte es nicht, daß viele rote Armee Männer, einschließlich General Andrei Vlasov, sich nach der Gefangennahme prompt von ihrer Regierung abwandten und zu „Verrätern“ wurden, nicht nur dem Namen nach, sondern auch in der Tat, indem sie sich den Deutschen in ihrer antikommunistischen Kampagne anschlossen.

Daß die Sowjets ihre eigenen Truppen in derart kläglicher Weise behandelten, ließ die deutschen Soldaten oder Landser, die schlimmstenfalls in die Hände des Feindes fallen könnten, nichts Gutes ahnen. Obwohl die Reaktion in den sowjetischen Einheiten sehr unterschiedlich war, und gelegentlich einige Deutsche als Kriegsgefangene betrachtet wurden, war dies meist jedoch nicht der Fall. Während der ersten glorreichen Tage der deutschen Siege 1941 schloß der überstürzte Rückzug jede

Wahrscheinlichkeit aus, daß eine große Anzahl von Landsern gefangengenommen würde. Trotzdem fielen Tausende von ahnungslosen Deutschen in kommunistische Hände und wurden an Ort und Stelle niedergemetzelt.

Im Juli 1941, nahe Broniki in der Ukraine, nahmen die Sowjets 160 Deutsche gefangen, unter denen es viele Verwundete gab. In den Worten von Karl Jager:

Nachdem wir gefangengenommen worden waren . . . wurden die anderen Kameraden und ich gezwungen, uns auszuziehen . . . Wir mußten alle Wertsachen, einschließlich dessen, was sich in unseren Taschen befand, abliefern. Ich sah, wie andere Kameraden, weil sie nicht flink genug waren, mit Bajonetten niedergestochen wurden. Korporal Kurz hatte eine verwundete Hand und . . . konnte seinen Gürtel nicht so schnell, wie er wollte, entfernen. Er wurde von hinten am Nacken durchstochen, so daß das Bajonett an seiner Kehle wieder herauskam, nun ein schwer verwundeter Soldat, der nur noch schwache Lebenszeichen von sich gab; dann wurde er getreten und sein Kopf mit einem Gewehrkolben zerschmettert . . . Ich wurde zu einer Gruppe von 12-15 Mann, von denen verschiedene splitternackt waren, zu einem Flecken nördlich der Straße geführt. Wir waren die dritte von der Straße her kommende Gruppe. Die Russen hinter uns begannen mit den Exekutionen . . . nach den ersten Schüssen brach Panik aus und ich war in der Lage, zu entkommen.18

„Meine Hände wurden an meinem Rücken gefesselt . . . und wir wurden gezwungen, uns hinzulegen . . . “, sagte ein anderes Opfer von derselben Gruppe. „Ein russischer Soldat stach sein Bajonett in meine Brust. Daraufhin drehte ich mich um. Ich wurde dann siebenmal in den Rücken gestochen und bewegte mich nicht mehr . . . Ich hörte, wie meine Kameraden vor Schmerz aufschrien. Dann wurde ich ohnmächtig“.19

Am folgenden Morgen wurden insgesamt 153 Körper von den vorrückenden Deutschen geborgen. Trotz des summarischen Gemetzels ihrer eigenen deutschen Männer in Broniki und anderswo, verbot der Feldmarschall der Wehrmacht strengstens großangelegte Vergeltungsmaßnahmen. Eine Gruppe, die jedoch keine Gnade von den Deutschen zu erwarten hatte, waren die kommunistischen Kommissare, die mit den Roten Armee-Einheiten reisten. Viele Deutsche hatten das Gefühl, daß es diese fanatischen „fast

ausschließlich“ aus Juden bestehenden Politoffiziere waren, die für die Gemetzel und Verstümmlungen gefangener Kameraden verantwortlich zu machen sind.20 Ein Zeuge, Leutnant Hans Woltersdorf von der SS Elitetruppe, erklärte:

Eine unserer Panzerabwehrkanoneneinheiten hatte sich bis zur letzten Patrone, bis zur wirklich letzten, verteidigt. Mehr als dreißig tote Russen lagen vor den Stellungen. Aber dann war man schließlich gezwungen, sich zu ergeben. Während sie noch am Leben waren, schnitt man ihre Genitalien ab, stach ihre Augen aus und schlitzte ihre Bäuche auf. Russische Gefangene, denen wir dies zeigten, beteuerten, daß solche Verstümmlungen immer auf Befehl der Kommissare stattfanden. Das war das erste, was ich über die Kommissare gehört habe.21

Von zu erwartender Folter und Exekution bedroht, kämpften viele idealistische deutsche Soldaten mit erhöhter Kraft bis zum Tod. Der Krieg im Osten war nach Auffassung der meisten Landser insbesondere kein Streit mit den Russen oder der slawischen Rasse, sondern eine Kampagne gegen den Kommunismus. In den dem ersten Weltkrieg folgenden Jahren hatten marxistische Revolutionäre die deutsche Regierung fast ins Wanken gebracht. Weil die meisten der Wortführer Juden waren, und weil Lenin, Trotsky und viele andere „russische“ Revolutionäre von derselben Sorte waren, erkannte man, von wem die Gefahr für Deutschland und Europa wirklich ausging. So kam es dazu, daß der Kampf im Osten, von Hitler zu den Geringsten der Landser herab, zu einem heiligen Krieg gegen den „jüdischen Bolschewismus“ wurde.

„Die armen, unglückseligen russischen Menschen“, sagte ein schockierter deutscher Soldat, während er tiefer in die Sowjetunion eindrang. „Ihr Elend ist unaussprechlich und ihre Armseligkeit herzzerreißend“.22

„Erst wenn man sieht, was der Jude hier in Rußland angerichtet hat, kann man verstehen, warum der Führer seinen Kampf gegen das Judentum begonnen hatte“, schrieb ein anderer bestürzter Landser, der damit die Gefühle vieler seiner Kameraden zum Ausdruck brachte. „Welche Arten von Unglück würde unser Vaterland befallen, wenn diese bestialischen Menschen die Oberhand gewännen?“23

Nach der niederschmetternden deutschen Niederlage in Stalingrad im Jahr

1943, gewann der Feind in der Tat die „Oberhand“. Von den Vereinigten Staaten mit unerschöpflichen Mengen von Gütern, Panzern und Flugzeugen, mit Stiefeln und Butter versorgt, ging die wiederauflebende Rote Armee in die Offensive.24 Als die bis dahin unbesiegbare Wehrmacht ihren langen, allmählichen Rückzug nach Westen antrat, spielte sich ein Drama, so gewaltig und so barbarisch, wie die Steppe selber ab, ein Drama, wie es die moderne Welt nie vorher erlebt hatte. In Dutzenden von großen Schlachten und tausenden von vergessenen Gefechten kam es zu urwüchsigen Kämpfen, in denen Sieg Leben und Niederlage Tod bedeutete.

✠ ✠ ✠

Zahlenmäßig in überwältigender Weise unterlegen, sowohl an Männern als auch an Materialien, besonders hinsichtlich der gefürchteten Panzer, gab es für die jungen deutschen Rekruten an der Ostfront— ausgesandt, die dezimierten Reihen aufzufüllen—keinen angemessenen Übergang vom Frieden zum Krieg: sie stiegen vom Zug oder Lastwagen direkt ins Inferno. Ebenso konnte, sobald der Rekrut zur Frontlinie vorstieß, der Übergang vom Jugendlichen zum Mann, wie so oft der Fall, zu einer Frage von nur wenigen Momenten werden. Guy Sajer‘s Jugend endete schlagartig, als sein Wagenzug aus dem Hinterhalt angegriffen wurde.

„Jemand getroffen?“ schrie einer der Unteroffiziere. „Laßt uns nachschauen . . . “ Ängstlich machte ich die Tür zum Lastwagen auf. Drin war ein Mann, was ich nie vergessen kann, der ganz normal auf dem Sitz saß und dessen untere Gesichtshälfte zu einer breiigen Masse reduziert worden war.

„Ernst?“ fragte ich mit erstickter Stimme. „Ernst!“ Ich warf mich auf ihn . . . Ich suchte wie wahnsinnig nach Erkennungsmerkmalen auf diesem schrecklich verstellten Gesicht. Sein Mantel war mit Blut bedeckt . . . Seine Zähne waren mit Knochenteilen vermengt und durch geronnenes Blut hindurch konnte ich sich zusammenziehende Gesichtsmuskeln sehen. In meinem schockartigen Zustand versuchte ich, den Verband irgendwie auf der klaffenden Wunde anzubringen . . . Ich weinte wie ein kleiner Junge, ich schob meinen Freund zum anderen Ende des Sitzes, und nahm ihn in meine Arme . . . Zwei geöffnete Augen, hell und angstvoll, sahen mich von diesem ruinierten Gesicht aus an.

Im Fahrerhaus eines . . . LKWs, irgendwo in der Weite des russischen

Hinterlandes, waren ein Mann und ein Junge in einen schrecklichen Kampf verwickelt. Der Mann kämpfte mit dem Tod, und der Junge kämpfte mit der Verzweiflung . . . Ich fühlte, daß sich in meiner Seele unwiderruflich etwas verhärtet hatte.25

„Die erste Gruppe T-34 polterte durch das Unterholz“, erinnerte sich ein anderer von Schrecken durchbebter Ersatzsoldat, als plötzlich russische Panzer diese einst friedliche Welt terrorisierten.

Ich hörte, wie mein Offizier mir zurief, die rechte Maschine ins Visier zu nehmen . . . All das, was ich im Training der Schule gelernt hatte, flutete plötzlich in mich zurück und gab mir mein Selbstvertrauen zurück . . . Es war geplant, die erste Gruppe der T-34 über uns hinwegrollen zu lassen . . . Die Granate hatte eine Sicherheitskappe, die abgeschraubt werden mußte, um zur Reisleine vordringen zu können. Meine Finger zitterten, als ich die Kappe abschraubte . . . und aus dem Graben kletterte . . . Ich bewegte mich— tief nach unten geduckt—auf das Monster zu, zog an der Sprengschnur und bereitete mich darauf vor, die Ladung anzubringen. Es blieben nun nur noch neun Sekunden bis zur Explosion und dann bemerkte ich mit Entsetzen, daß die Außenseite des Panzers mit Beton bedeckt war. Meine Bombe konnte auf so einer Oberfläche nicht haftenbleiben. Der Panzer stützte sich plötzlich auf seine rechte Laufspur in einer Weise, daß er direkt auf mich zukam und bewegte sich vorwärts als er ob mich überrollen wollte.

Ich warf mich nach hinten und fiel direkt in einen teilweise ausgegrabenen Schützengraben, der so flach war, daß ich kaum unter der Oberfläche des Erdbodens verschwand. Glücklicherweise war ich mit dem Gesicht nach oben gefallen und hielt die noch zischende Handgranate in der Hand. Als der Panzer über mich hinwegrollte, gab es eine jähe und totale Schwärze . . . Die flachen Erdwälle der Gräben begannen nachzugeben. Als der Bauch des Monsters über mir war, reichte ich instinktiv nach oben, wie um es wegzuschieben und...steckte die Ladung an glattes nicht betoniertes Metall . . . Der Panzer war kaum über mich hinweggefahren, als es auch schon eine laute Explosion gab . . . Ich war am Leben und die Russen waren tot. Ich bebte an all meinen Gliedern.26

Ein anderer Landser, der die Wahrheit dank der russischen Panzer fand, war der 18 Jahre alte Guy Sajer. Mit Einzelschuß „Panzerfäusten“ bewaffnet, einer aufzuschulternden Antipanzerwaffe, kauerte Sajer und seine fünf

Kameraden in einem flachen Graben. „Unsere Furcht erreichte grandiose Proportionen und Urin floß an unseren Beinen herunter“, gab ein junger Soldat zu. „Unsere Furcht war so groß, daß wir nicht einmal mehr daran denken konnten, uns selbst zu kontrollieren“.

Drei Panzer bewegten sich auf uns zu. Sobald sie über den uns beschützenden Erdwall rollen würden, wäre der Krieg für uns in weniger als einer halben Minute zu Ende gehen. Ich . . . hob meine erste Panzerfaust hoch, steif vor Angst, mit meiner Hand auf dem Feuerknopf.

Während sie auf uns zurollten, übertrug die Erde, gegen die ich meinen Körper preßte, ihre Bodenschwingungen und meine Nerven, zum Brechen gespannt, schienen in einem ohrenbetäubenden Pfeifton schrill zu vibrieren . . . Ich konnte die reflektierten gelben Lichter auf der Vorderseite des Panzers sehen und dann verschwand alles, im freigesetzten Lichtblitz, der mein Gesicht verbrannte, vor mir . . . Von der Seite her bombardierten andere Lichtblitze meine Augen, die sich—krampfartig zuckend—weit öffneten, obwohl nichts zu sehen war. Alles war gleichzeitig phosphoreszierend und verschwommen. Dann wurde ein zweiter Panzer in mittlerer Entfernung von einem Flammenmeer umringt . . .

Wir konnten den Lärm eines dritten Panzers hören . . . Er hatte die Geschwindigkeit erhöht und war nicht mehr als dreißig Meter von uns entfernt, als ich meine letzte Panzerfaust ergriff. Einer meiner Kameraden hatte schon gefeuert, und ich war für eine Weile geblendet. Ich strengte meine Sehkraft an, gewann mein Sehvermögen zurück und sah eine Vielzahl von schlammverkrusteten Laufrollen vorbeirasseln . . . fünf oder sechs Meter von uns entfernt. Ein unmenschlicher Schreckensschrei würgte sich seinen Weg aus unseren hilflosen Kehlen heraus.

Der Panzer zog sich vom Kampfeslärm zurück und wurde—in einem Vulkanausbruch, der ihn in eine dicke Rauchwolke hüllte und vom Boden abhob—unsichtbar. Unsere wild umherschauenden Augen versuchten, den Blick auf etwas Solides zu heften, aber konnten nichts als Rauch und Flammen finden. Da es keine Panzer mehr gab, drängte uns unser Wahnsinn aus unserem Zufluchtsort heraus zum Feuer hin, dessen Leuchtkraft unsere Augen folterte. Der Lärm der Panzer nahm ab. Die Russen wichen.27

Nach dem Herausziehen von Verwundeten aus den brennenden Panzern

sackte Sajer zusammen. Wie der junge Landser und seine erschöpften Kameraden wohl wußten, würde die Atempause nur kurz sein: „Sie würden zweifellos mit Verstärkung, von Flugzeugen und Artillerie unterstützt, wiedererscheinen, und unsere verzweifelte Ekstase würde umsonst gewesen sein“.28

Sajer hatte recht. In einer erneuten Auseinandersetzung zwischen Maschine und Mensch konnten dieser Soldat und seine Waffenbrüder nur in hilflosem Grausen mitansehen, wie die Ungeheuer aus Stahl eine Gewehrstellung überrannten:

Während sie über das Erdloch fuhren und dabei die Gebeine der zwei Kanoniere rachevoll im Boden zermalmten, vermischten sich unsere Verzweiflungsschreie mit dem Brüllen der zwei mit ihren Maschinengewehren und mit den sich hinzugesellenden Racheschreien der russischen Panzerbesatzung . . . Die Gleisketten liefen über das Loch für lange Zeit, und . . . und die russische Besatzung rief immer wieder: „Kaputt, deutscher Soldat! Kaputt!“29

Viele Szenen an der Ostfront, wie die obenstehenden, schienen einem Drehbuch der Hölle zu entstammen. Nachdem eine hastig zusammengestellte Einheit von Mechanikern, Bäckern und Köchen einen Angriff des Feindes zurückgeschlagen hatte, schlich sich eine Gruppe von Landsern, einschließlich Hans Woltersdorf, an den russischen Panzer heran. Die Männer blickten in den Panzer hinein, erinnerte sich der Leutnant, „und waren dem Erbrechen nahe und sahen nicht mehr hin, sondern gingen betroffen weiter. Ein kopfloser Körper, blutiges Fleisch und Gedärme klebten an den Wänden“.30 Verschiedenen Soldaten gelang es, einen verwundeten Fahrer aus dem Wrack zu ziehen.

„Er lag da, und trug eine erlesene Tapferkeitsmedaille . . . “, vermerkte Woltersdorf. „Blutbeschmiertes Gehirn sickerte aus seinem klaffend offenen Hinterkopf. Er hatte Schaum vor dem Mund und sein Atem rasselte noch, das typische Rasseln nach einer Hinterkopf Verletzung. Du bist tot, aber deine Lunge bauscht sich noch auf . . . ich nahm seine Militärpapiere und seine Auszeichnung. Später, wenn alles vorüber sein würde, schickte ich es zu seiner Familie und würde ihnen schreiben, daß er brav bis zum Letzten für sein Land gekämpft hätte . . . er hätte sein Bestes gegeben . . . sie könnten stolz auf ihn sein . . . was soll man schon schreiben, in solch einer

Situation?“31

Schon schrecklich genug für sich selber genommen, die oben beschriebenen Anblicke und Geräusche wurden doppelt entsetzlich durch den quälenden Verdacht, daß der Beobachter dem eigenen Schicksal in den Rachen schaute. „Man sieht sich immer selber in Tausenden von Stücken so an der Wand kleben“, bekannte Woltersdorf, „ohne Kopf aus dem Panzer gezogen zu werden oder mit dem der Gurgel entweichendem Todesrasseln“.32

✠ ✠ ✠

Kalten, roboterartigen Panzern gegeneberzustehen war schon entsetzlich genug. Aber wenn Menschen zu Robotern würden, wären die Resultate verheerend. Der vielleicht erschreckendste Moment im Leben eines Landsers war der, zum ersten Mal einer Menschenwelle gegenüberzustehen. In einer Nation so gigantisch, daß sie zwei Kontinente umspannte, waren Männer ein Rohstoff, den die Sowjets zu vergeuden sich erlauben konnten . . . und sie taten es. Einem russischen Artilleriefeuer auf seinen Standort hin folgend, gruppierte Max Simon um, und die Soldaten, die überlebt hatten, nahmen nun an einem Bergrücken Stellung.

Danach, schrieb der SS General, „ziemlich weit weg von unseren Positionen gab es Reihen von braun uniformierten vorwärts drängenden Männern. Die ersten überquerten einen kleinen Fluß und wurden nach etwa 200 Metern gefolgt von einer zweiten Reihe. Dann erhob sich aus dem Gras—im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Boden— eine dritte, dann eine vierte und fünfte“.33

„Alle die aus dem Boden herauswachsenden Iwans einfach nur aufgerichtet dastehen zu sehen, war wirklich erschreckend“, sagte ein anderer, der sich einer Menschenwelle gegenübersah. Sie standen einfach schweigsam in Schußweite und in sich gekehrt . . . da, ohne sich um die Gefallenen um sie herum zu kümmern. Dann würden sich die ersten drei Reihen anschicken, auf uns zuzukommen“.34
Kehren wir zu General Simon zurück:

Die Reihen von Männern erstreckten sich zur Rechten und Linken unserer Regimentsfront und bedeckte sie vollkommen und die gesamte Masse russischer Truppen trampelte fest und ohne anzuhalten nach vorn. Es war ein unglaublicher Anblick, der Traum eines jeden MG-Schützen . . . Wir

eröffneten das Feuer von 600 Metern und ganze Sektionen der ersten Welle verschwanden aber ließen hier und da einige seltsame, immer noch stur vorwärts stürzende Überlebende übrig. Es war verblüffend, unglaublich, unmenschlich. Niemand unserer Soldaten würde allein weitergegangen sein. Die zweite Welle hatte auch Verluste erlitten aber schloß sich doch in der Mitte zusammen und bewegte sich an den Körpern der Gefallenen der ersten Welle vorbei oder stolperte über sie hinweg. Dann, wie einem Signal Folge leistend, begannen die Reihen der Männer vorwärts zu laufen. Während sie das taten, ertönte ein tiefes Grölen: „Huuuurrraaaa . . . “35

„Der Klang der gegrölten Herausforderung war genug, das Blut in den Adern erstarren zu lassen“, gab ein bebender Landser zu. „Schon der Klang allein versetzte die neuen Rekruten in Furcht und Schrecken“.36

Wieder Max Simon:

Die ersten drei Wellen waren von unseren Schüssen vernichtet worden, aber nicht alle Männer in ihnen waren gleich tot. Einige derer, die fielen, waren Scharfschützen, die sich einen Weg durchs Gras nach vorn gebahnt hatten, um das Feuer gegen unsere Offiziere und MG-Posten zu eröffnen. Der Ansturm der vierten Welle geschah langsamer, denn die Männer mußten ihren Weg über einen großen Teppich von Körpern antreten und als die Sowjets sich auf uns zubewegten, standen einige unserer Männer, der Gefahr trotzend, auf der Brüstung ihrer Schützengräben, um auf die herankommenden Russen zu schießen. Die MG‘s wurden vom kontinuierlichen Feuern heiß und das Austauschen der Gewehrläufe zwang uns zu mehrmaligen Ruhepausen . . .

Nun stürmte die große Masse der sowjetischen Truppen in unsere Richtung den Hang hinauf aber unsere Feuerkraft war zu stark und sie zerbrachen daran. Etwa eine halbe Stunde später näherten sich in einem zweiten Angriff fünf weitere Reihen von Männern. Die Anzahl der Feinde schien endlos und neue Wellen von Männern liefen, ohne zu zögern, über ihre eigenen Toten hinweg . . . Die Iwans griffen uns drei Tage lang an und manchmal sogar nachts. Plötzlich hörten sie aber auf und zogen sich zurück.37

Obwohl in solch selbstmörderischen Anstürmen das Gemetzel Tausender sinnlos erschien, so waren die Resultate doch alles in allem nicht einseitig. Die in den Deutschen entstehenden psychologischen Wunden waren, wie

General Simon es einschätzte, vielleicht sogar ein noch größerer Schlag, als das den Russen zugefügte körperbetonte Chaos. „Die Menge, Dauer und Heftigkeit dieser Angriffe hatten uns entkräftet . . . “, bekannte Simon. Falls die Sowjets unserer kleinen Bewegung so viele Männer opfern konnten—und diese Männer wurden zweifelsohne geopfert—wie oft, fragten wir uns, würden sie angreifen und mit wie vielen Leuten, falls ihre Zielsetzung eine von äußerst großer Bedeutung wäre?“38

Das sich in den oben beschriebenen Schlachten entwickelnde Blutbad war wirklich entsetzlich. Wenn auch die Mehrzahl der Rekruten zwei oder drei solcher Schlachten abhärteten, war doch danach keiner der Soldaten, was den Krieg betraf, jemals selbstzufrieden. Das Schlachtfeld hatte viele grauenvolle Gesichter, von denen sich keine zwei ähnelten. Überraschenderweise war eins der niederschmetterndsten Momente im Leben eines Landsers der schauderhafte Einfluß, den der Krieg auf die Tausende von Pferden hatte, deren sich beide Seiten bedienten. Harald Henry erinnerte sich besonders lebhaft an ein Tier, das am Wegrand lag:

Es bäumte sich auf, jemand gab ihm einen Gnadenschuß, aber es sprang wieder hoch, ein anderer Schuß . . . das Pferd kämpfte um sein Leben, viele Schüsse. Aber die Gewehrsalven beendeten das Leben in den Augen des sterbenden Pferdes nicht schnell genug . . . Pferde überall. Mit von Granaten aufgerissenen Körpern, quollen ihre Augen aus ihren leeren roten Höhlen hervor . . . Das ist beinahe schlimmer als weggerissene Gesichter von Männern, schlimmer als verbrannte, halb verkohlte Leichname.39

Kurz nachdem Leutnant Friedrich Haag durchlebte, was er sich als nicht zu überbietenden Horror einer Schlacht vorgestellt hatte, sah er ein „wunderschönes weißes Pferd, das am Bächlein graste“.

Ein Artilleriebeschuß . . . hatte sein rechtes Vorderbein weggesprengt. Es graste friedlich aber in unaussprechlicher Trauer und schwenkte seinen blutigen Beinstumpf hin und her . . . Ich weiß nicht, ob ich den Horror dieses Anblicks genau beschreiben kann . . . Da sagte ich . . . zu einem meiner Männer: „Gib diesem Pferd den Gnadenschuß!“ Aber der Soldat, der vor nur zehn Minuten noch in einen schweren Kampf verwickelt war, antwortete: „Ich kann es nicht übers Herz bringen, Herr Leutnant“. Solche Erfahrungen sind erschütternder als alles „Kampfgewühl“ und alle persönliche Gefahr.40

Obwohl massive Menschenangriffe und Panzerschlachten dramatische und welterschütternde Ereignisse waren, konnten die überlebenden deutschen Soldaten zwischen den Kämpfen normalerweise mit einem Willkommensgruß oder wenigstens mit einer, wenn auch noch so kurzen, Atempause rechnen. Nun kam aber der ständig lauernde und ständig aktive Partisanenkrieg hinzu. Für den Landser an der Front, der seine Deckung vernachlässigte, könnte das Resultat davon den unmittelbaren Tod bedeuten . . . oder Schlimmeres.

„Deutsche Soldaten als Gefangene der Untergrundkämpfer wurden oft grausam behandelt“, berichtete ein General der Wehrmacht. „Es war nichts Ungewöhnliches für die Sowjets, ihre Gefangenen zu foltern und sie dann, manchmal mit ihren Genitalien in den Mund gestopft, aufzuhängen“.41 Andere Landser wurden freigelassen und dann torkelnd über die Straßen zu ihren Kameraden zurückgeschickt, nackt, blutig, mit ausgestochenen Augen und kastriert.

Unfähig, in entschiedener Weise mit den als Zivilisten verkleideten Irregulären fertig zu werden, waren die deutschen Vergeltungsmaßnahmen rasch, grausam und willkürlich.

„Eine Partisanengruppe sprengte unser Fahrzeug“, berichtete ein Gefreiter, „und . . . erschoß den Agrarverwalter und den ihm zugewiesenen Oberstabsgefreiten in ihrem Wohnbereich . . . Gestern wurden am frühen Morgen 40 Männer am Rand der Stadt erschossen . . . Natürlich gab es eine Reihe von Unschuldigen, die dabei ihr Leben verloren . . . Man verschwendete nicht viel Zeit damit, sondern erschoß all die, die zufälligerweise da waren“.42

Genau wie für die Kommissare, war das übliche Schicksal der Guerillas, die in deutsche Hände fielen: Kein Pardon. Ein Zeuge schrieb:

Geschäftsmäßig tauchen die Männer der Feldpolizei auf und knüpfen mit geübtem Geschick sieben Schlingen auf dem Balkongeländer und verschwinden dann hinter der Tür des verdunkelten Raumes . . . Das erste menschliche Paket, gefesselt, wird nach draußen getragen. Die Glieder sind fest zusammengebunden . . . ein Tuch bedeckt sein Gesicht. Das Hanfhalsband wird um seinen Nacken gelegt, mit straff gefesselten Händen wird er aufs Geländer gestellt und die Augenbinde entfernt. Für einen

Moment sind leuchtende Augäpfel zu sehen, nicht unähnlich der Augäpfel durchgebrannter Pferde, dann schließt er erschöpft seine Augenlider, fast entspannt, um sie nie wieder zu öffnen. Nun gleitet er langsam nach unten, sein Gewicht verengt die Schlinge und seine Muskeln beginnen ihren hoffnungslosen letzten Kampf. Der Körper arbeitet mit aller Kraft, zuckt, und in den Fesseln zappelt noch ein letzter Rest Leben. Es geht ganz schnell; einer nach dem anderen wird herausgebracht und aufs Geländer gestellt . . . Jeder trägt ein Schild vor der Brust, das von seinem Verbrechen Kunde gibt . . . Manchmal streckt einer von ihnen—wie in unbewußter Verhöhnung—seine Zunge heraus, während maßlose Mengen von Speichel auf die Straße tropfen.43

✠ ✠ ✠

Als die Wehrmacht unerbittlich nach Westen zurückgedrängt wurde, nahm ihre Zermürbung in schwindelerregender Weise zu. Wiederholte russische Angriffe öffneten in den deutschen Reihen einfach zu große und nicht wieder füllbare Lücken. Manchmal zahlenmäßig unterlegen zehn zu eins erwartete man von jedem Landser, wie Zehn zu kämpfen, um zu überleben. Vielen gelang es. Nachdem er Wellen von Sowjets mit nur einer Handvoll von Leuten zurückgeschlagen hatte, lehnte es Leopold von Thadden-Trieglaff ab, seinen winzigen Teilbereich zu verlassen. Obwohl sie die ganze Nacht in Wartestellung ausgeharrt hatte, kämpfte die umzingelte Truppe bei Tagesanbruch blindwütig weiter.

„Von rechts und links regnete es Kugelhagel auf uns nieder“, vermerkte ein junger Soldat in seinem Tagebuch. „Nach ein paar Minuten war unser Bunker voll von Verwundeten und ich mühte mich ab, die armen Gefährten zu beruhigen . . . Schreie und Stöhnen und Gesang. Ich mußte mich mit aller Kraft zusammenreißen, um so ruhig wie zuvor zu bleiben“.44

Als schließlich der deutsche Gegenangriff durchbrach und die Überlebenden gerettet wurden, endete „die schreckensvollste Nacht und der härteste Kampf meines Lebens . . . “, schrieb Thadden-Trieglaff. „Nachdem ich zu meinem Kommandoposten ins Dorf zurückgekehrt war, starrte ich meine toten Kameraden an. Ich war so erschüttert, daß ich fast weinte . . . Wann wird dieser abscheuliche Kampf endlich zu Ende sein?“45

Für den heroischen zwanzig Jahre alten kam das Ende am folgenden Tag, als

er getötet wurde.
Weil der erdrückende Verschleiß die deutsche Armee im russischen Schlamm zerrieb, war die Fluktuation von Toten und Verwundeten riesengroß. Neu angekommene Rekruten blieben oft nach Monaten, ja sogar nach Wochen, als älteste Veteranen in ihrer Einheit zurück. „Ich bemerkte, daß die Wahrscheinlichkeit, getötet zu werden, bei den Neuankömmlingen in den ersten Tagen besonders hoch war“, beobachtete Jan Montyn.

Gert war einer jener Neuankömmlinge. Er war 16 . . . Ich sah in seinen Augen, hinter seiner Brille, dieselbe Bestürzung, von der ich beim mich Zurechtfinden selbst—am ersten Tag vor fast einem Monat—befallen wurde. Seine Beine zitterten, er blinkte unaufhörlich. Er hatte nie zuvor eine wirkliche Waffe in der Hand gehabt. Und ich fühlte, daß er nicht lange mit uns bleiben würde.

„Du mußt in allem, was du tust, vorsichtig sein“, sagte ich eindringlich zu ihm. „Du kannst es dir nicht leisten, daß etwas zur Gewohnheit wird. Auf der anderen Seite gibt es Scharfschützen, die bei Tag und Nacht Ausschau halten. Wenn du nur ein Streichholz anzündest, bist du ein toter Mann. Sie bemerken jede Regelmäßigkeit in unserem Verhalten. Wenn du einen Graben ausschachtest dann wirf die Erde nicht zweimal auf denselben Platz zur Seite“.

Gert nickte. Er würde sich erinnern. Aber weniger als zwei Stunden später hörte ich einen Schrei. Er war aus der Furche herausgeklettert. Er war—mit seiner Hose nach unten—getroffen worden. Nach zehn Schritten hatte ich ihn erreicht und zog ihn bei seinen Beinen in die Furche herunter. Oh, du Idiot! Sollte ich das besser nicht gesagt haben . . . ? Er hatte ein großes Loch in seiner Leistengegend. Ich zog eine Rolle von Ersatzbinden aus meiner Brusttasche. Aber die minderwertige Qualität des Papiers führte dazu, daß es innerhalb von wenigen Sekunden klatschenaß war. Ich versuchte, die Wunde —meinen Daumen auf sie pressend—zu schließen, während ich bettelte und betete, daß jemand hier vorbeikommen solle. Ich wagte nicht, zu rufen; das könnte Granatwerfer provozieren. Gert lag hechelnd, sein Mund halb geöffnet. Er schien keinen Schmerz zu fühlen. Laß, um Gottes Willen jemand kommen. Niemand kam. Das durch meine Finger strömende Blut vermischte sich mit dem Schlamm. Und Gert bewegte sich schon nicht mehr.46

Zum Trauma, Kameraden, einen nach dem anderen sterben zu sehen, kam die

Besorgnis um die Sicherheit unserer Lieben zu Hause. Während die Briefe und Worte der alliierten Soldaten von zu Hause ihnen Trost und Aufmunterung brachten, wurden solche der uns Nahestehenden zu einer zusätzlichen Last, die es auch noch zu tragen galt. Martin Poppel verfaßte einen Tagebucheintrag:

Meine Frau schrieb mir: „Heute sind wir nach diesem schrecklichen Bombenhagel total erschöpft. Immer das Heulen dieser Dinger über uns zu hören, jeden Moment auf den Tod zu warten, im dunklen Keller, unfähig, irgend etwas zu sehen . . . Alles verloren . . . “ Nein, hier an der Front sollten wir nicht daran denken . . . Wir verstanden die Gefühle der Leute zu Hause, litten mit ihnen und waren besorgt um unsere Angehörigen, die Terror Bombardierungen zu ertragen hatten.47

„Vor ein paar Tagen“, kritzelte ein gepeinigter Feldwebel in sein Tagebuch, „habe ich herausgefunden, daß zur selben Zeit, als ich von zu Hause träumte, Trümmer in meiner Heimatstadt Mannheim rauchten. Was für eine bittere Ironie“.48

„Diese Schweine...denken, daß sie uns damit weichmachen können. Aber das ist ein Fehler, ein Fehler“, brummte ein anderer Feldwebel. „Ach, wenn der Führer nur ein paar . . . Divisionen nach England schicken würde. Die würden für einen Totentanz sorgen, der selbst dem Teufel das Gruseln beibrächte. Oh, ich habe eine Wut, einen wilden Haß“.49

Trotz offizieller Anordnungen, Gefangene nicht zu töten, war die inoffizielle Realität oft ganz anders. Ohne Hoffnung zu leben, tagtäglich mit dem Tod konfrontiert zu sein, des den Nahestehenden zu Hause widerfahrenen Schicksals gewahr werdend und ihres eigenen, falls sie in Feindeshände fielen, viele rasende, brutalisierte Personen konnten nicht mehr zurückgehalten werden.

„Aus der Erdhöhle zu meiner Linken drang ein hinausgezögerter und ohrenbetäubender Schrei nach oben . . . “, schrieb Guy Sajer nach einem verzweifelten Kampf nieder. „Dann gab es einen Hilfeschrei“.

Wir erreichten den Rand eines Unterstandes, wo ein Russe, der gerade seinen Revolver weggeworfen hatte, seine Hände hochhielt. Unten im Schützengraben kämpften zwei Männer. Einer von ihnen, ein weiterer Russe, fuchtelte mit einem langen Buschmesser herum, während er einen Mann aus

unserer Gruppe nach unten hielt. Zwei von uns kümmerten sich um den Russen mit den hochgehaltenen Händen, während ein junger Unteroffizier in die Grube sprang und dem anderen Russen mit einem Grabenziehwerkzeug einen Schlag aufs Genick verpaßte . . . Der Deutsche, der unter ihm gewesen war . . . rannte zur Oberfläche. Er war mit Blut bedeckt. In der einen Hand schwang er das russische Messer . . . während die andere den Blutfluß aus seiner Wunde zu stoppen versuchte.

„Wo ist er?“ schrie er in Raserei. „Wo ist der andere?“ Nach ein paar kurzen Sprüngen erreichte er den . . . Gefangenen. Und bevor irgend jemand etwas tun konnte, hatte er das Messer schon in den Bauch des wie versteinerten Russen gerammt.50

Nach drei Tagen fieberhaften Kämpfens rasteten Sajer und seine schlafberaubten Kameraden schließlich völlig aus.

Manchmal kamen eine oder zwei Personen mit erhobenen Händen aus ihren Verstecken hervor und jedesmal ereignete sich dieselbe Tragödie. Kraus tötete auf Anordnung des Leutnants vier von ihnen; die Sudetendeutschen zwei; Gruppe 17, neun. Der junge Lindberg, der sich seit Beginn der Offensive in einem panischen Zustand befand, indem er entweder schrecklich weinte oder hoffnungsvoll lachte, nahm das MG von Kraus und schubste zwei Bolschewiki in einen Granattrichter. Die zwei elenden Opfer . . . flehten um Gnade . . . Aber Lindberg feuerte in einem unkontrollierbaren Wutanfall auf sie los, bis sie reglos dalagen.

Wir waren irre vor Beunruhigung und Erschöpfung . . . Es war uns verboten worden, Gefangene zu nehmen . . . Wir wußten, daß es die Russen sowieso nicht taten . . . daß es entweder sie oder wir waren, weshalb Hals und ich . . . auf einige Russen, die versuchten, eine weiße Fahne hochzuhalten . . . Granaten warfen.51

Dennoch konnte es passieren, daß dieselben Soldaten, die in der wahnsinnigen Unruhe eines Gefechts hilflose Gefangene ermordeten im nächsten Moment das eigene Leben riskierten, indem sie ihre Feinde aus brennenden Panzern zogen. Hans Woltersdorf, sein MG auf verschiedene Russen, die er überrascht hatte, gerichtet, verharrte—in einem letzten Aufflackern von Humanität, welche mit aller Macht gegen die dunklen Kräfte seiner Vergangenheit kämpfte—für einen scheinbar ewigen Augenblick . . .

„Schieß ich oder schieße ich nicht?“ fragte sich der Leutnant, während die zu Tode erschrockenen Gefangenen um Gnade flehten. „Sie standen auf . . . , taumelten ein paar Schritte zurück ins Tannengestrüpp, drehten sich um, nahmen ihre Hände herunter und rannten wie der leibhaftige Teufel . . . Versuchte ich, zu schießen? Versagte mein MG wirklich, wie ich später behauptete?“52

Sehr oft war die Beihilfe zum Tod der beste Ausdruck einer gewissen Liebenswürdigkeit, die man seinem Feind erweisen konnte. „Dienstag setzte ich zwei T-34 Außer Gefecht . . . “, schrieb ein Landser. „Danach fuhr ich an den qualmenden Überresten vorbei. In der Einstiegsluke hing ein Körper mit dem Kopf nach unten, seine Füße waren eingeklemmt, und seine Beine standen bis zu den Knien in Flammen. Der Körper lebte, der Mund stöhnte. Er mußte wohl schrecklich gelitten haben und es gab keine Möglichkeit, ihn aus seiner Qual zu befreien . . . Da erschoß ich ihn mit tränenüberströmtem Gesicht. Nun weinte ich schon drei Nächte lang wegen eines toten russischen Panzerfahrers“.53

„Von Zeit zu Zeit bäumte man sich aus seiner Erstarrung auf und schrie laut auf“, gab Guy Sajer zu. „Diese Schreie waren vollkommen unbeabsichtigt: wir konnten sie nicht zurückhalten. Sie waren das Resultat unserer Erschöpfung . . . Einige lachten, während sie weinten; andere beteten. Männer, die beten konnten, konnten noch hoffen“.54

Sajer fährt fort:

Wir fühlten uns wie verlassene Seelen, die es vergessen hatten, daß Menschen für etwas anderes gemacht sind . . . daß es manchmal auch Liebe gibt, daß die Erde produktiv sein und für etwas anderes verwendet werden kann, als Tote zu begraben. Wir waren wahnsinnige, sich gedankenlos gebärdende und bewegende Kreaturen, ohne Hoffnung . . . Lindberg . . . verfiel dem Stumpfsinn . . . die Sudetendeutschen . . . hatten zu zittern begonnen . . . und übergaben sich—ohne jede Kontrolle. Wahnsinn hatte sich unserer Gruppe bemächtigt und breitete sich mehr und mehr aus. Ich sah . . . wie Hals zu seinem MG sprang und in die Luft schoß . . . Ich sah auch den Feldwebel . . . seine geballte Faust in die Erde schmettern . . . Ich schrie Flüche und Unzüchtigkeiten gen Himmel . . . Nach erst Stunden und dann Tagen von Gefahr . . . versinkt man in einen unerträglichen Wahnsinn, und eine Nervenkrise ist nur der Anfang. Schließlich erbricht man und sinkt

zusammen, vollständig brutalisiert und träge, als ob der Tod schon gesiegt hätte.55

„Wir waren die Toten oder die zukünftigen Toten“, sagte ein Landser ganz einfach.56

Als die Ostfront ständig nach Westen vorrückte, wurde der Kampf immer verzweifelter. Im Winter von 1944 hatte die Rote Armee die Angreifer vom russischen Boden vertrieben und drängte sie nun durch Polen. Obwohl die enormen Verluste sehr an der deutschen militärischen Stärk gezehrt hatten, und obwohl die Gewinnchancen überwältigend zugunsten der Sowjets ausfielen, litt die Rote Armee auch schwer. Auf jedes deutsche Todesopfer kamen vier russische. Viele sowjetische Einheiten waren zu mehr als 50% ihrer originalen Stärk reduziert worden.57 Folglicherweise wurden die roten Reihen in zunehmendem Masse von Truppen aus den fernen Ostprovinzen aufgefüllt.

„Das ist nicht die Rote Armee“, fauchte ein russischer Offizier. „Die Rote Armee ging in den Schlachtfeldern von 1941/42 zugrunde. Dies sind die Horden Asiens“.58

Außer den Asiaten mobilisierten die Sowjets eine kunterbunte Reservetruppe —junge Burschen nicht älter als 13, Frauen, Krüppel und Verbrecher.59 „Wir öffneten unsere Gefängnisse und steckten alle in die Armee“, gab Stalin zu.60 Dieses rohe Menschenmaterial wurde, soweit wie möglich und in undenkbarster krimineller Gleichgültigkeit weggeworfen. Ein deutscher Soldat schrieb:

Es spielt keine Rolle, daß diese Einberufenen untrainiert sind, daß viele von ihnen keine Stiefel jeglicher Art tragen und daß die meisten von ihnen nicht einmal Waffen haben. Die von uns Gefangengenommenen erzählten uns, daß von denjenigen, die keine Waffen hatten, erwartet würde, die Waffen der Gefallenen zu benutzen . . . Ich sah . . . Angriffe, bei denen solide Blöcke von Schulter an Schulter marschierenden Leuten durch die Minenfelder, die wir gelegt hatten, gingen. Zivilisten und Strafkommandos bewegten sich gleichermaßen vorwärts wie Automaten, ihre Reihen nur dort gebrochen, wo eine Mine explodierte und die sich in der Nähe Befindlichen tötete oder verwundete. Die Leute schienen weder zurückzuweichen noch zu wanken und wir bemerkten, daß einige der Gefallenen von einer kleinen Bande von Kommissaren, die dicht hinter ihnen waren, erschossen wurden.61

„Dies war nicht mehr Krieg“ teilte ein Landser mit, der Zeuge dieser

Massaker war. „Es war Mord“.
Von all den Schrecken, die sich an der Ostfront abspielten—den Menschenwellen, den in ihren Panzern verriegelten Rote Armee Besatzungen, dem Mord an Gefangenen, den Grausamkeiten der Partisanen—war der zweifellos herausragende und für den durchschnittlichen Landser schreckenerregendste Aspekt : „Iwan“ selbst.
„Der russische Infanteriemann . . . verteidigte sich immer bis zum letzten Atemzug . . . “, erinnerte sich General Max Simon. „Selbst Besatzungen in brennenden Panzern feuerten unablässig, solange ihnen noch ein letzter Atemzug blieb. Verwundete oder Bewußtlose griffen nach ihren Waffen, sobald sie wieder zu sich kamen“.62
Ein anderer deutscher Soldat, Erich Dwinger, fügte hinzu:

Unter den Gefangenen, die darauf warteten, zur anderen Seite des Flusses übergesetzt zu werden, waren Verwundete, von denen viele von Flammenwerfern schwer verbrannt worden waren . . . Ihre Gesichter wiesen keine erkennbaren menschlichen Züge mehr auf sondern waren einfach geschwollene Fleischbeulen. Einem von ihnen hatte ein Schuß den Unterkiefer weggerissen und diese Wunde war in roher Weise verbunden worden. Durch die Lappen war die freigelegte Luftröhre zu sehen und die Anstrengung, die von ihr ausging, wenn sein Atem sie durchschnaubte. Ein anderer Soldat war von fünf Kugeln getroffen worden und seine rechte Schulter und der ganze Arm waren nur eine zerfetzte Fleischmasse. Er war nicht verbunden und das Blut quoll aus seinen Wunden hervor wie aus einer Reihe von Schläuchen . . .

Nicht einer dieser im Gras Sitzenden jammerte . . . Warum stöhnten sie denn nicht? Aber dies war nicht das tragischste Bild jenes Tages . . . Einer unserer Soldaten brachte Margarinefässer und russische Brotlaibe heraus. Sie begannen mit der Zuteilung mehr als dreißig Meter von dem Platz entfernt, wo jene lagen, die am schrecklichsten verwundet waren aber sich dennoch erhoben, ja, selbst die Sterbenden standen schnell auf und eilten in einem in Worten unausdrückbaren Strom von Leiden zum Versorgungsverteilungspunkt. Der Mann ohne Kiefer schwankte, als er aufstand, der Mann mit den fünf Schußwunden benutzte seinen guten Arm, um hochzukommen. Die mit den verbrannten Gesichtern rannten, aber das war noch nicht alles; ein halbes Dutzend Männer, die auf dem Boden gelegen hatten, gingen auch nach vorn, indem sie mit ihren linken Händen die

Gedärme, die aus den klaffenden Wunden ihrer Magenwände heraustraten, zurückdrückten. Ihre rechte Hand war in flehender Gebärde ausgestreckt...Während sie wieder abzogen, ließ jeder von ihnen eine gut sichtbare Blutschmierspur hinter sich...und keiner von ihnen weinte . . . keiner stöhnte.63

Was Dwinger unausgesprochen ließ, war, daß solche Szenen einen tiefen Wahnsinnseffekt in Tausenden von Landsern hinterließen. Der fast überirdische Stoizismus des Russen, sein Fatalismus, seine Bereitschaft zu leiden und stillschweigend zu sterben waren für die deutschen Soldaten verwirrend. Einigen schien es, als ob das brutale Klima und die erdrückenden Zustände im Kommunismus eine Art von Wesen geformt hatten, in dem es für normale menschliche Emotionen keinen Platz mehr gab.64

„Das sind keine Menschen mehr, gegen die wir kämpfen“, rief ein Landser, „sondern einfach nur Tiere“.
Vielleicht. Und trotzdem, so tief ihre Unterschiede zweifellos auch waren, gab es dennoch Ähnlichkeiten, einige so elementar und alt wie die Erde selbst. Am 24. Dezember ereignete sich eine wundersame— und wie es schien unmögliche—Verständigung unter den Todfeinden, wobei beide Seiten versprachen, sich „von vier Uhr nachmittags bis sechs Uhr des folgenden Morgens“ nicht zu hassen.
„Eine irreale Stille trat ein“, erinnerte sich Jan Montyn.

Zögernd krochen wir heraus ins Freie. Wir auf unserer Seite. Sie auf ihrer. Schritt für Schritt gingen wir aufeinander zu, fast schüchtern. Und der Feind, von dem wir bis dahin bis auf eine verschwommene Bewegung oder einen Helm oder einen Gewehrlauf bisher nichts gesehen hatten, entpuppten sich plötzlich als Jungens so wie wir selber. Sie waren auch mit Lumpen bekleidet, waren auch hungrig, krank und beschmutzt.

Wir trafen uns in der Mitte des Niemandslandes. Es gab ein Händeschütteln, Namen und Zigaretten austauschen. Sie probierten ihre paar deutschen Wörter an uns aus und wir unsere russischen an ihnen. Wir lachten über unsere Akzente. Frohe Weihnachten. Wir machten große Freudenfeuer, teilten unsere Weihnachtsverpflegung miteinander . . .

Als wir uns nach Mitternacht zurückzogen, jeder zu seiner Seite, brannten die Feuer im Niemandsland noch. Die friedliche Stille dauerte noch mehrere

Stunden. Dann aber brach das Feuer wieder los. War es schwerer als am vorigen Tag? Überhaupt nicht. Aber es gab mehr Gefallene. Die Pause, so kurz sie auch war, hatte in vielen von uns den Widerstand gebrochen.65

Es schien, als ob dem deutschen Soldaten an der Ostfront im Winter des Jahres 1944 eines klar wurde: all seine Opfer während des dreijährigen Krieges waren umsonst gewesen und die Niederlage war nun unvermeidlich. So nah es dem Sieg auch einmal war, das winzige Deutschland hatte nach ihrer Invasion der Sowjetunion eine Kraft von fast unbegrenzten Reserven freigesetzt; ein Koloß, das einen großen Teil der Erde umspannte. Den Kampf gegen solch einen Giganten fortzusetzen, war hoffnungslos. Und dennoch waren viele deutsche Soldaten, besonders die der Elite SS entschlossen, bis in den Tod zu kämpfen, oder, wie ein Gefreiter es ausdrückte, „unsere Haut so teuer wie möglich zu verkaufen!“ Ein Beobachter erklärte:

Selbst dem letzten der Soldaten war es klar, daß der Krieg verloren war. Man versuchte, zu überleben, und den einzigen Sinn, die Front im Osten zu sichern, sah man darin, so viele Flüchtlinge wie möglich zu retten . . . man hoffte auf eine politische Lösung, den Krieg zu beenden . . . aber . . . die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation erlaubte als einzig möglichen Ausweg, um seinen Selbstrespekt nicht preiszugeben, die Fortsetzung dieses hoffnungslosen Kampfes.66

Wie schon aus dem Beispiel des weihnachtlichen Waffenstillstands ersichtlich, als „Fritz“ ins Gesicht von „Iwan“, dem Weißrussen, oder „Popow“, dem Ukrainer, schaute, erblickte er—wie in einem Spiegel—sich selbst. Nicht so mit den rätselhaften Mongolen und anderen asiatischen „Schlitzaugen“, die gewöhnlich gleich hinter der Front nachfolgten. Der Deutsche sah in ihren Gesichtern etwas Wildes und Erschreckendes und etwas, das in Europa seit den Tagen von Ghengis Khan nicht mehr aufgekreuzt war. Jeder Landser hatte—besonders nach dem Horror von Nemmersdorf—den Alptraum der „gelben Gefahr“ im Hinterkopf zurückbehalten, ihr Einfallen ins Reich und ihr Losgelassenwerden auf deutsche Städte, Dörfer, Bauernhöfe, auf seine Frauen, Geliebten, Schwestern und Mütter.

3 Zwischen Feuer und Eis

Gegen sieben weckte mich ein Dröhnen und Rumpeln. Die Fensterscheiben klirrten. Es klang wie das ununterbrochene Motorengeräusch einer großen Anzahl von das Haus umzingelnden Lastkraftwagen. Im matten Licht konnte ich nichts unterscheiden. Ich stand am Fenster und fing meine Gedanken ein . . .

Gegen Mittag wurde das Dröhnen so laut, als wenn eine Lawine abstürzte. Heftige Sturmböen ließen einen nach Atem ringen. Leute sahen einander bedeutungsvoll an und versuchten, im Glauben, daß all dies nur die Wirkung unserer neuen Wunderwaffe sei, Trost zu finden.

Später folgte eine plötzliche und totale Stille.1

So steht es im Tagebuch des Chirurgen der Armee Hans Graf von Lehndorff, aufgezeichnet an einem Tag Mitte Januar 1945. Trotz der vielen Kilometer hinter der Front gab es, Lehndorff‘s Meinung nach, keinen Zweifel an der Ursache des Vorgangs. „Dies kann nichts anderes als nur das Ende bedeuten“, stellte der Doktor in feierlicher Weise fest.2

Am zwölften Januarmorgen entfesselten die Sowjets die zusammengeballteste Artilleriefeuerbombardierung der Geschichte—eine Fünfstundenhölle, die sich gegen die deutschen Truppen entlang des Vistula Flusses richtete. Nach Jahren von Zermürbung schon ausgeblutet und durch den Abzug von Truppen für die fehlgeschlagene Ardennenoffensive noch mehr geschwächt, wurde die hauchdünne deutsche Front kurz und klein geschlagen.

Drei Tage vorher—diese Art von Katastrophe befürchtend—versuchte Feldmarschall Heinz Guderian verzweifelt, seinen Chef davon zu überzeugen, daß Verstärkung nötig sei. Sich der Unausgeglichenheit qualvoll bewußt—zwanzig zu eins in der Artillerie allein—bestand Adolf Hitler jedoch darauf, daß die Wehrmacht nicht nur widerstehen könnte sondern in der Tat widerstehen würde.

„Die Ostfront ist wie ein Kartenhaus“, warnte Guderian erzürnt. „Sobald die Front an einer Stelle durchbrochen ist, wird damit auch der ganze Rest zusammenstürzen“.3

In seiner Vorhersage bestätigt, hörten die Kampflinien Guderians zu existieren auf, sobald das russische Trommelfeuer anschwoll. „Eine tote,

blutbefleckte Stille breitete sich über der Westbank der Vistula aus“, sagte der sowjetische Kommandeur. „Dort, wo einst deutsche Kampftruppen waren, blieben lediglich frisch gepflügtes Land, gefällte Bäume, tote Pferde und verstümmelte Körper zurück“.4

„Im Allgemeinen“, fügte ein anderer russischer General hinzu— und diese Regel bestätigte sich während des gesamten Krieges immer wieder—„blieben die deutschen Soldaten genau dort, wo man ihnen sagte, zu bleiben und zogen sich nie ohne Erlaubnis zurück, aber an jenem Tag . . . war der Beschuß so erbarmungslos, daß die, die zurückgeblieben waren, all ihre Selbstbeherrschung verloren“.5

Mit dem Rest der deutschen Armee überstürzt fliehend, schwärmten Horden roter Soldaten durch die Lücken und strömten ins größere Deutschland hinein. Sobald sich die Nachricht vom russischen Durchbruch herumgesprochen hatte, packten Millionen der sich im Pfad der Russen befindenden Deutschen ihre sieben Sachen und flohen hinaus in die eisige Kälte. Die, die es sich leisten konnten, entkamen mit Autos, mit dem Zug oder schifften sich an der baltischen Küste ein. Aber die meisten füllten Bauernwagen, spannten Pferde oder Kühe davor und machten sich mit einem Peitschenknall so schnell, wie es ihren Tieren möglich war, auf den Weg. Von den sehr alten oder sehr jungen abgesehen waren die einzigen Männer auf dieser langen Reise französische, polnische, oder sogar russische Kriegsgefangene und Arbeiter, die—nach Jahren treuer Arbeit für die deutschen Bauern—eine gewisse Loyalität „ihren“ Familien, besonders aber den Kindern gegenüber, entwickelt hatten.6

Auf ihrem Weg nach Westen schlossen sich Tausende anderer Flüchtlinge diesen Kolonnen an. Ein Zeuge, ein deutscher Offizier, der gegen den Flüchtlingsstrom ankämpfen mußte, um zu seiner Einheit zu gelangen, schrieb:

Die Trecks . . . standen buchstäblich Rad zu Rad. Ihre Reihen bewegten sich nur überaus langsam. Man konnte ihre Gesichter kaum sehen. Viele hatten Kartoffelsäcke über ihre Köpfe gestülpt, mit Löchern für die Augen . . . Die meisten Wagen waren offen und in großer Hast beladen worden. Alte Leute, Kranke und Kinder lagen tief in schneenassem Stroh oder unter feuchten und beschmutzten Federbetten, vereinzelt auch in Decken gehüllt oder unter einem ausgespannten Zelt.

Die seltsame Stille der Trecks gab ihnen den Anschein unaussprechlicher Traurigkeit. Die Pferdehufe stampften durch den Schnee und hier und da ächzte ein Rad. Von Zeit zu Zeit tuckerte ein Traktor mit mehreren angekuppelten Wagen vorüber. All die, die zu Fuß waren, hielten sich am Wagen, der ihnen als Stütze diente, fest und hatten ihre kleinen Sportschlitten an ihm befestigt. Kühe und Schafe ließen sich von der Menge mittreiben.

Die Dorfbewohner des Vistulatals standen, starr vor Schrecken, vor ihren Häusern und beobachteten den endlosen Menschenstrom. Die meisten von ihnen waren sich noch nicht ganz darüber im Klaren, daß sie dasselbe Schicksal erwartete. In einem Dorf sah ich einen in Aufregung geratenen Bauern, weil einer der Wagen, der einen großen Laster vorbeiließ, seinen Gartenzaun beschädigt hatte. Der den Wagen führende Ostpreuße blickte ihn aber nur schweigend an und fuhr weiter. Die meisten der Häuser waren fest verschlossen, vielleicht aus Angst, Flüchtlinge aufnehmen zu müssen. Von Zeit zu Zeit, wenn mein Wagen zwischen zwei vollgepackten Wagen eingeklemmt war, sah ich, wie sich Vorhänge bewegten. Während der letzten Jahre habe ich genug harte Herzen gesehen, bei allen Nationalitäten. Warum sollten wir Deutsche da eine Ausnahme machen? Um so kostbarer war es dann aber wieder, zu sehen . . . wie irgendein Mann oder eine Frau mit einem Krug warmer Milch an der Straße stand und nach Kindern rief.

Das Eis der Vistula und Nogat Flüsse war mit Fuhrwerkszügen bedeckt. Viele Pferde waren ausgerutscht und hatten sich dabei ein Bein gebrochen. Wir erschossen so ein Pferd selber, weil uns der polnische Kutscher, der „seine“ Familie fuhr, darum bat . . . Die Straßen waren so verstopft, daß wir für eine gewisse Zeit versuchten, querfeldein oder auf Feldwegen voranzukommen. Aber selbst dort blockierten Flüchtlingstrecks den Weg. Alle möglichen Sorten von Menschen zu Fuß, phantastische Fahrzeuge lenkend, Nachzügler—eine unbeschreibliche, geisterartige Prozession, soweit vermummt, daß man nur ihre Augen sehen konnte, Augen voller Jammer und Elend.7

Schon bitter kalt genug zu Beginn, mehrere Tage nach dem Exodus begann die Temperatur unter Null abzusinken. Das führte dazu, daß plötzlich Tausende kleiner Kinder und Säuglinge starben. „Es war so schrecklich kalt und dann kam auch noch der eisige Wind dazu“, sagte eine junge Mutter, „es schneite und nichts Warmes zu essen, keine Milch, nichts. Ich versuchte, Gabi hinter einem Haus die Brust zu geben, aber sie nahm sie nicht, weil

alles so kalt war. Viele Frauen versuchten es und bei einigen vereisten die Brüste“. Nachdem Gabi gestorben war fuhr die verstörte Frau fort, den winzigen Körper solange zu wiegen, bis dabei ihr eigener Arm erfror. „Ich konnte sie nicht länger tragen, nachdem sie tot war. Ich konnte es nicht mehr ausstehen“, schluchzte die Mutter. „Ich wickelte sie ein und steckte sie tief in den Schnee am Straßenrand . . . Tausende Frauen . . . legten ihre Toten in die Gräben entlang der Fahrbahnseiten, damit sie durch Autos oder Fuhrwerke keinen Schaden erlitten“.8

So abscheulich die Zustände auch waren, die Trecks schoben sich stetig weiter nach Westen, weg von dem sich irgendwo dahinter ankündigenden Terror. Obwohl sich Millionen auf eiliger Flucht auf den Straßen befanden, blieben mehrere Millionen in ihren Bauernhöfen, in ihren Dörfern und Städtchen zurück. Trotz der Gerüchte über bolschewistische Grausamkeiten und die Realität vom Nemmersdorf des letzten Herbstes, waren viele Deutsche entschlossen, den Sturm heil zu überstehen, weil sie sich nicht vorstellen konnten, daß die Situation wirklich so schlimm war, wie die nationalsozialistische Propaganda es sie glauben machen wollte.

„Etwa tausend Einwohner trotzten der Gefahr und blieben in Schönwald zurück . . . “, lautete es in einem typischen Bericht. „Sie konnten es einfach nicht glauben, daß die Russen so grausam und unmenschlich sein konnten, wie man es ihnen nachsagte, sondern hofften darauf, sie mit Willkommensgrüßen und Gastfreundlichkeit auf ihre Seite zu bringen“.9

„Dinge sind niemals so gut oder so schlecht, wie man sie sich vorstellt“, besagt ein altes Sprichwort, ein Sprichwort, an das die, die zurückgeblieben waren, sich nun verzweifelt klammerten. Nichtsdestoweniger nahmen sich viele in Schönwald und anderswo die Zeit—sozusagen als Vorsichtsmaßnahme—ihre Wertsachen zu vergraben, weiße Fahnen herauszuhängen und alkoholische Getränke in ihren Kellern zu verstecken. Nachdem diese letzten Sicherheitsmaßnahmen getroffen waren, blieb wenig mehr für die Leute zu tun, als zu warten und zu ihrem Gott zu beten, daß ihre Entscheidung die richtige gewesen war. Für viele Gläubige kam eine Antwort schnell genug. Ein Priester aus der Stadt Lauban schrieb:

Am Abend kletterte ich aufs Kirchendach und übersah die Landschaft um mich herum. Ohne ein Prophet zu sein, wurde mir klar, daß Unglück über uns hereinbrechen würde—ein schreckliches Unglück, denn die Heiden näherten

sich schnell. Am Horizont konnte ich die Reflektion eines Feuers sehen. Es schien sich zu bewegen . . . Es war, als ob ein Wind der Zerstörung und Verwüstung durch die Landschaft fegte . . . es war, als ob es eine unheilverkündende Warnung in der Luft gäbe. Der ganze Himmel stand in Flammen und die Luft schien vom Poltern der sowjetischen Panzer, während sie näher und näher kamen, zu vibrieren.10

Am folgenden Tag, im Bemühen, die Alten und Kranken in die Sicherheit eines Kirchenkellers zu bringen, rannten der Priester und mehrere Nonnen mit Rollstühlen und Handwagen durch die Straßen.

Wir gingen ahnungslos unserer Wege. Nachdem wir die Hälfte der Strecke zurückgelegt hatten und gerade die alten Stadtmauern passierten, hörten wir plötzlich ein ohrenbetäubendes Krachen. Bomben und Granaten explodierten überall um uns herum und Granatsplitter zischten an unseren Köpfen vorbei. Wir warfen uns flach auf die Erde und krochen auf allen Vieren zur niedrigen Mauer, die sich am alten Bach Lauban entlangzieht. Es war, als ob alle Höllenkräfte entfesselt und nun darauf aus waren, das Städtchen zu zerstören. Die Luft erschauerte von tödlichem Donner, vom Zischen der Bomben und Granaten. Wir waren vor Angst wie gelähmt. . . . Granate auf Granate schlug in die Gebäude, Gärten und nahegelegenen Straßen ein. ,,Wir können nicht in den Keller zurück. Wir müssen versuchen, die Görlitzer Straße zu erreichen, müssen weg vom Beschuß“, rief ich den Nonnen zu. „Ich gehe nicht mit ihnen, ich gehe zurück“, antwortete Schwester Johanna-Franziska. Während sie das sagte, sprangen wir alle auf, um irgendwo anders Schutz zu finden . . .

Der Beschuß wurde immer wilder. Stücke von Glas und Backsteinen flogen durch die Luft und landeten in den Straßen. Einige Häuser fingen Feuer und inmitten der dichten Wolken schwarzen Rauchs schlugen Flammen hoch. Wir schafften es bis zum protestantischen Friedhof, der gleichermaßen mehrere Male von Granaten getroffen worden war. Zu meinem Entsetzen entdeckte ich, daß es uns hier nicht besser erging als dort, von wo wir gekommen waren, denn es regnete auch hier neue Salven von Granaten herab. Wir krochen an den Grabsteinen entlang. Bomben und Granaten explodierten mit ohrenzerreißendem Getöse. Der Boden bebte unter den ungestümen Granateinschlägen. Während das Inferno ringsherum wütete, kauerten wir hinter den Grabsteinen. Ganz plötzlich erschienen Feindflugzeuge über dem Städtchen und begannen, es anzugreifen. Um uns zu schützen . . . bedeckten wir uns mit Kränzen, die auf manchen Gräbern

lagen. Der Boden war gefroren und die Kälte machte unsere Hände und Füße, als wir dort lagen, nach und nach starr. Wir beteten zum himmlischen Vater, uns zu beschützen . . .

Sobald ich zur Promenade kam, sah ich, nicht sehr weit weg, ein zusammengekauertes Etwas in der Mitte der Straße. Es war Schwester JohannaFranziska. Sie war tot. Ein Granatsplitter hatte ihren Kopf zerrissen. Es gab einen Ausdruck von Terror und Starrheit auf ihrem Gesicht . . . Es gelang mir, sie in den Rollstuhl zu heben und ich begann, ihn den Promenadenhang hinaufzuschieben.11

Der Kampf um Lauben hörte während mehrerer Tage nicht auf. „Granaten— und Artilleriefeuer zerriß die Luft und der konzentrierte Beschuß aus Panzerkanonen wurde wilder und wilder“, fährt der Priester fort. „Der ununterbrochene Donner der Kanonen war ohrenbetäubend. Es gab einen erdrückenden Geruch von Schwefel“.12

Gegen neun kamen einige deutsche Soldaten zum Kloster und teilten uns mit, daß die Russen wohl in einer Stunde hier sein würden . . . Die Unruhe und der Tumult über uns wurden immer lauter. Wir konnten Soldaten über uns hören, aber wußten nicht, ob es Deutsche oder Russen waren . . . Bevor wir eine Chance hatten, aus dem Keller herauszukommen, erschienen auch schon die ersten Russen. Sie standen am Kellereingang und waren, wie man sah, überrascht, menschliche Kreaturen hier unten zu finden. Kurze Zeit später verschwanden sie aber. Sie sahen nicht so schlimm aus, wie wir es befürchtet hatten und die meisten von uns waren erleichtert.13

Während des anfänglichen in Berührung Kommens mit der Roten Armee waren die sich ängstigenden deutsche Zivilisten in zahlreichen anderen Städten und Dörfern auch „ganz erleichtert“.

„Die ersten russischen Truppen betraten die Stadt vom Osten her“, erinnerte sich ein Zeuge von Schönwald. „Dies geschah recht friedlich, ohne Schüsse. Die Deutschen baten den Russen Essen und Trinken an und die letzteren waren sehr freundlich und die von einigen Dorfbewohnern gehegten Befürchtungen verschwanden“.14

„Für einen Moment waren die Straßen menschenleer aber im nächsten Augenblick waren sie voll mit Russen“, fügte ein kleines Mädchen eines anderen Dorfes hinzu. „Zu der Zeit war ich oben im Schlafzimmer und

beobachtete einen Teil der Straße von einem Eckfenster aus. Ich dachte, daß ich vorsichtig eine Ecke des Tuches, mit dem das Fenster bedeckt war, anheben könnte, um einen kurzen Blick nach draußen zu werfen . . . als ich es tat begegnete mir der Blick eines alten russischen Soldaten, der vor einem verhängten Wagen saß, vor dem zwei enorm große Pferde gespannt waren. Er lächelte und winkte mir zu".15

„Die meisten von ihnen waren stark und robust gebaut", beobachtete ein Bewohner von Kinderdorf. „Und alle, die uns gegenübertraten, waren mit allen möglichen Arten von Revolvern und Pistolen bis zu den Zähnen bewaffnet . . . Sie waren mit gefütterten schmutzigen bräunlichen Hosen und Jacken bekleidet und trugen Pelzmützen auf ihren Köpfen".16

Viele Deutsche waren schockiert, daß die Feinde—zum größten Teil Weißrussen und Ukrainer—so aussahen, klangen und sich verhielten wie sie selber. Lali Horstmann entsinnt sich:

Es gab ein lautes Hämmern an der Tür, das wie ein Echo durchs Haus schallte. Als mein Mann öffnete, stand ein großer blonder Offizier . . . an der Schwelle . . . Als er den Raum betrat, war es, als wenn die ganze russische Armee unser Haus hereingekommen wäre, um es in Besitz zu nehmen. Wie immer waren Realität und Erwartung verschieden, denn es war nicht er, der tätlich wurde, sondern Bibi, die sich, bevor wir irgend etwas tun konnten, auf seine Füße stürzte. Aber der Soldat machte eine freundliche Geste zum kleinen vor Wut außer sich geratenen Hündchen . . . Er sprach mit der seriösen Stimme eines jungen Erwachsenen aus gutem Elternhaus—geeignet, erschreckte Kinder zu beruhigen—und wir hatten, so hilflos wir auch waren, durchaus beiderseitigen Respekt für unsere unwandelbaren Positionen. Er stakste in einer förmlichen Suche nach deutschen Deserteuren durch die Zimmer. Dann, nach erfüllter Pflicht, grüßte er ernsthaft und mit großer Würde und ging weg, indem er uns sprachlos und zitternd zurückließ.17

Unglücklicherweise garantierte die Tatsache, daß ein Russe wie der oben beschriebene sich richtig verhielt, nicht, daß der nächste Russe es ebenso tat. Der Mangel an Beständigkeit oder an berechenbarem Verhalten war einer der verwirrenden und lähmendsten Aspekte der russischen Okkupation. Renate Hoffmann, von einem Gutshof, schieb:

Wir sahen, wie ein Russe auf einem Pferd durchs Haupttor ritt. Er muß

betrunken gewesen sein, denn er fiel herunter. Ein zweiter Russe kam, dann ein dritter. Sie taumelten und torkelten bis zur Tür und betraten das Haus. Es war schlimmer als wir es uns vorgestellt hatten. Einer von ihnen ging direkt zum Telefon, riß es von der Wand und schleuderte es auf den Fußboden . . . Ein anderer Russe ging zum Radio und warf es nach unten, damit wir von nun an keine Nachrichten mehr empfangen konnten. Immer mehr Männer kamen herein. Sie wüteten durchs Haus, gingen von Zimmer zu Zimmer. Sie stürmten in die Küche und verlangten von der Köchin, Essen zuzubereiten. Es müssen ungefähr vierzig Soldaten gewesen sein.

Ich nahm die Kinder nach draußen und versteckte sie hinter Büschen. Drinnen rannten wir von einer Ecke zur anderen und wußten nicht, was wir machen sollten. Ein Mann vom Nachbardorf kam vorbei und erzählte, daß die Russen sich überall wie Tiere benähmen . . . Ein paar Stunden nach diesem Chaos kreuzte ein russischer Offizier mit einem Dolmetscher auf . . . Er steckte in einer perfekt geschneiderten Uniform, ein wahrhaft beeindruckend aussehender Mann, der zudem noch weiße Handschuhe trug! Dieser Russe teilte uns mit, daß er unser Haus beschlagnahmte und daß er uns fünf Minuten gäbe, von unserem Gutshof zu verschwinden.18

Ein Zeuge von Kaltwasser fährt fort:

Nachdem der Beschuß aufgehört hatte trauten wir uns wieder aus dem Keller heraus, aber wir kamen kaum bis zur Treppe, als wir einen . . . auf uns zukommenden Polen, begleitet von einem russischen Offizier und einem anderen Mann sahen. Wir hofften auf das Beste, aber der Dolmetscher wollte sofort unsere Uhren und Ringe. Er riß meine Uhr von der Kette ab und verlangte die Ringe von allen sowie Armbänder und Halsketten. Wir waren entsetzt, als der russische Offizier sich der Frau M. und meiner Tante bemächtigte und sie wegschleppte. Als sie schließlich zurückkamen gingen wir zur Pfarrei. Das Haus war voll bepackt mit Russen und sie hatten schon alle Zimmer verwüstet. Einige hatten die Speisekammer geplündert und alles verschlungen, was sie dort gefunden hatten. Andere öffneten die Schubfächer und Schränke und warfen, was darin war, nach unten . . . Sie durchsuchten das Haus von morgens bis abends, spielten Mundharmonika und Harmonium und setzten das Grammophon in Gang. Es gab eine Flasche reinen Alkohol im Haus und sie tranken sie unverdünnt aus. Sie schwärmten in die Speisekammer und aßen alles Eingemachte auf . . . Als es dunkel wurde, setzten sie die Schule in Brand. Während ein Soldatenhaufen nach dem

anderen das Haus durchsuchte trauten wir uns nicht, schlafen zu gehen . . . Um ungefähr drei Uhr nachts erschien ein wild aussehender Russe und durchsuchte uns. Wir waren schon unzählige Male von anderen Russen durchsucht worden . . . Während einer anderen Durchsuchung öffnete einer von ihnen den Kleiderschrank, nahm seinen Dolch und zerfetzte damit alle Kleider.19

✠ ✠ ✠

So sehr man unter dieser ersten Begegnung auch litt, als die Stoßtruppen weiterzogen waren sich viele Deutsche darin einig, daß die Erfahrungen nicht so schlimm wie befürchtet gewesen waren. Während es Vergewaltigungen gab und während viele deutsche Männer in militärischem Alter in den Osten verschleppt oder auf der Stelle erschossen worden waren, waren die Frontsoldaten mehr mit Kämpfen und Überleben als mit Plündern, Vergewaltigung oder Rache beschäftigt. Nicht so mit denen, die folgten. In zahlreichen Fällen, bevor die Offiziere und Männer der Roten Armee weiterzogen, machten sie sich mit unbarmherzigen Gesichtern die hilflosen Zivilisten zunutze: „Die Mongolen kommen . . . Sehr schlechte Männer. Lauf schnell. Lauf schnell“.20

Zum größten Teil aus Mongolen, Kulaken, Kasachstanern, Kalmücken und anderen Asiaten, sowie aus Verbrechern und Kommissaren bestehend, formten diese Männer die zweite Welle der Truppen und wurden—selbst von ihren eigenen Kameraden—als völlig gnadenlos betrachtet. Von den Berichten entsetzt, versuchten viele Deutsche, schon vor Ankunft der ersten sowjetischen Welle, zu fliehen. Die meisten fanden sich aber wie in einer Falle sitzend und konnten nicht viel mehr tun, als die jungen Mädchen zu verbergen und wieder nur beten, daß ihre schlimmsten Ängste sich nicht bewahrheiteten. Nach einer Wartezeit von manchmal einigen Tagen aber normalerweise nur Stunden, stieß die zweite Welle zu ihnen vor. Es gab da kein langes Fackeln. Im Gegensatz zu den Sturmtruppen, die mit Vorsicht die Städte und Dörfer betraten, und nervös von Tür zu Tür huschten, platzten die nachfolgenden lärmenden Staffelungen auf mit Beutegut bis zum Rand vollgestopften Lastern, Panzern und Bauernkarren in die Gemeinden herein. Oft wild betrunken, trugen viele von ihnen alle möglichen grotesken Kombinationen gestohlener Kleidung und protzigen Schmucks. Zu diesem Chaos kam das Muhen der Kühe und Blöken der Schafsherden hinzu.

„Es war fast wie eine Szene aus dem Mittelalter, ein Umzug, nichts weniger", sagte ein fassungsloser Beobachter.21
Sobald diese „Karnevalskolonnen" in einer deutschen Stadt haltmachten, brach die Hölle aus. „Es schien, als ob der Teufel selber mit ihnen gekommen war . . . ", schrieb ein Zeuge von Schlesien. „Hier kam der Mongolen Barbarismus der asiatischen Ebenen nicht nur als Propagandaformulierung, sondern als leibhaftiges Fleisch und Blut".22
Während Flammen von verschiedenen Teilen der Stadt nach oben schossen und Schießereien ausbrachen und Bürger in den Straßen ermordet wurden, begannen die Eindringlinge damit, die Wohnhaustüren, Geschäftstüren und Kirchentüren einzutreten. „Eine ganze Horde asiatisch aussehender Leute erschien und fing an, die Keller zu durchsuchen", erinnerte sich ein Priester. „Der Ort bot einen entsetzlichen Anblick, nachdem sie weitergezogen waren. Der Raum war schon mit Rauch gefüllt, und ich flehte die Russen an, uns herauszulassen . . . Würden sie wollen, daß wir zu Tode brennen? Aber nach einer Weile erschien ein zivilisiert aussehender Russe und ich wiederholte meine Bitte. Da führte er uns zum Klostervorplatz. Der Lärm war ohrenbetäubend—die heiseren Schreie der Russen, das Knistern der Flammen, das Stürzen von Balken und Mauern".23
Viele entsetzte Deutsche versuchten, die eigenartigen Besucher mit einem freundlichen Lächeln zu begrüßen. Eine Frau aus einer Pension in Berbitz berichtet:

In der naiven Hoffnung und als Vorsichtsmaßnahme, sein Haus vor dem Durchwühlen zu bewahren, hatte der Hausbesitzer, Herr Grebmann, Likörflaschen in seiner Diele aneinandergereiht. Die Mieterinnen brachten der folgenden Truppe schlitzäugiger Mongolen ihren Schmuck und auch ihre Uhren. Frau Friedel umarmte hysterisch einen der schlüpfrigen Kirgisen und trank mit ihm aus derselben Flasche und der ältere Herr Grebmann tätschelte ihnen vertraulich den Rücken . . . Einer der Mongolen hielt triumphierend meine „Tom‘s" lange Lederstiefel hoch, ein anderer steckte meine Ringe in seine Hosentasche . . .

Kaum hatte diese zweite Militäreinheit das Haus verlassen, und kaum fingen wir an, aufzuatmen, als es an der Tür wiederum hämmernde Fäuste gab. So blieb es den ganzen Tag über. Es war nicht mehr erlaubt, die Haustüren zu verschließen. Jeder nahm in entweder harmloser oder niederträchtiger Weise von uns, was er wollte. Binnen kurzem wateten wir und die Russen knietief

in nach unten geworfenen Kleidungsstücken und Schmutzwäsche, durchsetzt von den Scherben zerbrochenen Geschirrs . . .

Als wieder eine andere russische Militäreinheit das Haus lärmend betrat, hockten wir zitternd am runden Tisch in Grebmann‘s Wohnzimmer. Einer der Soldaten mit herausgenommener Pistole saß am Tisch mit uns und fragte nach Schnaps oder Wodka, während die anderen das Haus durchstöberten . . . Niemand wagte es, zu sprechen. Wir Frauen saßen mit niedergeschlagenen Augen und gesenktem Kopf da. Jemand hatte uns mal gesagt, daß wir niemals einem Russen in die Augen schauen sollten, daß wir dann nämlich verloren wären . . .

Nicht viel später sah das Haus aus, als wenn sich eine Räuberbande darin aufgehalten hätte . . . Die Kerle hatten das Bettzeug in kleine Stücke zerschnitten, hatten die Polsterungen der Stühle aufgeschlitzt, Möbel umgeworfen; hatten Bilder aufgeschlitzt, Bücher beschmiert, Eier an die Wände geworfen; Likör über die Teppiche geschüttet, Vorhänge heruntergerissen und den gesamten Inhalt von Schränken und Schubladen überall verstreut. Einer meiner schmerzvollsten Augenblicke war es, zu sehen, wie zwei der Rüpel mit ihren schweren Stiefeln auf die Schublade eintraten, in der ich mein in Seidenpapier und Baumwollwatte gewickeltes kostbares Porzellan aufbewahrte. Sie waren meine hochgeschätztesten Gegenstände . . . Mein schönstes Stück . . . wurde von einem als Toilette benutzt.24

In der Regel suchten die Sowjets zuerst nach Gold und Schmuck, mit einem besonderen Augenmerk für „URI“ oder Armbanduhren. Es war nicht ungewöhnlich, die Roten Truppen mit Halsbändern und Goldketten beladen zu sehen oder zwölf Armbanduhren an jedem Arm zur Schau zu tragen. Nachdem sie sich der Wertsachen der Leute bemächtigt hatten, wandte sich ihr Interesse dem Alkohol zu. In ihrer wilden Suche nach „Wodka“ nahmen die Soldaten gierig alles zu sich, von feinem Wein und Champagne zu Reinigungsalkohol und Parfüm. Rote Truppen, sagte eine Frau, sind „verrückt auf alles, was nach Alkohol riecht“.25

Und dann . . .
“Vergewaltigung war ein Wort, das immer wieder in Unterhaltungen auftauchte“, gab Lali Horstmann zu. „Es war ein einfach ein Wort, das zu der Zeit keine Angstanfälle bewirkte, denn seine Bedeutung war bis dahin rein

symbolisch gewesen. ‚Geschändet zu werden‘ gehörte nämlich nur in den Bereich der lyrischen Poesie. Nun aber war der ursprüngliche Sinn mit all seinem Schrecken wiederhergestellt und zwang uns, dieser neuen Gefahr Aug in Auge zu sehen“.26
„Plötzlich wurde die Tür des Raumes, in dem wir uns aufhielten, aufgerissen, und einige Soldaten kamen herein“, erinnerte sich ein verängstigter Junge, während er mit einer dicht aneinandergedrängten Gruppe von Frauen in einem dunklen Raum saß. „Ein oder zwei Streichhölzer wurden angezündet und ich sah, daß es etwa acht Russen, die es ohne Zweifel auf die Frauen abgesehen hatten, im Raum gab“.27 Das Kind fährt fort:

Als ich in meiner Ecke kauerte, sah ich einen der Russen auf mich zukommen. Das Streichholz in seiner Hand ging aus. Ich fühlte, mehr als daß ich sah, eine nach mir sich ausstreckende Hand. Ich hatte eine Fellmütze auf meinem Kopf und spürte auf meiner Schläfe plötzlich eine kräuselnde Fingerbewegung. Für einen Moment wußte ich nicht, was ich davon zu halten hatte, aber im nächsten Moment, als ein lautes „NEIN“ im Raum erschallte, dankte ich Gott aus meinem ganzen Herzen, daß ich kein Mädchen oder keine Frau war.

In der Zwischenzeit hatten die Bestien ihre Opfer erblickt und teilten sie unter sich auf. Dann fingen sie plötzlich wahllos zu schießen an. Aber es war dunkel im Raum und man konnte weder sehen, für wen die Schüsse bestimmt waren noch wer getroffen worden war. Ich hörte Wehgeschrei und Gejauchze und Stimmen, die mich um Hilfe anriefen, aber es gab da nichts, was ich hätte tun können. Gleich neben mir wurden arme hilflose Frauen in der Anwesenheit ihrer Kinder sexuell mißbraucht.28

Für ein einmal vergewaltigtes weibliches Wesen gab es jedoch keine Garantie, daß es nicht wieder und wieder überfallen würde. Viele der Mädchen wurden so oft wie zehnmal die Nacht vergewaltigt oder noch mehr, sagte ein Zeuge von Neustadt.29

„Ob Tag oder Nacht, es gab nie einen Moment Ruhe“, fügte ein anderes Opfer hinzu:

Die Russen kamen und gingen und blickten uns während der ganzen Zeit mit lüsternen Augen gierig an. Die Nächte waren schauderhaft, weil wir keinen Moment in Ruhe gelassen wurden. Die Frauen wurden vergewaltigt, nicht ein

oder zweimal, sondern zwanzig, dreißig, ja hundertmal, und es war den Russen ganz gleich, ob sie Kinder oder Frauen vergewaltigten. Die jüngsten Opfer in den Reihenhäusern, in denen wir lebten, waren zehn und die ältesten über siebzig . . . Ich bin sicher, daß wilde und hungrige Tiere sich nicht anders verhalten hätten.30

Ein Mädel aus Posen, das sich sicherheitshalber verzweifelt an ihre Kusine klammerte, schrieb:

Als wir nachts im Bett lagen, hörten wir Schritte, die die Treppe heraufkamen . . . Sie schlugen mit ihren Gewehrkolben solange an die Tür, bis sie geöffnet wurde. Ohne sich um meine Mutter oder Tante zu kümmern, die aus dem Bett heraus mußten, wurden wir von den Russen, die immer ihre MG‘s in einer Hand hielten, vergewaltigt. Sie lagen mit ihren schmutzigen Stiefeln im Bett, bis der nächste Haufen ankam. Da es kein Licht gab, wurde alles mit Taschenlampen erledigt und wir wußten noch nicht einmal, wie die Bestien aussahen.31

So wie gejagte Beute Raubtiere von ihren Jungen wegführt so opferten sich auch instinktiv manche Mütter. Ein kleines Mädchen, die zehn Jahre alte Mignon Fries, berichtete:

Mit gestrenger Stimme sagte sie, daß wir nach draußen zum Spielen gehen und unter keinen Umständen ins Zimmer zurückkommen sollten. Egal was wir hörten, sie würde selbst herauskommen, egal wie lange es dauern würde. Voller Furcht sahen wir sie an, obwohl wir nicht genau wußten, wovor wir Angst hatten . . . Wir gingen nach draußen und standen für eine Weile herum, weil wir nicht wußten, was wir tun sollten und hörten nur dem aus der Wohnung kommenden Lärm zu. Meine Mutter hatte alle Fenster geschlossen, aber wir konnten immer noch die Soldaten sprechen, lachen und johlen hören. Dann fing die Musik an und kurz darauf sangen die Soldaten . . .

Der Tag wich dem Abend. Es wurde ziemlich kalt und wir waren noch draußen als die „Party“ lärmender wurde. Gelegentlich öffnete ein Soldat für einen Moment das Fenster, um eine leere Flasche Wodka herauszuwerfen. Manchmal hörte die Musik auf, während das Singen und Johlen weiterging. Als es später und später wurde, plagten uns Hunger und Kälte, aber da wir in einer Atmosphäre von strenger Gehorsamkeit aufgewachsen waren, wagten

wir nicht—die Anweisungen unserer Mutter mißachtend—zurück ins Haus zu gehen und saßen statt dessen zusammengedrängt an der Schuppenwand im Garten und versuchten, uns gegenseitig zu wärmen.

So plötzlich wie sie angefangen hatte, brach die Musik nun ab . . . Innerhalb kurzer Zeit war alles vorbei und die Soldaten verließen das Haus . . . Aber bis unsere Mutter schließlich herauskam, um sich um uns zu kümmern, dauerte es sehr lange,. Sie war sehr bleich und umarmte uns beide fest und lange und wir fühlten, daß ihr Körper bebte.32

Während das Verhalten der Frontlinientruppen, was die Vergewaltigungen angeht, unvorhersehbar war, benahm sich die zweite Welle ganz anders. „Wir erduldeten, ohne Ausnahme, alle dasselbe“, offenbarte ein Opfer.33

„Und zu allem Unglück“, fügte ein Zeuge von Neiße hinzu, „wurden diese Greueltaten nicht heimlich oder in verborgenen Ecken, sondern in aller Öffentlichkeit, in Kirchen, auf Straßen und auf Plätzen begangen . . . Mütter wurden vor ihren Kindern vergewaltigt, Mädchen vor ihren Brüdern“.34

„Sie . . . schändeten Frauen und Mädchen...in Gräben und am Straßenrand, und das in der Regel nicht nur einmal, sondern mehrere Male“, griff ein anderer Beobachter auf. „Manchmal bemächtigte sich ein ganzer Soldatenhaufen einer Frau und alle schändeten sie“.35

All jene Deutschen, die sich naiverweise vorgestellt hatten, die Sowjets mit Freundlichkeit „herumzukriegen“, verstanden nun, wenn auch zu spät, daß die Propaganda der Nationalsozialisten in diesem Falle die Bedrohung sogar stark untertrieben hatte, statt sie zu übertreiben. „Die Grausamkeitsberichte in den Zeitungen waren harmlos, verglichen mit der Realität“, bekannte ein ungläubiges Opfer.36 Während viele rechtschaffene russische Offiziere mutig eingriffen, um die Morde und Vergewaltigungen zu stoppen und sogar ihr Leben dabei riskierten, waren ihre Bemühungen doch nicht viel mehr, als ein Tropfen auf dem heißen Stein“.37

„Wir wußten es alle sehr gut, daß, wenn es um deutsche Mädels ging, sie zuerst geschändet und dann erschossen werden sollten“, gab Alexander Solschenitzyn zu. „Es war eine Art von Schlachtpreis“.38

„Es gibt keine Gnade—für niemanden . . . “, besagte der Befehl eines Russengenerals an seine Männer. „Es ist sinnlos, unsere Truppen um Gnade

anzuflehen“.39

„Tötet sie alle, Männer, alte Männer, Kinder und Frauen, nachdem ihr euch mit ihnen amüsiert habt!“ forderte Ilya Ehrenburg in seinen leidenschaftlich abgefaßten Handzetteln. „Tötet. Nichts in Deutschland ist unschuldig, weder die Lebenden noch die Ungeborenen . . . Brecht den Rassenstolz der deutschen Frauen. Nehmt sie als eure rechtmäßige Beute. Tötet, tapfere Soldaten der siegreichen Sowjetarmee“.40

Wie „wilde Bestien“ von Haus zu Haus und Opfer zu Opfer springend, war die betrunkene Horde entschlossen, das oben Empfohlene wortwörtlich in die Tat umzusetzen.

Ein Überlebender von Schönwald, jener kleinen Gemeinde, die die Gerüchte von russischen Grausamkeiten in den Wind geschlagen hatte und sich statt dessen dazu entschieden hatte, sie willkommen zu heißen, berichtete, daß „die Russen—sobald sie des Plünderns, Raubens, Tötens und schlechten Behandelns von Frauen und Kindern müde geworden waren—Feuer an einen beträchtlichen Teil des Dorfes legten und es dem Erdboden gleich machten“.41

Ganz nach dem Muster von Schönwald, umkreiste eine Stadt nach der anderen das Gejohle des roten Sturms . . . mit denselben Resultaten. „Und als wir dann aus dem Keller geschleppt worden waren“, entsann sich eine Frau, die, zusammen mit ihrer Mutter und Großmutter wiederholt geschändet worden war, „und als sie mit ihren MGs dastanden, sagte meine Mutter, ‚nun werden wir wohl erschossen werden.‘ Und ich ergänzte, ‚Es ist mir jetzt alles gleich‘. Es machte wirklich keinen Unterschied für mich“.42

Du kannst dir asiatische Grausamkeit vorstellen . . . „Frau, komm!“ war der Slogan. „Frau, komm!“ Und ich war so wütend, weil ich die Nase voll davon hatte . . . Er umklammerte mich derart, daß ich mich nicht befreien konnte. Ich stieß meinen Ellenbogen in seine Magengrube. Das muß ihm sehr weh getan haben, denn er grölte, „Du, ich schieße“. Und dann fuchtelte er mit einer Art von MG vor meiner Nase herum und dann sagte ich, „Dann schieß doch!“ Ich schrie es, grölte es genauso, wie er es getan hatte. „Dann schieß doch!“43

Obwohl diese Frau wie durch ein Wunder weiterlebte, war es vielen, die auch nur symbolischen Widerstand leisteten, nicht vergönnt. Ein Zeuge von

Bauschdorf schrieb auf:

Emilie Ertelt . . . wollte ihre fünfzehnjährige Tochter beschützen, nachdem sie an einem einzigen Tag sechzehnmal vergewaltigt worden war. Eine brennende Kerze in ihrer Hand haltend beteten Frau Ertelt und die anderen im Zimmer für ihre Tochter . . . Plötzlich wurden vier Schüsse auf uns abgefeuert. Einige Augenblicke später erschienen ein paar mehr Russen und fingen an, auf Frau Ertelt zu schießen und verwundeten sie am Kopf. Von ihrem Gesicht strömte das Blut auf die Nonnen, die versuchten, ihren Kopf zu verbinden. Kurz darauf erschien ein anderer Russe, ein brutal aussehender Kerl . . . und feuerte einen Schuß aus nächster Nähe ab. Frau Ertelt war sofort tot.44

Für die von den Sowjets umzingelten war für Frauen eine Flucht keine vernünftige Alternative und trotzdem versuchten es einige. Eine junge Lehrerin von Kriescht rannte zu Tode erschrocken in einen nahegelegenen Wald. Die Frau wurde aber bald entdeckt und, nach Aussage eines Historikers, splitternackt auf die Straße gescheucht, und viele der Soldaten, einer nach dem anderen, schändeten sie. Sie erreichte ihr Dorf, indem sie durch Schlamm und Schnee auf allen Vieren am Graben entlang kroch".45

Eine andere Gruppe Frauen fand eine vorübergehende Zufluchtsstätte im Waldgebiet von Schöneiche. Aber auch hier wurde der Schutzort prompt entdeckt. Eine, die dabei war, erinnert sich:

Sie stürzten—betrunken von Wodka und Sieg—herein und suchten Frauen. Als sie nur ältere Frauen und Kinder, die sich hinter einem Teppichstapel versteckt hatten, sahen, mußten sie wohl gedacht haben, daß irgendwo jüngere Körper versteckt sein müßten und fingen an, ihre Bajonette in die Teppiche zu rammen. Erst hier und da, aber dann ganz systematisch . . . Niemand weiß, wie viele junge Mädchen in dieser Nacht sofort getötet wurden. Schließlich verrieten dumpfe Schreie von Angst und Schmerz deren Versteck und die Sieger fingen damit an, ihre Beute zu entrollen. Sie jagten jene, die unverletzt geblieben waren, durch die Scheune . . . Danach sah es in der Scheune wie auf einem Schlachtfeld aus, mit verwundeten Frauen am Boden und mit den schreienden und sich wehrenden Opfern, die neben den Verwundeten gezwungen wurden, wiederholt Gewaltakte von Notzucht über sich ergehen zu lassen.46

Mit unaufhörlichen Angriffen konfrontiert und weil Flucht nicht in Betracht kam, versuchten die weiblichen Wesen verschiedene Arten von List, um sich zu retten. „Einige von uns versuchten, so unattraktiv wie möglich auszusehen, indem wir unsere Nasenspitzen aufrauhten, graues Puder auf unsere Oberlippen auftrugen, die wie Schnurrbärte aussahen und unser Haar wild kämmten“, verriet Lali Horstmann.47 Andere steckten Kissen unter ihre Kleider und humpelten mit Gehstöcken umher, um wie Bucklige zu erscheinen.48 Eine rasende Frau in einem verführerischen Nachthemd, ließ die Tür absichtlich offen, in der Hoffnung, einen Beschützer dort zu finden, wo sie im Bett lag. „Zwei Russen, die hereingekommen waren, standen sprachlos da. Dann spuckten sie beide angeekelt aus, gebrauchten ein vulgäres Wort, durch und durch schockiert von einer Frau, die sich ihnen da selbst anbot. Sie gingen in den nächsten Raum, aus dem schon bald Hilfeschreie von der neunundsechzigjährigen Großmutter des Mädchens kamen. Die tapfere Verteidigung ihrer Ehre hatte sie attraktiver gemacht als das hübsche aber zu bereitwillige Mädchen“.49 Da sie „willige“ Frauen, wie die oben beschriebene, als unrein ansahen, würden die roten Truppen diese Arten von Individuen in den meisten Fällen höchstwahrscheinlich auf der Stelle getötet haben.

Viele verzweifelte weibliche Wesen nahmen irrtümlicherweise an, daß ein Gotteshaus Schutz bieten könnte. Aber in Wirklichkeit waren Kirchen der erste Haltepunkt von Frauenschändern. Ein gequälter Priester von Neiße:

Stundenlang wurden diese Mädchen, Frauen und Nonnen ohne Unterbrechung vergewaltigt. Die Soldaten und Offiziere standen Schlange, mit den letzteren an der Spitze und ihrem Opfer am nächsten. Während der ersten Nacht wurden viele der Nonnen und Frauen nicht weniger als fünfzigmal geschändet. Einige von denen, die sich mit all ihrer Macht widersetzten, wurden erschossen, andere wurden auf entsetzliche Art und Weise behandelt bis sie zu erschöpft waren, jeglichen Widerstand leisten zu können. Die Russen schlugen sie nieder, traten sie und schlugen mit dem Kolbenende ihrer Gewehre und Pistolen auf ihre Köpfe und ihre Gesichter ein, bis sie zusammensackten und in bewußtlosem Zustand wehrlose Opfer von brutaler Leidenschaft wurden, so unmenschlich, daß es unfaßbar ist. Dieselben entsetzlichen Szenen spielten sich in Krankenhäusern, Altersheimen und anderen Institutionen ab. Sogar Nonnen über siebzig und

achtzig und krank und bettlägerig wurden von diesen Barbaren vergewaltigt und schlecht behandelt.50

Schwangere, Menstruierende oder solche mit Durchfall litten wie alle anderen. Es schien, daß nichts—weder Alter, noch Krankheit noch Häßlichkeit—die roten Serienvergewaltiger zurückhalten konnte. Sogar Tod war keine Verteidigung.

„Ich . . . sah etwa zwanzig Rote Armeemänner vor der Leiche einer mehr als sechzig Jahre alten Frau, die zu Tode vergewaltigt worden war Schlange stehen“, notierte ein zutiefst betroffener Zeuge. „Sie schrieen und lachten und warteten darauf, sich über ihrem toten Körper befriedigen zu können.“ Wie dieser Augenzeuge weiter berichtete und wie es zahllose andere Aussagen bestätigten, waren solch makabren Verdorbenheiten keine isolierten Vorkommnisse.51

✠ ✠ ✠

Während die Zurückgebliebenen unausdrückbare Schicksalsschläge ertrugen, mußten jene in Trecks flüchtenden Deutschen auch viel aushalten. „Was uns am meisten überraschte, war ihre Art, sich fortzubewegen“, erinnerte sich ein britischer Kriegsgefangener, den man, von den vorrückenden Sowjets verfolgt, zusammen mit Tausenden anderen alliierten Gefangenen nach Westen zurückmarschieren ließ.

Man konnte keine Autos, Lastwagen oder auch Fahrräder sehen—nur einen scheinbar endlosen Zug von überdachten Wagen und Karren, die von Pferden oder Maultieren gezogen wurden . . . Die Menschen boten einen bedauernswerten Anblick, frierend, hungrig, in ihren abgenutzten Schuhen und Kleidungsstücken, sich zu einem ungewissen Reiseziel in der Hoffnung mitschleppen lassend, daß es sich jenseits des Befehlsbereichs der russischen Armee befände. Es war, selbst tagsüber, so kalt, daß jedes Getränk, jedes mit kaltem Wasser gemischte Getränk, bevor man es zum Mund führte, zu Eis gefror. Nachts konnten Männer und Frauen nur dann am Leben bleiben, wenn sie sich in den Wagen aneinanderschmiegten . . . Die im Schnee Einschlafenden waren innerhalb weniger Minuten tot . . .

Nach einer Stunde Rückmarsch konnte man Gefangene und Flüchtlinge schon nicht mehr voneinander unterscheiden. Wir waren nur von einem gemeinsamen Gedanken erfüllt—Zusammenzubleiben um zu überleben . . .

Die Flüchtlinge ließen uns bereitwillig auf ihre Wagen klettern und, da sie nichts hatten, was sie tauschen konnten, gaben wir ihnen so viel von unserem Essen, wie uns möglich war.52

Angesichts der chaotischen Zustünde, mit den frierenden Flüchtlingen die Wege verstopfend, wurden viele Trecks schnell von den Russen überholt. Einige sowjetische Panzer lehnten es ab, die Straßen zu verlassen und donnerten über die Reihen, indem sie alles unter sich zerquetschten. Bei dichtem Verkehr wurden die Opfer—Männer, Frauen, Kinder und Tiere—schließlich so platt wie Pappe niedergewalzt.

Die junge Josefine Schleiter beschreibt den Horror, nachdem ihre Gruppe eingeholt worden war:

Die Panzer rasten über die Wagenreihen. Fuhrwerke wurden in Gräben geschleudert und Männer, Frauen und Kinder kämpften mit dem Tod. Verwundete schrien um Hilfe.

Neben mir verband eine Frau ihren Mann, der viel Blut aus einer großen Wunde verlor. Hinter mir war ein junges Mädchen, das zu ihrem Vater sagte: „Vater, erschieß mich!“ „Ja, Vater“, sagte ihr Bruder, der ungefähr sechzehn Jahre alt war. „Ich habe keine Chance mehr“. Der Vater sah seine Kinder an und sagte tränenüberströmt aber mit ruhiger Stimme: „Kinder! Wartet noch eine Weile“.

Dann kam ein Offizier auf einem Pferd. Einige deutsche Soldaten wurden zu ihm gebracht. Er nahm seinen Revolver; ich schloß meine Augen, Schüsse fielen, und die armen Reisegefährten lagen mit Kopfschüssen, und einem Ausdruck des Entsetzens auf ihren Gesichtern, vor uns da.53

Die in Schrecken versetzten Überlebenden, die sich über die eisigen ländlichen Gegenden verstreuten, wurden zu einer leichten Beute. „Die Russen fanden uns und zogen uns aus der Scheune hervor“, sagte der vierzehn Jahre alte Horst Wegner. „Es waren Mongolen. Sie hatten riesige Schmisse und Pockennarben auf ihren Gesichtern. Und waren in Schmuck eingehüllt—trugen Uhren bis zu ihren Ellenbögen. Sie kamen und zogen alle die heraus, die etwas Militärisches anhatten— einen Militärmantel zum Beispiel. Sie wurden hinter die Scheune geführt, gegen eine Wand geschubst und erschossen. Es waren nicht alles Deutsche; einige von ihnen waren Ausländer. Sie erschossen sogar den Gefreiten, der das Bein meines Vaters

verbunden hatte“.54

Für Frauen begann, wie immer, der leibhaftige Tod. Renate Hoffmann:

Plötzlich kamen drei russische Soldaten um die Ecke. Sie zeigten mit ihren Gewehren auf uns und zwangen uns, ins Haus zu gehen . . . Wir wußten, was uns da erwartete. Wir wurden voneinander getrennt. Sie zielten mit ihren Gewehren auf unsere Köpfe. Jeglicher Versuch, uns zu verteidigen, würde unseren sicheren Tod zur Folge gehabt haben. Das einzige, was man tun konnte, war, so zu tun, als wenn man ein Stein wäre oder tot . . .

Als die drei Männer das Haus verließen, öffnete ich die Tür des Zimmers, in dem ich war. Eine andere Tür weiter weg öffnete sich und eine Krankenschwester kam heraus. Wir blickten uns nur einander an . . . Wir waren angeekelt und fühlten uns beide sehr elend. Gott sei Dank gab es noch fließendes Wasser im Haus.55

Während er sich im Auto durch überfüllte Straßen kämpfte, bekam Major Rudolf Janecke von Medical Corps einen Einblick in etwas, das ihm als eine „endlose Qual“ erschien.

In der Nähe eines kleinen Dorfes . . . sah ich zum ersten Mal ein Treck, das von der Luft aus zerstört worden war. Viele Wagen hatten trotz der Nässe Feuer gefangen—vielleicht Phosphorbomben—und waren total ausgebrannt. Die Toten lagen in eigenartigen Stellungen herum, mit gegen Mütterbrüste gedrückten Kindern . . . Kurz darauf wurden wir von einem verzweifelt winkenden Mann angehalten . . . Er hatte das rote Kreuz auf unserem Auto gesehen. Seine Aufregung erdrosselte ihn fast. Er war totenbleich und erhob seine rechte Hand in einer beschwörenden Geste. Er zeigte immer wieder auf einen Wagen, der sich im offenen Feld befand. Sein linker Arm, der wohl gebrochen war, hing schlaff von seiner Schulter.
Mit letzter Kraft brachte er es gerade noch fertig, zu stöhnen, daß seine

Frau, wenn ich nicht erste Hilfe leisten könnte, verbluten würde. Eine russische Panzerbesatzung hatte sie erwischt, vor zwei Tagen, als sie sich in einem Dorf ausruhten. Später entkamen sie. Aber jetzt lag sie in den Wehen. Sie atmete kaum noch—niemand konnte ihr helfen.

Ich habe schwierige Operationen im Feld gemacht, unter den unmöglichsten Umständen. Aber dies war das erste Mal, daß ich eine Tamponade der

Gebärmutter, auf einem schneebedecktem Feld, über das ein eisiger Wind blies, mit einer auf einem schmutzstarrenden Wagen und in ihrer blutgetränkten Kleidung Liegenden versuchte . . . Eine andere Frau stand auch da. Am Kopf des Patienten kauerte ein verwirrter ungefähr vierzehnjähriger Junge, den Tränen nah. „Er mußte es mitansehen", sagte der Mann während ich ihr zwei Spritzen gab, die ich zufälligerweise bei mir hatte. „Als der fünfzehnte Mann auf ihr war, schlugen sie mich nieder, weil ich die Kerze fallenließ. Er mußte die Kerze halten, bis sie alle fertig waren". Die andere Frau nickte zustimmend, aber verlor kein Wort über ihr eigenes Elend.56

In der Regel erging es denen, die im Zug entkamen, am besten. Geschwindigkeit garantierte jedoch nicht immer Erfolg. Russische Flugzeuge bombardierten routinemäßig Züge von oben und unten zerschnitten Panzer die Schienen. Als die Sowjets plötzlich die Stadt Allenstein eroberten, zwangen sie den Bahnhofsvorsteher, die Signale auf „alles klar" zu stellen für die vom Osten kommenden Züge mit den Flüchtlingen. Als ein ahnungsloser Zug nach dem anderen in Allenstein ankam, ermordeten die Russen zuerst die Männer im Zug und verbrachten später ihre Zeit damit, Waggonladung nach Waggonladung, Frauen zu vergewaltigen.57

✠ ✠ ✠

Vier Millionen an der Ostseekueste abgeschnittenen Deutschen blieb—bedingt durch den schnellen russischen Vormarsch—nur ein einziger Fluchtweg übrig, das Meer. Aber selbst dort kontrollierten die Sowjets den Himmel mit den Flugzeugen oben und den sich unten herumtreibenden unsichtbaren U-Booten. In den verschiedenen Häfen entlang der Küste drängten abertausende zerlumpte und frierende Flüchtlinge mit der Hoffnung zum Ufer, von einem der wenigen Schiffe aufgenommen zu werden. Deren Zahl war so groß und die Angst so überwältigend, daß ihre Bemühungen, nach dem Anlegen der Schiffe an Bord zu gehen, oft wie Tumulte aussahen.

„Das Gedränge, an Bord zu gehen, war einfach schrecklich", schrieb ein Zeuge von Pillau. „Ich sah, wie ein Babywagen von den sich erdrückenden Massen bis zur Unkenntlichkeit zerquetscht wurde. Ein alter Mann fiel ins Wasser es gab in dem Gedränge nichts, das man für ihn tun konnte. Darüber hinaus war es so kalt, daß ihn schon allein die Berührung mit dem eiskalten Wasser getötet hätte".58

Weil den bewaffneten Wächtern befohlen worden war, so viele Frauen und Kinder wie möglich zu evakuieren, wurden Babys wie Fahrkarten benutzt, mit halbverrückten Müttern, die ihre Babys vom Schiff aus ihren Verwandten auf dem Landungssteg zuwarfen. Einige Kinder landeten sicher; andere wiederum nicht.59

Wenn das überhaupt möglich ist, war die Situation in Gotenhafen noch schrecklicher. Als die Wilhelm Gustloff Ende Januar 1945 bereit war, Passagiere aufzunehmen, war die Besatzung erstaunt bei dem, was sie sah. „Da müssen wohl etwa 60 000 Leute in den Hafenanlagen gewesen sein . . . “, erinnerte sich der zweite Maschinist Walter Knust. „Sobald wir die Landungsbrücke herunterließen, rasten die Leute nach vorn und drückten sich herein. In dem heillosen Durcheinander wurden viele Eltern von ihren Kindern getrennt. Entweder Kinder kamen an Bord, deren Eltern noch am Hafen waren oder Kinder wurden in dem Gewühl, das die Eltern nach vorne drängte, einfach zurückgelassen“.60

Ein früheres Kreuzfahrtschiff, die schöne weiße Gustloff, für ein Aufnahmevolumen von 2000 Passagieren gebaut, hatte beim Ablegen am 30. Januar sechs tausend Flüchtlinge an Bord genommen. Dazu kam, daß, während es sich vom Hafen entfernte, überfüllte Boote seinen Weg blockierten.

„Nimm uns mit“, weinten die Flüchtlinge. „Rettet die Kinder!“ „Wir ließen Netze herunter und alle kletterten, so gut es eben ging, von den Booten aufs Schiff“, sagte Gustloff‘s Radiosprecher, Rudi Lange. „Ein Schiffsoffizier, wenn mich nicht alles täuscht, bat mich, als die Fahrt in Gang kam, ein Signal zu senden und mitzuteilen, daß weitere 2000 Leute an Bord gekommen seien“.61
In jener schwarzen, stürmischen Nacht, während sie sich durch den heftigen Wind und die mit Eis gefüllten Wellen kämpfte, versagte das Ventilation—und Abwassersystem total. Weit über seine hinaus Grenzen strapaziert, füllte sich das fest verschlossene Schiff mit einem ekelerregenden Gestank von Urin, Exkrement und Erbrochenem.62 Das Stöhnen und Schreien der verletzten Soldaten und das Klagen von getrennten Familien verschlimmerte noch das grausame Entsetzen. Aber das Schlimmste stand noch bevor. Um 9 Uhr abends rüttelten drei schwere Erschütterungen die Passagiere auf der Gustloff.
„Buum—Buum—Buum! So klang es“, entsann sich ein kleiner Junge

bezüglich des Auftreffens der Torpedos.63
„Ich hörte Explosionen“, schrieb Ingenieur Knust, „und ich wußte sofort, was passiert war, weil die Schiffsmotoren stoppten und ich das Eindringen von Wasser in den Maschinenraum sah. Durch die Kraft der Explosion torkelte das Schiff zuerst nach Steuerbord. Dann erhob es sich und hatte Schlagseite nach Backbord. Ich zog meine Schuhe und Jacke an und rannte zum Korridor“.64
Tausende der von panischem Schreck Ergriffenen, die sich im Unterdeck aufhielten, rannten wild durch die engen Gänge, indem sie andere, in ihrem Versuch, die Rettungsboote zu erreichen, zerdrückten und zerkratzten.65
„Die Alarmglocken läuteten“, erinnerte sich ein terrorisierter Passagier.66
„Wir kämpften uns durch die Menge zu einem der Boote,“ sagte Paula Knust, die Frau des Schiffsoffiziers. „Es war so kalt, als der Wind uns traf. Ich hatte nur Hosen, eine Bluse und eine Sportjacke an. Das Schiff hatte schon eine ziemlich schwere Schlagseite. Die Wellen schienen sehr hoch zu sein und du kannst dir nicht vorstellen wie schlimm es aussah“.67
Die meisten Rettungsboote waren eingefroren und selbst die, die befreit werden konnten, wurden in der Panik falsch behandelt und schütteten ihre schreienden Insassen in die schwarze See. Walter und Paula Knust verschafften sich Zugang zu einem Boot, dem es gelang, fahrtüchtig zu werden. „Als wir aufs Wasser aufsetzten“, entsann sich der Ehemann, „konnte ich Leute sehen, die von der Seite des Schiffs in die See sprangen. Ich dachte, daß die, denen es gelang, nicht zu ertrinken, erfrieren müßten. Es war so kalt“.68 Das Wasser war in der Tat so eisig, daß jene, die über Bord sprangen, in siedendes Öl oder Säure hätten springen können, wobei die Überlebenschancen fast genauso gering gewesen wären. Die strampelnden Schwimmer waren in Sekunden, oder bestenfalls Minuten, tot.
Während der Lautsprecher tröstende Worte hinaus plärrte—„Das Schiff wird nicht sinken. Rettungsschiffe sind auf dem Weg“—drängten sich Tausende am Schiffsdeck entlang.69 Um von dem messerscharfen Wind und 20 Grad minus verschont zu bleiben und überzeugt, daß die versiegelten Schotten gehalten hatten und daß das Schiff wirklich nicht sinken würde, flohen viel Passagiere wieder nach innen. Die Ruhepause erwies sich allerdings als recht kurz.
Um Zehn zerriß eine schwere Erschütterung die Gustloff, als die Schotten brachen und die See hereinströmte. Das Große Schiff begann in Sekundenschnelle zu kentern.70 Die sechzehn Jahre alte Eva Luck war mit

ihrer Mutter und jüngeren Schwester im Ballraum:

Plötzlich kippte der ganze Musikraum zur Seite, begleitet von einem lauten Schrei der darin Anwesenden. Sie rutschten buchstäblich in einem Haufen das angewinkelte Deck hinunter. Ein Flügel an einem Ende lief Amok und rollte durch den überfüllten Raum und zerquetschte auf seinem Weg Frauen und Kinder und jagte die, die vor ihm waren, auseinander. Am Ende schlug er das Backbordschott mit einem disharmonischen Dröhnen kaputt, als ob eine Riesenfaust alle Tasten gleichzeitig niedergedroschen hätte.71

Woanders flogen die Opfer durch die von Glas eingefaßten Verandas direkt ins Meer.72 Inmitten der Schreie, der Sirenen und dem Getöse des sich wild gebärdenden Wassers erschallten in diesem, dem Untergang geweihten Schiff, die Schüsse derer, die Selbstmord begingen.

Nachdem Eva Luck‘s Familie mit Hilfe eines Seemanns wie durch ein Wunder aus dem Ballraum entkommen war, versuchten sie verzweifelt, einen Ausweg zu finden:

Meine Mutter hatte vergessen, ihre Schuhe anzuziehen und ich bewegte mich unbeholfen in meinen hohen Absätzen in Richtung der eisernen Sprossen der Leiter, die herauf ins Schiffsinnere führte. Leute um uns herum fielen im sich bewegenden Schiff um, aber es gelang mir, die Sprossen zu fassen und meine kleine Schwester heraufzuziehen . . . Meine Mutter folgte uns zum oberen Deck. Als wir dort ankamen, war alles so schrecklich. Ich sah mit Grausen, daß der Schornstein fast parallel zum Meer lag. Leute sprangen. Ich konnte die Schiffsirenen hören und fühlte das eiskalte Wasser an meinen Beinen. Ich streckte meine Hand aus und versuchte, meine kleine Schwester zu ergreifen. Ich fühlte nichts als Wasser, während es mich zur Seite hin wegspülte.73

Eva und einige andere hatten Glück. Die Kraft des flutenden Wassers befreite eine Reihe von Rettungsbooten. Während Überlebende hineinkletterten, begann die Gustloff schnell zu sinken. „Plötzlich“, erinnerte sich eine Frau in einem Rettungsboot, „schien es, als ob sich alle Lichter im Schiff eingeschaltet hätten. Das gesamte Schiff war von Licht durchflutet und seine Sirenen klangen weit ins Meer“.74 Paula Knust beobachtete das Drama auch:

Ich kann den lauten und klaren Klang der Sirenen nicht vergessen, während die Gustloff in voller Beleuchtung auf Nimmerwiedersehen untertauchte. Ich konnte die Leute, die noch an Bord waren, ganz deutlich sehen und wie sie

sich an die Geländer klammerten. Selbst als sie sank hielten sie sich noch fest und schrien. Überall um uns herum schwammen Leute oder trieben einfach in der See. Ich kann noch ihre die Seiten des Bootes anfassenden Hände sehen. Es war zu voll, um noch mehr aufnehmen zu können.75

Als später die Rettungsschiffe die Szene erreichten, zogen sie lediglich etwa neunhundert Überlebende aus den eisigen Wassern. Alle übrigen—rund 7 000 Männer, Frauen und Kinder—waren verloren. Jedoch nicht mal dann endete der Alptraum. Nachdem die Rettungsboote ans Land angelegt hatten, wurden viele Opfer in Gotenhafen ausgeschifft. So befanden sich einige Flüchtlinge—innerhalb weniger als vierundzwanzig Stunden—nach der Peinigung einer Nacht unendlichen Schreckens an denselben Hafenbecken wieder, denen zu entkommen sie sich erhofft hatten, um nun erneut verzweifelt nach einem neuen Fluchtweg suchen zu müssen.76

✠ ✠ ✠

In der Zwischenzeit rückte die rote Flut immer näher. In zahllosen deutschen Städten und Dörfern wiederholte sich dasselbe Pattern, wie das Tagebuch eines katholischen Priesters von Klosterbrück aufzeigt:

21. Januar 1945 . . . Eigenartigerweise beabsichtigt die Bevölkerung, hierzubleiben, und fürchtet sich nicht vor den Russen. Die Berichte, daß sie in einem Dorf alle Frauen geschändet und alle Männer zum Arbeiten irgendwohin verschleppt hatten, muß sicher übertrieben gewesen sein. Wie schauderhaft wär es doch, wenn Göbbels am Ende doch die Wahrheit gesagt hätte!

22. Januar . . . Die MGs klangen sehr nahe und einige Granaten müssen Gebäude in unserer Nähe getroffen haben, weil unser Haus mit bebt. Die Insassen im Keller wollen immer wieder wissen, wie die Russen wohl sein mögen. Ich stelle mir oft dieselbe Frage . . .

(Später)—Wir hatten unsere erste Begegnung mit ihnen und sind irgendwie erleichtert. Sie sind nicht so schlimm, wie wir es uns vorgestellt hatten. Als wir die Russen oben in der Kirche herumlaufen hörten, gingen wir zu ihnen. Zwei russische Soldaten blickten zur Kellertür hinein und fragten, ob es dort deutsche Soldaten gäbe. Es gab einen seltsamen Blick von Nervosität und Furcht in ihren Gesichtern. Ein Russe bewachte die ganze Nacht über den Eingang zum Keller.

23. Januar . . . Nachdem die Kampftruppen weitergezogen waren, kam ein frischer Haufen Russen an. Zwei von ihnen kamen in den Keller und feuerten mehrere Male an die Decke sagten uns, daß wir ihnen unsere Uhren geben sollten. Sie gingen mit vierzehn Armbanduhren weg. Dann kamen drei Russen . . . Sie verschlangen das Essen wie wilde Tiere und tranken Wein, als ob es Wasser wär. „Der Krieg ist gut hier“, sagten sie immer wieder . . .

25. Januar . . . Während der ganzen Nacht kamen Russen in die Kapelle und suchten und befragten uns. Sie befahlen der Frau, mit ihrem Kleinkind nach draußen zu gehen . . . Sie vergewaltigten die Frau und schickten sie zurück zu uns. Sie kam in die Kapelle, das Kind in den Armen und mit tränenüberströmtem Gesicht . . . vormittags kamen drei Frauen vom Dorf in die Kapelle. Der Vikar konnte sie kaum erkennen, denn ihre Gesichter waren entstellt von Furcht und Schrecken. Sie erzählten uns, daß ganze Familien von den Russen erschossen worden waren . . . Mädchen, die sich einer Schändung widersetzt hatten und Eltern, die versucht hatten, ihre Kinder zu beschützen, wurden unverzüglich erschossen . . .

26. Januar . . . Letzte Nacht war auch wieder sehr qualvoll. Neue Soldatenhaufen kamen an und durchsuchten das Haus . . . Jedesmal, wenn die Tür aufgemacht wird, packt uns die Angst . . .

27. Januar . . . Uns Priestern wurde heute erlaubt, zum Begraben von Margarethe im Garten die Kapelle für 30 Minuten zu verlassen. Armes Mädchen, nur gut, daß du tot warst, sodaß du nicht wußtest, was die Russen deinem Körper antaten!

28. Januar . . . Wieder eine qualvolle Nacht...Viele der Nonnen sehr gepeinigt und nervös. Sie schlafen sogar weniger als wir. Ich höre sie oft sagen: „Wenn wir doch nur geflohen wären, bevor die Russen kamen!“77

Bei Ende Januar war die besiegte deutsche Armee schließlich in der Lage, sich zu drehen und ihren Verfolgern gegenüberzutreten. Weil der rote Vormarsch so zügig vor sich ging, konnte die sowjetische Versorgungskette damit nicht Schritt halten. Zusätzlich schmolz ein plötzliches Tauwetter die Flüsse und verwandelte Straßen in Sümpfe, was einen schnellen Vormarsch unmöglich machte. Während isolierte Enklaven fortsetzten, die Russen zurückzuhalten, besonders entlang der Ostseekueste, verschanzte sich der Hauptteil der deutschen Armee defensiv hinter der Oder, dem letzten

natürlichen Hindernis vor Berlin. Obwohl die wundertätige Erholung dazu benutzt wurde, Waffen in die Hände der Armee des Volkes, oder dem Volkssturm gelangen zu lassen, hatte die Moral der Wehrmacht einen schweren Schlag erlitten. Die unglaubliche Kraft und Raserei des russischen Ansturms überzeugte nun die meisten der Soldaten davon, daß die Niederlage unvermeidlich wäre. Und der zusammengedrängten und fassungslosen Masse der Zivilisten deuteten die ekelerregenden Untiefen der sowjetischen Brutalität auch ohne Zweifel an, daß das Ende weit schauerlicher sein würde als es sich jede schlimmstes Entsetzen ausmalende Phantasie auch nur erträumen könnte.

Zuerst enthüllten nur die atemlosen Gerüchte der von Panik ergriffenen Flüchtlinge die wahre Natur des sich nähernden Schreckens. Später, als steckengebliebene Armee-Einheiten durch deutsche Reihen brachen oder wenn die Wehrmacht nach kleinen Konter-Attacken etwas vom verlorenen Gebiet zurückgewann, wurde jedoch das Ausmaß der russischen Greueltaten bestätigt.

„In jedem Dorf und in jeder Stadt, wo immer sie ihren Fuß setzten“, schrieb einer, der mit den Soldaten sprach, „stießen die deutschen Truppen auf Horrorszenen: niedergemetzelte kleine Jungen, Männer des Volkssturms mit Benzin überschüttet und verbrannt—und manchmal auch Überlebende, die solche Greueltaten bezeugten. In einigen Dörfern überraschten sie die noch warm im Bett liegenden Russen mit ihrer weiblichen Beute, die sie sich genommen hatten und fanden daneben die Körper von vielen französischen Kriegsgefangenen, die beim Verteidigen der deutschen Frauen und Kinder ihr Leben gelassen hatten“.78

Entsetzt vom Gesehenen und Gehörten hatte ein deutscher Offizier verzweifelt versucht, einen Sinn in dieser Katastrophe zu entdecken; die Gemüter von Männern zu verstehen, „die . . . Vergnügen dabei empfinden, wenn sie dieselbe Frau wieder und wieder, dutzende Male, selbst mit anderen Frauen in der Nähe, vergewaltigten.

Es gibt einen perversen Haß dahinter, der nicht mit Phrasen über Bolschewismus oder die sogenannte asiatischen Mentalität, oder mit der Behauptung wegerklärt werden kann, daß die russischen Soldaten immer die Frauen der Eroberten als ihr Beutegut betrachtet haben . . . Ich war 1939 in Polen, als die Russen hereinkamen und ich habe keine einzige Frau gesehen,

die belästigt worden war.79

„Dies“, wie es der junge Offizier grimmig zusammenfaßte, „weist auf die verheerende Macht der Propaganda hin“.80
Hunderttausende massakriert, Hunderttausende vergewaltigt, Millionen schon versklavt—aber dies war noch gar nichts. Es kam noch schlimmer.
„Die Deutschen wurden bestraft, aber noch nicht genug“, frohlockte Ilya Ehrenburg. „Die Fritzen rennen noch, aber sie liegen noch nicht tot da. Wer kann uns jetzt noch stoppen? Die Oder? Der Volkssturm? Nein, es ist zu spät, Deutschland, du kannst dich im Kreise wirbeln, und brennen, und aufheulen in deiner tödlichen Höllenqual; die Stunde der Rache hat geschlagen!“81

4 Crescendo der Zerstörung

D

ie Oberhäupter der drei mächtigsten Nationen der Erde kamen Anfang Februar 1945 zum letzten Mal bei einem Treffen in Jalta in der sowjetischen Krim zusammen. Im Unterschied zu den früheren Zusammentreffen in Teheran, Casablanca und Quebec war diese Zusammenkunft kein wirkliches Kriegsgremium oder ein Gipfel, Strategien zu diskutieren, sondern eine Siegesjubelfeier. Es war keine Sache des „ob“ man siegreich sein würde sondern nur noch eine Sache des „wann“. Aus diesem Grund war—am Vorabend der formellen Gespräche—die Atmosphäre beim Galafestessen entspannt, freundlich, festlich. Als Abschluß des schwelgerischen Gelages—Konsommee, Stör, Rindfleisch, Brathähnchen, Nachtisch— und nachdem Champagne und Wodka zu fließen begannen, erbaute man sich an Plauderei und Scherzen.1

Von vielleicht zwei oder drei Ausnahmen abgesehen waren diese drei Männer in Jalta wohl die weltbekanntesten Gesichter. Winston Churchill, rund, engelsgleich, ein Säufer, wenn auch Halbamerikaner, erschien allen als eine urenglische Bulldogge mit seiner omnipräsenten Zigarre, dunklem Melonenhut und unnachgiebigem Gehabe. Franklin Roosevelt—stattlich, weltmännisch, obwohl an den Rollstuhl gefesselt und sichtlich krank—„mit offenstehendem Mund“, und, wie manche dachten, ein durch und durch polierter Weltstaatsmann. Josef Stalin—zwinkernde Augen, gequältes Lächeln, teppichdickes Haar, sein massiver Körperbau schien das rote Ungeheuer zu personifizieren, das ihm zu Diensten stand.2 Trotz der

augenscheinlichen Verschiedenheit dieser Männer, sowohl intellektuell als auch körperlich, teilten sie eine gemeinsame Charakteristik, die alle anderen Widersprüchlichkeiten in den Schatten stellte—alle drei waren von einem tief verwurzelten Haß auf nicht nur Hitler und den Nationalsozialismus, sondern darüber hinaus auch auf die Deutschen und Deutschland besessen.

Trotz seines Versprechens, die Vereinigten Staaten aus dem zweiten Weltkrieg herauszuhalten—„ich habe es einmal gesagt und werde es wieder und wieder sagen: eure Jungens werden in keinem ausländischen Krieg kämpfen“—hatte Franklin

Roosevelt beharrlich daran gearbeitet, sein Land hinter den Kulissen in jenen Krieg zu verwickeln, sobald seine Wiederwahl sichergestellt war. Immer noch unfähig, die Amerikaner davon zu überzeugen, daß ein Krieg gegen Deutschland in ihrem besten Interesse sei, ohrfeigte er Japan, einen Verbündeten des Reiches, in der Hoffnung, mit einem lähmenden Embargo einen Angriff provozieren zu können, der es ihm dann ermöglichte, durch die Hintertür einen Eintritt in den Krieg zu rechtfertigen. Als die Japaner dann, vom Embargo langsam erdrosselt, pflichtgemäß, im Dezember 1941, mit Pearl Harbor antworteten, war Roosevelts Traum Wirklichkeit geworden. Später, nachdem sein Finanzminister Henry Morgenthau einen Plan unterbreitete, Deutschland nach dem Sieg in ein Agrarland umzuwandeln—was den Tod von Millionen von Deutschen zur Folge haben würde, war Roosevelt sein stärkster Befürworter.

„Ich möchte für die Deutschen ein 50 jähriges Existenzminimum“, gab der Präsident privat zu.
Als er Churchill 1943 in Casablanca traf, erklärte Roosevelt, daß nichts weniger als eine „bedingungslose Kapitulation“ von Seiten Deutschlands akzeptiert werden würde. Damit jeglichen Spielraum für Verhandlungen mit Hitler vereitelnd, schuf der amerikanische Präsident die Voraussetzung dafür, daß Deutschland nicht nur bis zum Tode kämpfen würde, sondern garantierte damit auch, daß Hunderttausende von amerikanische Fliegern und Soldaten zugrunde gingen. Hinzu kam, daß solch ein in die Länge gezogener Krieg die Rote Armee zweifellos dazu befähigen würde, einen großen Teil von Europa versklaven zu können.
Obwohl er warm und mitfühlend sein konnte und nur wenige zweifelten daran, daß unter einem oft schroffen Äußeren ein empfindungsfähiges Herz schlug, datierte Winston Churchills Haß auf die „Bosche“ bis wenigstens

zum Ersten Weltkrieg zurück. Nichts illustrierte die Antipathie des Premierministers deutlicher als die Terrorbombardierungen der Royal Air Force. Churchills Eifer, sowohl die Greuel einer bakteriologischen Kriegsführung zu erwägen als auch seine Bereitschaft, neutrale Länder zu erobern, um ins Reich zu gelangen, unterstreichen des weiteren die Offensichtlichkeit dieser tiefen Feindschaft.3

Im Unterschied zu Roosevelt und Churchill richtete sich Stalins Haß nicht so sehr gegen die Deutschen als Rasse, sondern er sah in den Deutschen seine politischen Gegner. Stalins legendäre Anfälle von Verfolgungswahn, gepaart mit seinen mörderischen Verdächtigungen, verschafften sich sowohl an seinen eigenen Landsleuten als auch an Ausländern Luft. Während der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts—während einer von diesem Diktator arrangierten Hungersnot—ließ er Millionen von eigenständig denkenden russischen und ukrainischen Bauern mit voller Absicht verhungern. Zusätzlich wurden schätzungsweise zusätzlich zehn bis zwanzig Millionen, die sich seiner Kollektivierung widersetzten oder als politisch unzuverlässig galten, als Zwangsarbeiter nach Sibirien verschleppt, was einer Verurteilung zum Tode in nichts nachstand.4 Tausende von Armeeoffizieren, denen es an marxistischer Leidenschaft mangelte, wurden gleichermaßen liquidiert. „Weder Entlassung noch Verbannung, weder Irrenhäuser noch lebenslängliche Haft oder Exil erschienen ihm als angemessene Bestrafung für jene, die er als gefährlich ansah“, schrieb einer, der später Stalins Methoden am eigenen Leibe zu erfahren bekam, nämlich Alexander Solschenitzyn. „Tod war das einzige verläßliche Mittel, mit jemandem vollkommen abzurechnen. Und jedesmal, wenn seine unteren Augenlider blinzelten, war das Urteil, das aus seinen Augen kam, immer der Tod“.5

Nachdem 1939 die sowjetischen Streitkräfte Polen erobert hatten, war Stalins erster Schritt, mehr als 15000 Armeeoffiziere und Intellektuelle verhaften und hinrichten zu lassen, um sich auf diese Weise der potentiellen Opposition mit einem Schlag zu entledigen.

Sich seines Verhaltens in der Vergangenheit wohl bewußt, und beunruhigt, welche Wirkung sein zukünftiges Verhalten auf die zartbesaitete britische Öffentlichkeit wohl haben würde, versuchte Churchills Regiering mit aller Macht, die blutrünstige Handlungsweise seines kommunistischen Verbündeten zu verbergen. Eine Geheimaktennotiz des britischen Departments der Intelligenz an die ranghohen Beamten und Meinungsmacher der Presse besagt:

Wir können die Bolschewisten nicht ändern, aber wir können unser Bestes tun, sie—und uns—vor den Konsequenzen ihrer Taten zu schützen. Die Enthüllungen der vergangenen 25 Jahre werden ein bloßes Verneinen nicht überzeugend erscheinen lassen. Die einzige Alternative zur Negierung ist eine Ablenkung der Öffentlichkeit von allem, was mit diesem Thema zu tun hat. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die beste Ablenkung eine gegen den Feind gerichtete Greuelpropaganda ist. Unglücklicherweise ist die Öffentlichkeit nicht mehr so empfänglich wie in den Tagen der „Leichenfabrik“ (Seife), der mit dem Bajonett „aufgespießten belgischen Babys“ und der „gekreuzigten Kanadier“ (des ersten Weltkriegs). Eure Mitarbeit muß deshalb ernstlich darauf gerichtet sein, die öffentliche Aufmerksamkeit—mit Hilfe unterschiedlichster Vorwürfe gegen die Deutschen, die vom Ministerium in Umlauf gebracht wurden und werden—von den Taten der Roten Armee abzulenken.6

Für den Fall, daß Stalins Absichten—sobald seine Legionen Deutschland unter Kontrolle hätten—in Frage gestellt würden, gab die Konferenz in Teheran 1943 eine kristallklare Antwort. Sein Glass Wodka zum x-ten Male zum Trinkspruch erhebend, posaunte das kommunistische Oberhaupt plötzlich heraus: „Ich stoße auf die schnellstmögliche Verurteilung aller deutschen Kriegsverbrecher an— auf die Gerechtigkeit eines Exekutionskommandos. Ich trinke auf unsere Einigkeit, sie alle, nicht weniger als 50 000 zu töten, sobald wir uns ihrer bemächtigt haben“.7 Als der schon betrunkene Churchill bösartig protestierte—„die britischen Menschen werden sich niemals mit einem Massenmord abfinden...ohne eine Gerichtsverhandlung!— Lächelte Stalin, seine Augen funkelten und er erschien „durch und durch amüsiert“.8

„Vielleicht“, unterbrach der amerikanische Präsident, „könnten wir sagen, daß wir anstatt 50 000 standrechtlich zu töten—uns auf eine geringere Zahl einigen könnten. Sagen wir 49 500?“9

Nach seiner Meinung in dieser Sache befragt, griff sein Sohn, ein Brigadegeneral in der Armee der Vereinigten Staaten, ein und sagte diplomatisch:

Ist die ganze Angelegenheit nicht ziemlich akademisch? Russische, amerikanische und britische Soldaten werden diese Angelegenheit für die meisten der 50 000 schon im Kampf bereinigen und es ist meine Hoffnung,

daß man sich nicht nur um diese 50 000 Kriegsverbrecher kümmern sollte sondern um viele Hunderttausende SS Männer mehr.

Stalin strahlte vor Freude. Er kam zu meinem Ende des Tisches und schwang seinen Arm um meine Schultern. Eine ausgezeichnete Antwort! Ein Prost auf meine Gesundheit! Ich errötete vor Freude.10

Trotz Stalins wohlverdienter Reputation als größter Massenmörder in der Geschichte der Menschheit, war Roosevelt ein loyaler Anhänger des Diktators und schützte ihn auf Schritt und Tritt. Im Bestreben, dem russischen Ministerpräsidenten ein freundliches und volkstümelndes Aussehen zu verleihen und die Amerikaner davon zu überzeugen, daß er ein „hervorragender“ und „galanter“ Bündnispartner sei, fing Roosevelt an, ihn „Onkel Joe“ zu nennen.

„Er ist ein Mann, der eine wunderbar-schonungslose Entschlossenheit, gepaart mit einem robusten guten Humor in sich vereinigt“, erklärte der Präsident der amerikanischen Öffentlichkeit. „Ich bin davon überzeugt, daß er das Herz und die Seele Rußlands repräsentiert; und ich glaube, daß wir uns sehr gut mit ihm und dem russischen Volk verstehen werden, wirklich gut“.11

Was seine Person anbetrifft, war Roosevelts eigenartiges Bedürfnis, geliebt und akzeptiert zu werden, zuweilen peinlich und komisch. „Stalin haßt alle Deine besten Leute abgrundtief“, äußerte der Präsident gegenüber Churchill, als wenn ein Schuljunge mit seinem besten Lehrer herumprahlt. „Er denkt, daß er mich bevorzugt und ich hoffe, daß es so bleibt“.12

Was ihn selbst betraf, blieb Stalin unnahbar und betrachtete seinen amerikanischen Bewunderer als kaum mehr als nur ein zu gebrauchendes Werkzeug. Trotz der Tatsache, daß weder er noch sein Land in der Lage gewesen wäre, ohne die massive amerikanische Hilfe gegen die deutsche Kriegsmaschinerie lange überlebt zu haben, war Stalin bestenfalls gereizt, was den amerikanischen Präsidenten anging und schlimmstenfalls unverhohlen herablassend. Einmal, während des Teheran Gipfels, versuchte Roosevelt das russische Oberhaupt beim Prüfen eines Dokuments zu unterbrechen. „Himmelherrgott! Unterbrich mich doch nicht bei meiner Arbeit!“ schnauzte Stalin ihn an, was die Herumstehenden in große Verwirrung versetzte.13

Nichts illustriert das einseitige Verhältnis zwischen den beiden besser als Stalins Forderung, den Gipfel des Jahres1945 in seinem Hinterhof, in Jalta, abzuhalten und somit den gebrechlichen und todkranken amerikanischen Präsidenten zu zwingen, die halbe Welt zu durchreisen, um teilnehmen zu können.14 Trotz aller Beleidigungen, Geringschätzung und trotz schockierendem Mangel an Dankbarkeit, hielt Roosevelt nichtsdestoweniger daran fest, dem Diktator den Hof zu machen.

„Da ist eine Sache, die ich Ihnen sagen möchte“, vertraute sich Roosevelt Stalin während des abendlichen Banketts in Jalta an. „Der Ministerpräsident und ich haben nun zwei Jahre lang miteinander telegraphiert und wir haben einen Kosenamen, mit dem wir von Ihnen sprechen und dieser ist: ‚Onkel Joe‘ “.15

Nicht ahnend, daß eine solche Vertraulichkeit in Rußland als Respektlosigkeit gewertet würde, war Roosevelt überrascht, als der offensichtlich verärgerte Stalin sich anschickte, umgehend abzureisen. Die Situation wurde von Churchill aber irgendwie dadurch gerettet, daß er die Spannung mit einer Tischrede neutralisieren konnte. Die Augen der Welt wären nun auf Jalta gerichtet, sagte der Premierminister, und was die „Großen Drei“ während der nächsten paar Tage zuwege brächten, würde die Menschheit 100 Jahre lang beeinflussen.16

In Wirklichkeit war Jalta—trotz der Tischrede Churchills—eine Veranstaltung für Stalin, und zwar für Stalin allein. Im Februar 1945 konnte die Beziehung der drei Männer besser mit „der Große Eine und die kleinen zwei“ beschrieben werden. Roosevelt würde sich Stalins Forderungen aus philosophischen und psychologischen Gründen nicht widersetzen und Churchill aus Mangel an Macht. Mit seinen gewaltigen Armeen im Begriff, den Krieg zu beenden, hatte Josef Stalin nun klar das Sagen. Dazu kam, daß es indiskutabel war, daß Rußland bei weitem am meisten unter dem Krieg gelitten hatte. Konsequentermaßen müßte Rußland beim Beuteteilen der Löwenanteil zustehen.

Obwohl das kommunistische Oberhaupt ein Lippenbekenntnis für „freie und uneingeschränkte Wahlen“ in jenen Nationen, die seine Armee bald vollständig überrennen würde, ablegte, konnten weder der amerikanische Präsident noch der britische Premierminister ernstlich am Schicksal Osteuropas zweifeln. Nichts zeigte auf drastischere Art Stalins Pläne für

diese eroberten Länder, als die Ereignisse, die sich vor kurzem in Warschau abgespielt hatten. Dort, ermutigt vom Nachrücken der Sowjetarmee und von versprochener Hilfe seitens der Alliierten ermuntert, hatten sich polnische Freiheitskämpfer gegen die Deutschen erhoben. Aber anstatt sich mit ihnen zusammenzutun und den Polen beim Aufstand zu helfen, wozu er ohne Zweifel in der Lage gewesen wäre, stoppte Stalin den Vormarsch seiner ein paar Kilometer entfernten Armee und sah ganz einfach nur zu und erlaubte damit den siegreichen Deutschen, eine potentielle Bedrohung gegen seinen Kommunismus aus dem Wege zu räumen.17 Trotz allem schadete ihm in den Augen seiner Alliierten rein gar nichts, egal, was der sowjetische Machthaber auch tat, besonders was Roosevelt betrifft.

Solcherlei Vorkommnisse, wie die in Warschau, als auch die offensichtlich feige Einwilligung der Regierung, jede sowjetische Forderung zu erfüllen, geschah aber nicht, ohne daß ein paar Amerikaner Wind davon bekamen, wie das Beispiel James V. Forrrestal zeigt. Der Sekretär der Kriegsflotte notierte in seinem Tagebuch:

Ich finde, daß jedesmal, wenn ein Amerikaner empfiehlt, in Übereinstimmung mit den Bedürfnissen unserer eigenen Sicherheit zu handeln, er damit zu rechnen hat, als ein Gott verdammter Faschist oder Imperialist verschrien zu werden. Aber wenn Onkel Joe vorschlägt, daß er die Ostprovinzen, die Hälfte von Polen, das ganze Bessarabien und Zugang zum Mittelmeer braucht, stimmen alle darin überein, daß er ein feiner Mann, offen, aufrichtig und im Großen und Ganzen ein ergötzlicher Kumpel ist, mit dem man sich deshalb so gut verständigen kann, weil er so eindeutig erklärt, was er will.18

Wie Forrestal aber erfahrungsgemäß wußte, wurden alle Proteste gegen die sowjetischen Richtlinien prompt zum Schweigen gebracht.
Ein anderes für Stalin unzweideutiges Thema in Jalta betraf das Schicksal der mehr als zwei Millionen sowjetischen Bürger, die entweder nach Deutschland geflohen waren, um einer Verfolgung im Heimatland zu entgehen oder solcher, die sich den Feinden angeschlossen hatten, um gegen den Kommunismus zu kämpfen. Angesichts dieser Forderungen versprach Roosevelt wiederum seine uneingeschränkte Mithilfe.19
Natürlich war der Hauptgegenstand der Konferenz in Jalta das Schicksal ihrer gemeinsamen Feinde, oder, wie Churchill es überaus grimmig formulierte: „Die Zukunft von Deutschland, falls sie eine hat“.20 Im Westen waren die

Alliierten gerade dabei, sich von einer mit Ach und Krach entgangenen Katastrophe in den Ardennen zu erholen. Im Osten war das Schicksal Deutschlands in blutroten Buchstaben geschrieben, während die sowjetische Armee ihr Herumtoben durch Preußen, Pommern und Schlesien fortsetzte. Die drei Chefs vereinbarten, das frühere Reich, sobald der Sieg errungen sei, wie eine Abendmahlzeit zu zerstückeln, und daß deren Menschen als Sklaven in die Sowjetunion verschleppt werden sollten. Obwohl Roosevelt vorher feierlich erklärt hatte, daß die vereinigten Nationen „keinen Sklavenhandel betreiben würden", nannte er den von Stalin vorgeschlagenen Plan eine „gesunde Idee".21

Ein anderes in Jalta angezapftes Thema—obwohl von geringerer Bedeutung—war das Ansinnen Stalins, der über das Deutsche Reich hinwegfegenden Roten Armee durch massive Bombardierungen im Osten einen alles vernichtenden Weg zu bahnen. Eifrig bemüht, seinem Verbündeten zu zeigen, daß Großbritannien, besonders aber die RAF, noch eine Macht darstellte, mit der zu rechnen war, stimmte Churchill schnell zu. Und als er dies tat, drängte sich ihm ein ganz speziell zu zerstörendes Ziel auf; es war ein Angriffsziel, das Generalleutnant Harris schon seit Monaten zerstört haben wollte. Die Zerstörung dieser Stadt, gemäß der Überzeugung des Premierministers, würde eine großartige Gelegenheit bieten, Stalin und der ganzen Welt zu zeigen, daß die Sonne über dem einst mächtigen britischen Weltreich noch nicht untergegangen war.22

Als die Jalta Gespräche am 11. Februar schließlich endeten, unterzeichneten die drei alliierten Führungspersönlichkeiten eine gemeinsame Erklärung als Pressemeldung und verabschiedeten sich mit einem liebevollen Leb wohl. „Unser Ziel ist es nicht", hieß es in der Erklärung, „die Deutschen zu vernichten".23

Einige über Jalta berichtende Journalisten mögen in der Tat an diese Presseerklärung geglaubt haben, wie die vielen, die die Worte weltweit gelesen hatten. Jene, die direkt davon betroffen waren, die terrorisierten überlebenden Deutschen, gaben sich aber nicht dieser Illusion hin. Viele wußten aus eigener Erfahrung schon weit besser, was ihnen bevorstand, als was man mit Worten hätte zum Ausdruck bringen können.

✠ ✠ ✠

Fasching ist ein alljährliches deutsches Ereignis, das dem südländischen Karneval entspricht. An diesem besonderen Abend des Faschingsdienstags

treffen sich normalerweise biedere, reservierte Teutonen in ausgefallenen Kostümen mit Freunden oder mit völlig Fremden, schwärmen in Bars, Restaurants und Theatern und nehmen dann für ein paar Stunden an unsinnigen und doch harmlosen Lustbarkeiten teil. Wegen der Dringlichkeiten des Krieges hatte man jedoch im verwüsteten Reich aufs Feiern fast gänzlich verzichtet. Nur in einer Stadt setzte man wie schon immer die Faschingstradition fort und in der Nacht des 13. Februar bevölkerten viele Hunderttausende Frauen und Kinder, zusammen mit ein paar übriggebliebenen Männern, ihre Straßen zum Feiern.

Dresden war eine Stadt mit den wahrhaft größten Kulturschätzen der Welt. Bekannt als „Elbflorenz“, war der alte Schaukasten im Herz von Sachsen gewissermaßen eine Zeitkapsel gotischer und mittelalterlicher Kultur. An jeder Ecke dieser alten deutschen Stadt mit ihrer gepflasterten engen Straßen gab es einen schnörkelhaften Palast, ein Museum, eine Kunstausstellung oder eine ehrwürdig in die Höhe ragende, jahrhundertealte Kathedrale. Wie Paris, Rom und Venedig war Dresden zugleich wunderschön, romantisch und zeitlos. Für Jahrzehnte war diese Stadt ein „muß man gesehen haben“ für kontinentale Reisende, besonders aber für die aus Großbritannien und den Vereinigten Staaten anreisenden Kunstliebhaber.24

So begrüßenswert die bloße Tatsache auch war, daß - nachdem man alle anderen bedeutenden Orte Deutschlands schon total zerstört hatte—eine Stadt der Größenordnung Dresdens fortbestand, stellte sie doch einige der Einwohner vor ein Rätsel und beunruhigte andere. Da es innerhalb der fünf Jahre bei Tag nur zwei unbedeutende Luftangriffe gegeben hatte, nahmen viele an, daß Dresdens Heil ihrem Ruf als „Kunststadt“ zu verdanken war; daß selbst „Terror-Bomber“ nicht genug Haß aufbringen könnten, dieses unvergleichlich kostbare und unersetzliche Kleinod westlicher Kultur für immer verschwinden zu lassen.25 Andere bildeten sich ein, daß, weil Dresden fast keine Schwerindustrie hatte—und das Wenige, das es hatte, nutzlos für den Krieg war—der Feind diese Stadt einfach nicht als brauchbares Angriffsziel einstufen würde. Als Skeptiker dagegenhielten, daß viele andere wunderschöne deutsche Städte mit wenig oder keiner Industrie systematisch vernichtet worden waren, gab dies nur Anlaß für die Erfindung neuer Spekulationen.

Ein anderer viel gehegter Glaube war der, daß eine Tante von Churchill in Dresden lebe. Andere deuteten an, daß die Stadt auf Grund der riesigen

amerikanischen Kapitalanlagen verschont geblieben war. Die Tatsache, daß Dresden zu einer „Hospitalstadt“ mit vielen medizinischen Einrichtungen geworden war, schien eine verständliche Erklärung für andere zu sein. Einige dachten, daß die sechsundzwanzigtausend in Dresden beigesetzten alliierten Krieger die beste logische Antwort sei.26 Unter vielen Dresdenern galt jedoch als beste Erklärung dafür, warum für ihre Stadt die Totenglocke nicht geläutet hatte, daß sich zweifellos noch ein Funken Barmherzigkeit in den Herzen der britischen und amerikanischen Flieger verbärge. Unter all den Beinamen, mit denen Dresden bedacht worden war, beschrieb keiner besser, als zu was Dresden im Februar 1945geworden war, nämlich zu einer: „Flüchtlingsstadt“.

Seit der sowjetischen Invasion im Januar waren Millionen terrorisierter Menschen in den Trecks—nachdem sie verzweifelt versucht hatten, soviel Raum wie möglich zwischen sich und der Roten Armee zu schaffen—in Zügen, Autos, Wagen oder zu Fuß geflohen. Hunderttausende mehr—obwohl verletzt oder verwundet, am Verhungern, oder einfach von ihren Familien getrennt—überschwemmten Dresden wie Schiffbrüchige eine Insel. Auf dem Hauptbahnhof schoß eine Stadt innerhalb einer anderen Stadt aus dem Boden. Tausende von Menschen, meist Findelkinder oder Waisen, lebten in einer halbpermanenten Existenz. Eine siebzehnjährige Rotkreuzhelferin, Eva Beyer, bietet einen flüchtigen Einblick in die herzzerreißende Qual:

Kinder suchten nach ihren Eltern, Eltern suchten nach ihren Kindern, ein ununterbrochenes Rufen und Fragen. Ein Junge, etwa neun Jahre alt, hielt seine kleine vierjährige Schwester bei der Hand und fragte mich, ob ich etwas zu Essen habe. Als ich ihn fragte, wo seine Eltern wären, antwortete der Junge: „Großvater und Großmutter liegen tot in der Fracht und die Mutti hab ich verloren“. Die Kinder hatten schon keine Tränen mehr . . . In einem Abteil begegneten wir einer Frau. Sie hatte dreiundzwanzig Kinder bei sich, aber keines von ihnen war ihr eigenes. Sie hatte das, was ihr gehörte, vor drei Wochen begraben. Ihr Kind war vor Kälte und an einer Mandelentzündung gestorben. Als ich sie fragte, wo alle diese Kinder herkämen, antwortete sie, daß ihre Eltern entweder abhanden gekommen wären oder daß man sie getötet hätte. „Es muß ja schließlich einen geben, der sich um sie kümmert“, sagte sie . . . Die Gesichter dieser Kinder waren nicht mehr Gesichter von Kindern. Es waren Gesichter von Leuten, die die Hölle erlebt hatten. Ausgehungerte, verwundete, verlauste, in Lumpen gehüllte Kinder. Und das

Wertvollste, was sie einst hatten, die Sicherheit und Liebe ihrer Eltern, dahin.27

So haarsträubend die Situation am Bahnhof auch war, die in der ihn umgebenden Stadt war kaum weniger alarmierend . . . Die normale Dresdener Bevölkerungszahl von 600 000 schwoll in der Nacht zum 13. Februar vielleicht auf das Doppelte an.28 Wo immer ihre Einwohner auch hinsahen, erblickten sie verängstigte und zerlumpte Flüchtlinge.

„Wegen der Leute mit Koffern, Rucksäcken und Bündeln platzte jedes Restaurant, jede Imbißstube, Kneipe oder Bar aus allen Nähten“, schrieb eine Frau. „Man fiel im wahrsten Sinne des Wortes über diese Leute und ihre Habseligkeiten. Es war so schlimm, daß man es nicht sehen wollte und es verdarb die ganz normale glückliche Faschingsstimmung“.29

Aber trotz der Menschenmengen und der nur noch etwa hundert Kilometer entfernten Russen, waren Tausende Dresdener entschlossen, auf die Straßen zu gehen und—woran niemand mehr zweifelte— den letzten Fasching im Krieg zu feiern.

✠ ✠ ✠

Sirenengeheul kurz vor zehn Uhr abends. Es gab keine Panik. Die meisten Einwohner ignorierten einfach den Klang. Selbst wenn es öffentliche Bunker gegeben hätte, würden nur wenige in sie geflüchtet sein, denn es schien kaum Zweifel darüber zu bestehen, daß in dieser kalten aber nichtsdestoweniger vergnüglichen Nacht—so wie die 171 vorangegangenen falschen Alarme—auch diese Warnung zu nichts führen würde.30 Statt der „Alles klar“ Sirene hörte Dresden jedoch schon Sekunden später einen zweiten Klang.

„Plötzlich“, sagte eine verdutzte Frau, „gab es ein Donnern und Getöse, das die ganze Erde erschüttern ließ. Ein Erdbeben?“31
Fast noch bevor diese Frau und andere eine Antwort bekamen, wuchs der schwarze Himmel über Dresden ins Phänomenale. Viele Betrachter, von den farbigen Lichtern überwältigt, starrten in fassungsloser Bewunderung. „Es wird hell, es wird hell, draußen ist es hell wie am Tag!“ schrie ein seinen Augen nicht trauender Freund des jungen Götz Bergander, der drinnen am Radio saß und zuhörte.32
Die abgespannte Rote Kreuz Arbeiterin Eva Beyer war vor einem Moment aufgewacht und zur Toilette gegangen:

Ich sah grünes Licht durchs Fenster scheinen. Was war das? Als ich die Tür öffnete, konnte ich sehen, was es war . . . der „Christbaum“ im Himmel . . . Ich machte mich auf, die anderen Hausbewohner zu warnen . . . Ich rannte durchs ganze Haus, indem ich schrie: „Alarm! Alarm!“ und weckte jeden auf . . . Noch weitere fünf Familien lebten in diesem Gebäude und zusammen waren wir elf Frauen, sechs Kinder und ein Mann, Kurt, der verwundete Ex-Soldat. Dann ging ich zurück zur Wohnung und zog die Kinder aus ihren Betten heraus . . . Sie begannen zu schreien, weil sie nicht wußten, was geschah und weil es keine Zeit gab, ihnen irgendwas zu erklären.

Wir gingen alle in den Keller hinunter und ich hüllte jedes Kind in eine Decke, weil es keine Zeit für irgend etwas anderes gab. Ich war nur im Nachthemd, aber fühlte die Kälte nicht.33

Am Bahnhof stand Gisela-Alexandra Möltgen am Fenster eines abgestellten Zuges und sprach mit ihrem Mann am Bahnsteig, als die schaurigen Lichter herabzuregnen begannen.

Viele Optimisten blieben, um sich einen guten Platz zu sichern, aber ich zerstörte das Fenster—es war nur aus Pappe—riß meine Handtasche mit dem Schmuck und meinen Pelz an mich und sprang nach draußen. Andere folgten mir nach. Wir rannten am stockfinsteren Bahnsteig entlang und fanden alle Zäune verschlossen. Also über die Zäune! Die Polizei wollte, daß wir in den schon überfüllten Luftschutzbunker am Bahnhof gehen, aber wir spürten nur einen Drang, nämlich heraus aus diesem Gelände und weg vom Bahnhof!

Wir rannten über die Straße zur Technischen Hochschule, wo es, wie man sagte, einen sicheren Keller gab. Und nun über uns—sehr niedrig—die Flugzeuge. Es gab schon Massen von Menschen im Keller, als wir ankamen, und dann brach ich zusammen. Es war mein Herz. Ich war noch sehr schwach und all das Rennen hatte mich völlig erschöpft. Später wurden wir aufgefordert, uns weiter ins Gewühl hineinzudrängen, was wir auch taten.34

„Fliegeralarm!“ murrte der entrüstete SS Offizier, Claus von Fehrentheil, während er im Militärkrankenhaus lag und dem die Hälfte seiner Hüfte weggeschossen worden war. „Wir dachten, daß wir in einer Hospitalstadt sind, einer offenen Stadt, weltberühmt für ihre Kunst und ohne militärische Verteidigung“.

Erst nach den sehr intensiven Bemühungen anderer, die uns ermahnten,

Unterschlupf zu finden, gaben wir nach und gingen in den Keller . . . Zum einen betrachteten wir diese ganze Angelegenheit wohl zum jetzigen Zeitpunkt als einen Irrtum. Und dann würde sich auch ein Soldat, der an der Front gewesen war, zu beengt im Keller fühlen, einem Ort, wo er den drohenden Gefahren nicht entweichen könnte . . . So standen wir in den Gängen und Wendeltreppen der Außenseite des Luftschutzbunkers.35

„Zieht euch an, zieht euch an! Schnell, hinunter in den Keller!“ schrien die Nonnen in dem Krankenhaus, wo die zwanzigjährige Annemarie Wähmann ein Patient war. „Bettlägerige Patienten setzte man in Rollstühle und alles wurde zu einem einzigen Rennen und Hetzen. Wir waren für kaum fünf Minuten im Keller, als auch schon [die Bomben zu fallen begannen] . . . Das ist das Ende, dachten wir . . . Viele schrien in Furcht und beteten und wir krochen zitternd unter die Betten“.36

„Über uns war so plötzlich die Hölle ausgebrochen, daß niemand mit rechtem Verstand erfassen konnte, was da wirklich geschah“, erinnerte sich Erika Simon, deren Eltern nur Sekunden vorher, zusammen mit ihrem Bruder und ihrer Schwester, das kleine Mädchen schnell in den Keller gebracht hatten. „Ich erinnere mich, daß mein Kopf unter einer Decke im Schoß meiner Mutter war und daß ich meine Ohren mit beiden Händen im Bestreben zuhielt, mich vor dem schrecklichen Krach zu schützen“.37

Als Welle auf Welle von RAF Bombern am Himmel erschienen, taumelte Tonne auf Tonne von Bomben herunter. „Es war, als wenn ein riesiges lärmendes Fließband über uns wegrollte“, dachte Götz Bergander, während ihn ein eigenartiger grauenerregender Lärm durchdrang, „ein von Explosionen und Erschütterungen wütend um sich schlagender Lärm“.38

Den auf Dresden niedergeschleuderten normalen Sprengstoffladungen gesellten sich hunderte von zwei-und vier Tonnen „Block Buster“ Minenbomben hinzu und machten ganze Stadtteile unkenntlich.39 Jahrhundertealte Kathedralen, Paläste, Museen und Wohnhäuser wurden in Sekundenschnelle zu Trümmern. Auf dem Bahnhof wurden Hunderte von denen, die sich gewehrt hatten, auf ihre begehrten Sitzplätze zu verzichten, in Stücke gerissen. Im riesigen Gebäudezirkus wurden Besucher, Darsteller und Tiere bei Explosionen und herumfliegenden Granatsplittern abgeschlachtet. In den Straßen, auf Bürgersteigen und auf den Brücken über der Elbe wurden kostümierte Narren, die nicht wußten wohin sie rennen sollten, um Schutz zu

finden, zu Tausenden getötet. Das Massaker ging weiter, ein Massaker, das nicht enden wollte.

Weil Dresden ohne jegliche Art von Flugabwehr war, flogen die Piloten des Feindes so niedrig, daß sie ihre durch die Straßen rennenden Opfer sehr gut sehen konnten. Trotz allem und trotz des Umstandes, daß die Nacht „so hell wie der Tag“ war, wurden nicht einmal die zahlreichen Krankenhäuser verschont.

„Uns Patienten“ erinnerte sich Claus von Fehrentheil, „wurde versichert, daß selbst die Dächer der kleinsten Krankenhäuser mit einem unverwechselbaren roten Kreuz auf weißem Untergrund auf dem Dach bemalt worden waren. Es schien, als ob dieses Kreuz den Bomben der Engländer, je weiter die Nacht vorrückte, als hervorragende Zielscheibe diente“.40

Annemarie Wähmann sagte, was ihr Krankenhaus betraf: „Es gab ein Krachen, Donnern, Pfeifen und Heulen. Die Wände bebten und gaben unter der Wirkung der Bomben nach. Das ist das Ende, dachten wir . . . Dann schrie einer der Ärzte: ‚Alle raus aus dem Keller, das ganze Gebäude wird zusammenstürzen . . . !’ Ich rannte um mein Leben ins nächste Gebäude . . . Jeder war in solch einer Panik, daß am Ende nur eins für uns zählte: unser nacktes Leben zu retten“.41

An anderen Stellen drängten sich die Dresdener gegeneinander, während die Bombardierungen an Heftigkeit zunahmen. „Wieder und wieder starrte ich in der Befürchtung, daß alles auf uns hinabstürzen würde, hinauf zur Decke“, bekannte Margret Freyer aus einem Keller mit dreiundvierzig Frauen. „Irgendwie hatte ich abgeschaltet und erwartete die endgültige Katastrophe; es muß wohl diesem Grund zuzuschreiben sein, daß ich mich nicht am Weinen und Beten der vollkommen terrorisierten Frauen beteiligte, sondern statt dessen versuchte—so gut ich es eben fertig brachte—sie zu beruhigen“.42

„Die Angriffe gingen weiter und die Laune unter uns erreichte Panikstimmung“, erinnerte sich Gisela-Alexandra Möltgen im überfüllten Keller des Gymnasiums. „Dann ein lautes Geschrei—`alle sofort raus von hier, Einsturzgefahr!` Wir entwichen durch die kleinen Kellerfenster während die Flammen durchs Treppenhaus nach unten züngelten . . . Flammen, Flammen, wohin man auch blickte“.43

„Ich kann meinen Vater gegen diese Wand gelehnt sehen“, erinnerte sich Erika Simon, „und ich fühlte, daß die Wände in unsere Richtung kamen und daß mein Vater versuchte, sie daran zu hindern, auf uns zu fallen“.44

„Und dann“, sagte das kleine Mädchen voller Überraschung, „hörte der Lärm plötzlich auf“.45
„Nur eine absolute Stille blieb zurück“, fügte ein anderer hinzu.46
Einige Minuten später wurde die Stille von dem willkommenen Klang des „alles klar“ Signal unterbrochen. Diejenigen, die Uhren oder Armbanduhren hatten und daran dachten, auf sie zu blicken, waren erstaunt: was ihnen wie eine nächtelange Feuerprüfung vorgekommen war, hatte sich in weniger als einer halben Stunde abgespielt. Aber in diesen dreißig Minuten verschwand einer der kostbarsten Schätze der Welt. Als die Leute aus ihren Löchern hervorstolperten, nahmen sie voller Bestürzung das sie draußen begrüßende eigenartige Bild wahr.
„Das aus dem Keller Herauskommen war unvergeßlich“, schrieb der Jugendliche Götz Bergander. „Der Nachthimmel leuchtete rosa und rot. Die Häuser waren schwarze Silhouetten und über allem schwebte eine rote Rauchwolke . . . Leute rannten völlig außer sich und mit Asche beschmiert auf uns zu, mit ihren um ihre Köpfe gewickelten nassen Decken . . . ‘Alles ist weg, alles brennt‘ . . . war das einzige, was wir hörten“.47
„Ich sah nur brennende Häuser und wehklagende Menschen . . . “, fügte Margret Freyer hinzu, als sie die Straße betrat. „Es war furchterregend—ich war vollkommen allein und hörte nichts als das Knistern der Feuer. Wegen der fliegenden Funken, der Flammen und des Rauchs konnte ich kaum etwas sehen“.48
Diejenigen denen es gelungen war, die Straßen zu erreichen, fanden ihren Weg fast völlig von umgefallenen Bäumen, Pfählen, Kabeln und zusammengestürzten Gebäuden blockiert.49 Als die benommenen Überlebenden umherkrochen, um sich in Sicherheit zu bringen, kam die Feuerwehr der Nachbargemeinden, um die Brände zu bekämpfen. Rote Kreuz Arbeiter erschienen und halfen mit, Opfer aus den Trümmern herauszuziehen“.50
Währenddessen war im großen Stadtpark im Zentrum eine andere Art von Rettung im Gange. Wie alles in Dresden, war auch der prachtvolle Zoo schwer beschädigt worden. Otto Sailer-Jackson, der sechzigjährige Zoo Inspektor:

Die Elephanten stießen gruselige Schreie aus. Ihr Haus stand noch, aber eine Bombe von riesiger Sprengkraft hatte den Dom des Hauses abgehoben, gedreht und wieder nach unten geschleudert. Die schweren Eisentüren waren total verformt und die riesigen eisernen Schiebetüren, die das Haus von den Terrassen trennte, waren aus ihren Angeln gehoben. Als ich und einige der anderen Männer . . . es fertigbrachten, ins Elephantenhaus einzudringen, fanden wir nur einen leeren Stall vor. Für einen Moment standen wir hilflos da, aber dann verriet uns ihr herzzerreißendes Trompeten, wo sie sich aufhielten. Wir liefen wieder auf die Terrasse hinaus. Die kleine Elephantenkuh lag mit in die Luft gestreckten Beinen auf ihrem Rücken im Absperrgraben. Sie hatte schwere Bauchverwundungen und konnte sich nicht mehr bewegen. Eine . . . Elephantenkuh war von einer fürchterlichen Druckwelle über den Absperrgraben geschleudert worden und stand nur zitternd da. Wir hatten in diesem Moment keine andere Wahl, als jene Tiere ihrem traurigen Schicksal zu überlassen.51

In verschiedenen Gebieten des Zoos waren Käfige aufgesprengt worden und die vor Schrecken außer sich geratenen Tiere brachen in den Park aus. Als Sailer-Jackson sich einem Affen näherte, baute das von Grausen gefaßte kleine Tier auf seine Hilfe. Zum Schrecken des alten Mannes stellte er fest, daß aus den Armen des Affen blutige Stümpfe geworden waren. Betrübt erlöste er mit gezogener Pistole die arme Kreatur aus ihrem Elend.52

✠ ✠ ✠

Während die Rettungsarbeiten sich bis in die frühen Morgenstunden des 14. Februars fortsetzten, fegten die Dresdener, deren Häuser nicht den Flammen zum Opfer gefallen waren, in mechanischer Weise das Glas und den Putz von ihren Betten und Fußböden oder ersetzten die Fensterscheiben mit Pappkartons, um die zurückgekehrte Kälte zurückzuzuhalten. „Mein Gott, die Arbeit war sinnlos!“ gab eine Frau zu, „aber es beruhigte ihre Nerven und ihr Gewissen“.53
So niederschmetternd die Zerstörung ihres einst wunderschönen

Ortes auch gewesen sein mag, niemand in der angeschlagenen Stadt war auf das, was folgte, vorbereitet. Um 1:30 morgens begann die Erde wieder zu beben.54

„Jemand schrie, ‚sie kommen zurück, sie kommen zurück‘ “, erinnerte sich

der junge Götz Bergander:

Zur allgemeinen Verwirrung hörten wir tatsächlich erneut den Klang der Sirenen. Das Alarmsystem in der Stadt hatte aufgehört zu funktionieren, aber wir konnten die Sirenen von den Nachbardörfern hören, die vor einem zweiten Luftangriff warnten. In dem Moment ergriff mich Panik, und ich spreche auch im Namen meiner ganzen Familie und im Namen derer, die in unserem Haus lebten. Es war die äußerste Panik! Wir dachten, daß es doch nicht möglich sein könnte . . . daß sie so etwas doch nicht tun könnten. Sie würden doch nicht noch mehr Bomben auf eine Stadt werfen, die schon zur Hölle geworden war . . . Wir rannten in den Keller.55

Margret Freyer war gleichermaßen erstaunt: „Meine Freundin und ich, wir sahen uns an, von Grauen gepackt—das konnte doch nicht wahr sein? Kommen sie wirklich ein zweites Mal? Ich hörte gerade die Stimme des Radiosprechers: ‚Verschiedene Bombergeschwader nähern sich Dresden‘. Die Stimme des Ansagers war alles andere als ausgeglichen. Mir wurde übel —sie kamen also ein zweites Mal. Mit zitternden Knien liefen wir in den Keller hinunter“.56

Die bemitleidenswerten Patienten im Militärkrankenhaus, wo Claus von Fehrentheil sich aufhielt, humpelten, krochen oder wurden wieder in den Bunker zurück nach unten getragen. „Nach dem Motorengeräusch zu urteilen“, äußerte ein SS Offizier, „konnten wir darauf schließen, daß diesmal eine sehr große Menge von Flugzeugen, bestimmt mehr als bei der ersten Angriffswelle, beteiligt war“.57

Und wieder, während der Himmel mit seinen mehr als tausend Bombern dröhnte, regnete es regelrechte Todesschauer auf Dresden herab, Zusätzlich zu den üblichen Sprengladungen führte diese zweite Welle Tausende von Brandbomben mit sich. „Ein ununterbrochener Bombenhagel . . . “, dachte die von Grausen erfüllte Margret Freyer. „Die Mauern schwankten, der Boden bebte, die Lichter gingen aus und unsere schwere Eisentür wurde gewaltsam von einer Explosion geöffnet. Im Keller spielten sich nun die gleichen Szenen wie vorher ab . . . eine Schar von weinenden, schreiendenden oder betenden Frauen, die sich übereinander warfen“.58

„Dies war die Hölle, die Hölle selbst . . . “, sagte Gisela-Alexandra Moeltgen. „Ich dachte: ‚daß das doch sicher irgendwann einmal aufhören muß‘ “.

Ich hatte das Gefühl, daß jedes einzelne Flugzeug unser Haus, weil es noch nicht in Flammen stand, zu treffen versuchte, denn es wurde vom nächsten brennenden Haus in brillanter Weise beleuchtet. Die Flugzeuge flogen direkt über die Dächer, oder wenigstens klang es so. Ich rief immer wieder: ,,Öffnet euren Mund!“ Der Lärm der Bomben—bschi-bum, bschibum— kam Welle auf Welle. Es gab da kein Ablassen . . . Das Haus und schwankte ohne Unterbrechung und schien niederzustürzen zu wollen. Als der Direkttreffer kam, bemerkte es keiner, weil der pfeifende Ton der herabkommenden Bomben alle anderen Geräusche übertönte. Jedenfalls bestätigten die anderen, daß unser Haus in Flammen stand. Von dem Zeitpunkt an beruhigte ich mich etwas. Ich sagte mir: „Gott sei Dank, daß sie es endlich getroffen haben und daß wir noch am Leben sind“.59

Ohne daß Gisela-Alexandra und Tausende andere es wußten, waren viele der Bomben, die sie auf ihre Häuser niederkommen hörten, Phosphorbomben. Während Eva Beyer und der Rest der Frauen und Kinder voller Schrecken im Keller kauerten, verschwand der verwundete Ex-Soldat Kurt für einen Moment.

Plötzlich war Kurt neben mir, als ich mich duckte. Er flüsterte mir sehr ruhig ins Ohr: „Es gibt Feuerbomben im Kohlenkeller, komm schnell und hilf mir, die Dinger rauszuwerfen!“ Ich nahm alle meine Kraft zusammen und ging mit ihm. Drei Brandbomben lagen da und es gelang uns, zwei davon hinauszuwerfen.

Bei der dritten konnten wir nur Sand drauf werfen, denn sie hatte schon zu qualmen begonnen und dann gab es nur noch etwa dreißig Sekunden, bevor das Ding wie ein Feuerwerk explodieren würde.60

Innerhalb von wenigen Minuten entzündeten in Dresden Tausende von Brandbomben Trümmerstücke und eine rasende Schmelzofenflamme brach aus. Da die Dresdener weder mit Luftangriffen noch mit den darauf folgenden Feuerstürmen vertraut waren, reagierten die meisten nur langsam. Erika Simon und die Nonnen des Militärkrankenhauses standen einfach wie versteinert vor Schreck da.

Da steckten wir also, gelähmt und voller Angst und Schrecken in einem Korridor, uns an die Schwester, die eine der Toten war, anklammernd. Zusammen mit Soldaten, deren Beine gerade amputiert worden waren—

allein und hilflos und dem Chaos völlig ausgeliefert—auf ihren Bahren herumlagen. Schaurig betroffen . . . wiederholten die katholischen Schwestern ihre Gebete, murmelten sie über ihren Rosenkränzen. Ich bin mir sicher, daß niemand daran dachte, die schreienden Soldaten zu retten.61

Ein Patient, der keine Lust hatte, bei lebendigem Leibe verbrannt zu werden, war der schwerverwundete Offizier, Claus von Fehrentheil.

Jetzt, unter freiem Himmel, waren es nicht mehr Mauern, die mich umgaben, sondern Flammen . . . Es gab keinen unterscheidbaren Weg zwischen den Gebäuden, keinen offenkundigen Fluchtweg, weil die zusammenstürzenden Reste der Ruinen die Trümmerhaufen ständig erweiterten. Der Sog der Flammen war . . . stark . . . Selbst die Kleidungsstücke, die ich in aller Eile aufgegriffen und über mich geworfen hatte, begannen zu schwelen. Wegen der fliegenden Funken wurden meine Augen nutzlos. Ich war blind. Es waren wohl kleine Löcher in die Hornhaut gebrannt worden, was unglaublich weh tat. Sie machten es mir unmöglich, die Augen auch nur für einen Moment zu öffnen, um zu sehen, wo ich denn eigentlich war.62

Eine andere Person, die entschlossen war, zu entkommen, war Margret Freyer:

Heraus von hier—nichts als weg! Drei Frauen rannten die Treppe vor uns hinauf, drehten dann aber schnell und händeringend um. Wir kommen nicht weg von hier! Draußen brennt alles! Schrien sie . . . Dann versuchten wir einen „Mauerdurchbruch,“ den es in jedem Keller gab, damit Leute von einem in einen anderen Keller überwechseln konnten. Aber von dort kam uns nur dicker Rauch entgegen, der uns den Atem verschlug. Deshalb gingen wir nach oben. Die hintere zum Hof führende Tür, teilweise aus Glas bestehend, stand völlig in Flammen. Es würde Wahnsinn gewesen sein, sie zu berühren. Und am Vordereingang leckten eineinhalb Meter hohen Flammen in kurzen Intervallen in den Flur hinein.

Trotz alledem war es klar, daß wir nicht im Gebäude bleiben konnten, wenn wir nicht ersticken wollten. Deshalb gingen wir wieder hinunter und nahmen unsere Koffer. Ich steckte nur ein paar Taschentücher in eine Wasserschüssel und steckte sie pitschenaß in meine Manteltasche . . . Ich unternahm einen letzten Versuch, alle im Keller davon zu überzeugen, daß sie von hier weg müßten, falls sie nicht ersticken wollten; aber sie wollten nicht herausgehen.

So ging ich allein . . .

Ich stand am Eingang und wartete darauf, daß keine Flammen hereinleckten, dann glitt ich schnell durch die Öffnung hindurch und hinaus auf die Straße.63

„Jemand schrie: ‚Alle weg von hier, der Platz ist Feuer und Flammen!' " erinnerte sich Maria Rosenberger. „Als wir die Treppen heraufkamen sahen wir, daß die Straße in Flammen stand . . . ! Brennende Vorhangstoffe schwebten auf uns zu und glühende Holzstücke flogen von oben herab . . . Da fingen alle an, zum Ortsrand zu rennen, wo es noch offenen Raum gab".64

Wie Maria und ihre Gefährten taten die Opfer alles in ihrer Macht stehende, um der Innenstadt, wo der Feuersturm sich zu konzentrieren schien, zu entrinnen. Hier, im Herzen von Dresden, erreichten die Temperaturen mehr als 3000 Grad.65 In der wahnsinnigen Hitze schmolzen Metalldächer, Kupferkuppeln, Glass. Ja selbst Sandstein verflüssigte sich und strömte herunter wie Lava. Ein Orkan von Rauch, Flammen und Staub toste in alle Richtungen und wurde zum Wirbel, während die kalte Luft außerhalb Dresdens in den Feuerball hineingesaugt wurde. Viele orientierungslose Opfer, besonders die vielen Tausend Flüchtlinge, gingen in falsche Richtungen und wurden in diesen fremden Straßen wie Federn ins Feuer gerissen.

„Die gesamte Stadt Dresden war wie eine Hölle", sagte ein Junge. „Auf der unteren Straße wanderten hilflos Leute herum. Ich sah meine Tante dort. Sie war in eine befeuchtete Decke gehüllt und hatte, als sie mich sah, nach mir gerufen . . . Der Lärm des sich erhebenden Feuersturms erdrosselte aber ihre letzten Worte. Eine Hauswand brach mit gewaltigem Krach zusammen und begrub mehrere Leute unter ihren Trümmern. Eine dicke Staubwolke, vermischt mit Rauch, erlaubte es mir nicht, irgend etwas sehen zu können".66

Es war wie „Die letzten Tage von Pompeji", erinnerte sich Eva Beyer. „Die auf Händen und Knien kriechenden, jene, die der Erde nahe bleiben wollten, waren im Ungewissen darüber, ob sie dem Feuersturm entrinnen oder aber in ein anderes brennendes Stadtteil gelangten".67

Während er sich blind durch den Holocaust hindurchtastete, wußte Claus von Fehrentheil nur zu gut, daß ihn vom Tode nur wenige Sekunden trennten:

Man konnte voraussagen, was folgen würde: Der Sauerstoff in der Luft brannte völlig weg, so daß man bewußtlos würde und kaum bemerkte, daß man brannte. Blind wie ich war, fand ich mich damit ab, daß es so kommen würde. Plötzlich berührte jemand meine Schulter und bat mich, mit ihm zu gehen. Er hatte einen Weg durch die Trümmer nach außen entdeckt. Und so, den Arm eines Kameraden haltend, wurde ich durch das brennende Dresden geführt.68

So wie es Fehrentheil dank seines rechtzeitig erschienenen Helfers gelang, den riesigen Stadtpark zu erreichen, so versuchten auch andere verzweifelt entweder dorthin oder in die freien Gebiete entlang der Elbe zu entkommen. Die Zerreißproben der vierundzwanzigjährigen Margret Freyer waren die Zerreißproben vieler:

Zuerst konnte ich wegen der fliegenden Funken und wegen der Feuersbrünste nichts sehen . . . es gab keine Straße, nur meterhohe Trümmer, Glas, Tragbalken, Steine und Krater. Ich versuchte, mich vor den Funken zu schützen, indem ich sie immer wieder abzuwischen versuchte. Es war nutzlos . . . Ich zog den Mantel aus und ließ ihn fallen. Neben mir schrie eine Frau immer wieder, indem sie tanzte: „Meine Bude brennt ab. Meine Bude brennt ab!“ Als ich weitergehe, kann ich immer noch ihr Geschrei hören, obwohl ich sie schon nicht mehr sehen kann. Ich renne, torkele, irgendwohin. Ich weiß nicht mal mehr, wo ich bin. Und habe jeglichen Orientierungssinn verloren, da ich nur drei Schritte weit sehen kann.

Plötzlich falle ich in ein großes Loch—einen sechs Meter breiten und zwei Meter hohen Bombenkrater und lande schließlich auf drei Frauen. Ich rüttele an ihren Kleidungsstücken und schreie auf sie ein, daß sie weg von hier müßten—aber sie bewegten sich schon nicht mehr . . . Ich beeilte mich, über sie hinwegzugehen, zog meinen Koffer hinter mir her und kroch auf allen Vieren heraus aus dem Krater. Zu meiner Linken sehe ich dann plötzlich eine Frau . . . Sie hält ein Bündel in ihren Armen. Es ist ein Säugling. Sie rennt, stolpert und fällt hin, während das Kind in einem hohen Bogen ins Feuer fliegt. Nur meine Augen nehmen es wahr; ich selber fühle nichts. Die Frau bleibt am Boden liegen, ohne sich noch zu bewegen . . .

Es gibt Hilferufe und Schreie von irgendwoher, aber alles ist nur ein glühendes Inferno. Ich halte ein anderes nasses Handtuch vor meinen Mund. Meine Hände und mein Gesicht brennen; es fühlt sich an, als wenn meine

Haut in Streifen nach unten hängen würde. Zu meiner Rechten sehe ich einen großen ausgebrannten Laden, wo viele Leuten stehen. Ich schließe mich ihnen an, aber denke: „Nein, ich kann hier nicht bleiben, diese Stelle ist völlig von Flammen umgeben“. Ich lasse all diese Leute hinter mir zurück und taumele weiter . . . Vor mir gibt es etwas, das eine Straße sein könnte, mit einem höllischen Funkenregen ausgestattet, der, sobald er mit dem Boden in Berührung kommt, wie ein gewaltiger Feuerring aussieht. Ich habe keine andere Wahl. Ich muß da hindurch. Ich presse ein anderes nasses Taschentuch vor meinen Mund und komme fast durch, aber falle hin und bin davon überzeugt, daß ich nicht weitergehen kann. Es ist heiß. Heiß! Meine Hände brennen wie Feuer . . . Es kümmert mich schon nichts mehr und ich bin zu schwach . . .

Plötzlich sehe ich wieder Leute, direkt vor mir. Sie schreien und gestikulieren mit ihren Händen und dann—zu meiner höchsten Verwunderung und Bestürzung—sehe ich, wie sich einer nach dem anderen einfach zu Boden fallen läßt . . . Dann stolpere ich über eine am Boden liegende Frau und falle auch hin. Als ich rechts neben ihr aufpralle, sehe ich, wie ihre Kleidungsstücke verbrennen. Von dem Moment an packt mich eine wahnsinnige Angst und ich wiederhole und sage mir ohne Ende: „Ich will nicht zu Tode brennen—nein, nicht brennen—ich will nicht brennen!“ Dann falle ich noch einmal hin und fühle, daß ich nicht mehr fähig sein würde, auf meine Beine zurückzukommen, aber die Angst zu verbrennen zwingt mich doch wieder hoch. Kriechend, stolpernd, mit meinem letzten Taschentuch gegen den Mund gepreßt . . . Ich weiß nicht, über wie viele Leute ich gefallen bin. Ich hatte nur ein Vorgefühl: daß ich nicht brennen muß . . .

Ich versuche wiederum, aufzustehen, aber es gelingt mir lediglich, auf allen Vieren nach vorne zu kriechen. Ich kann meinen Körper noch fühlen, weiß, daß ich noch am Leben bin. Plötzlich stehe ich auf, aber da geht etwas nicht mit rechten Dingen zu, denn alles scheint so weit weg zu sein und ich kann nicht mehr richtig hören oder sehen . . . Ich litt unter Sauerstoffmangel. Ich muß wohl zehn Schritte nach vorne gestolpert sein, als ich mit einem Mal frische Luft einatme. Es gibt eine Brise! Ich atme noch einmal, atme tief ein, und meine Sinne werden wieder klar.69

Im Unterschied zu den meisten brachten sich, wie Margret, nur wenige mit ihrem bloßen Willen in Sicherheit. In der Nähe Dresdens starrte ein sich auf einem weit entfernt liegenden Hügel aufhaltender Beobachter in

schweigendem Entsetzen auf das feurige Massaker.

Ich verstand nicht, was meine Augen da sahen. Ich stand in der Dunkelheit, gelähmt, betäubt, mit einem vom höllischen Lärm übermannten schmerzenden Trommelfell da . . . Es war einfach jenseits jedes Begreifen Könnens, jenseits jeder wildesten Phantasie. Es schien in der Tat unwirklich . . . Ich sah das sich Aufbäumen eines Flammenmeers, das . . . Die ganze Stadt wie eine riesig glühende Woge überflutete . . . Die gesamte Gegend stand in Flammen. Gigantische rote und gelbe Feuerzungen schossen in den Himmel hinauf. Flatternde, zitternde, irrsinnig schnell heranpreschende Wolken . . . vermischten sich mit dem Dampf von brillantweißen, roten und gelben Explosionen, aus denen sich die großen Bomber wie Schwärme von riesigen Vögeln zu erheben schienen . . . Ohne je einen Bombenangriff erlebt zu haben, wußte ich sofort, daß sich hier etwas ganz Besonderes abspielte.70

Der Blick von oben war sogar noch fesselnder. „Dresden war eine Stadt, in der jede Straße von den Flammen weggeätzt wurde“, sagte ein RAF Flieger.71

„Von 6600 Metern Höhe aus“, fügte ein Kamerad hinzu, ,,konnten wir Einzelheiten inmitten der unirdischen Feuersbrunst beobachten, die man so niemals vorher gesehen hatte“.72

Für jene Flugzeuge, die sich hinunterwagten, wurde der Anblick etwas persönlicher. „Ich sah Leute in den Straßen“, gab ein Besatzungsmitglied zu. „Ich sah einen Hund über die Straße rennen—und hatte Mitleid mit ihm“.73

„O Gott“, murmelte ein Flieger immer wieder, „die armen Leute“.74 Nach einer halben Stunde oder so brachen die Bomber ihren Angriff ab und drehten heimwärts ab. Ein mit einer Videokamera ausgerüstetes Flugzeug blieb zurück, um das sich entfaltende Drama zu speichern:

Es gab ein sich über etwa 60 Quadratkilometer erstreckendes Feuermeer. Ich konnte die aus dem Inferno nach oben entweichende Hitze bis in meine Pilotenkanzel hinein deutlich spüren. Der Himmel erstrahlte in roten und weißen Tönen und im Flugzeug selbst sah es wie bei einem gespenstischen herbstlichen Sonnenuntergang aus. Wir waren über diese furchterregende Feuersbrunst so erschüttert, daß wir—obwohl allein über der Stadt—minutenlang in einer Abstand haltenden Position hin und herflogen, bevor wir den Heimflug antraten, von unserer Phantasie des sich unter uns

abspielenden Schreckens total überwältigt. Selbst nach dreißig minütigem Flug sahen wir noch den Schleier des Holocausts hinter uns aufleuchten.75

Es war während jenes makabren Rückfluges, daß die Besatzungsmitglieder eine Chance hatten, alles abzuwägen und die ersten zu der schrecklichen Einsicht gelangten, daß man in diesem Krieg nun „einen Schritt zu weit“ gegangen war.

„Zum ersten Mal während vieler Flugeinsätze“, gab ein jüdischer Pilot zu, „fühlte ich Mitleid für die Bevölkerung da unten“.76 „Es machte mich krank“, griff ein anderer die Bemerkung auf.77

✠ ✠ ✠

Nach dem gnadenvollen Abrücken der Bomber begannen die Rettungsmannschaften bald, sich zum Stadtzentrum hin vorzuarbeiten. „Zunächst war es wegen des Feuersturms nur möglich, am Stadtrand helfend einzugreifen“, erklärte ein Helfer. „Ich mußte machtlos mitansehen, wie sich Leute an eiserne Geländer anklammerten, um im nächsten Moment vom Sog in die Flammen gerissen zu werden. Und nicht nur menschliche Wesen, sondern alle Arten von Dingen, selbst Kinderwagen, wurden von dieser Kraft ergriffen und vom Feuermeer aufgesaugt“.78

Als später am Morgen das Inferno etwas nachließ, wagten es Rettungsmannschaften und Angehörige, in der immer noch lodernden Stadt nach Überlebenden zu suchen.

Was wir sahen, war schreckenerregend und unbeschreiblich. Dicke Qualmwolken gab es überall. Als wir mit großer Anstrengung über weite Teile der zusammengebrochenen und auf die Straße gefallenen Wände und Dächer kletterten, konnten wir hinter uns, vor uns und um uns herum hören, wie Ruinen mit einem dumpfen Krach zusammenbrachen. Je näher wir zum Stadtzentrum kamen, desto katastrophaler wurde es. Es sah wie eine Kraterlandschaft aus und dann sahen wir die Toten.79

„Tote, Tote, Tote überall“, keuchte Margret Freyer, während sie durch die Ruinen taumelte.

Einige vollkommen schwarz wie Kohle. Andere völlig unberührt . . . Frauen in Schürzen, in Straßenbahnen sitzende Frauen mit Kindern, wie grad erst eingenickt. Viele Frauen, viele junge Mädchen, viele kleine Kinder, Soldaten,

die nur dank ihrer Gürtelschnallen identifizierbar waren, fast alle nackt. Einige in Gruppen ineinander verschlungen, als wenn sie sich zerkratzen wollten. Aus manchen Trümmern streckten sich Arme, Köpfe, Beine, zerschmetterte Schädel . . . Die meisten sahen aus, als wenn man sie aufgeblasen hätte, mit breiten gelben und braunen Flecken auf ihren Körpern . . . Es gab auch sehr viele und furchtbar verstümmelte Säuglinge.80

„Ich hätte nie gedacht, daß der Tod zu so vielen Leuten auf so verschiedener Weise kommen könnte . . . “, bemerkte ein fassungsloser Rettungshelfer.

Manche Opfer sahen wie normale, friedlich schlafende Leute aus. Die Gesichter von anderen waren von Schmerz verzerrt und ihre Körper vom Orkan fast völlig enthüllt; es gab armselige mit Lumpen bekleidete Flüchtlinge vom Osten und Leute aus der Oper in all ihrer Pracht; hier war das Opfer eine formlose Schwarte, dort eine Schicht Asche . . . Über der Stadt, in den Straßen, waberte ein unverwechselbarer Gestank von verwesendem Fleisch.81

In der Tat stellte bei all den widerlichen Gerüchen, von denen Dresden durchtränkt war—Schwefel, Gas, Exkremente—der schwere, süßliche Geruch gekochten Fleisches alles andere in den Schatten. „Nichts ist so wie das; nichts riecht so schlimm“, schrieb eine angeekelte Frau.82 Was einem zuerst fälschlicherweise als Tausende von verbrannten, geschwärzten Holzstücken vorkam, stellte sich später als zu weniger als einem Meter zusammengeschrumpfte Menschenkörper heraus. „Überall in der Stadt“, sagte einer der entsetzten Helfer, „konnten wir Opfer mit dem Gesicht nach unten sehen, wie sie buchstäblich in den Asphalt, der in der enormen Hitze weich geworden war, geklebt, ja eingeschmolzen waren“.83

„Die dünnen und älteren Opfer brauchten länger, um Feuer zu fangen als die fetten oder jüngeren“, beobachtete ein anderer Zeuge.84 Schrecklicherweise waren viele verzweifelte Verwandte gezwungen, sich in der Hoffnung, ihre Angehörigen identifizieren zu können, unzählige solcher Körper anzusehen. „Ich kann noch meine Mutter sehen“, erinnerte sich die elfjährige Erika Simon, „wie sie sich bückte und tote Kinder oder das, was von ihnen noch übriggeblieben war, umdrehte, denn sie suchte verzweifelt nach meinem kleinen Bruder“.85

„Eine Gestalt, die ich nie vergessen werde“, entsann sich ein Rettungshelfer, „waren die Überreste von dem, was einmal eine Mutter mit ihrem Kind

gewesen war. Zu einem Stück zusammengeschmolzen steckten sie starr im Asphalt. Sie waren einfach nach oben gestemmt worden. Das Kind muß unter der Mutter gewesen sein, weil—von den Armen seiner Mutter umklammert—seine Gestalt noch gut sichtbar war“.86

An jeder Ecke wartete ein neuer Alptraum. Als sie etwas, das wie ein verbranntes Stück Holz aussah, mit ihrem Fuß aus dem Weg stieß, und entdeckte, daß es das nicht war, rannte Eva Beyer schreiend um die Ecke. Sobald sie dort ankam, erstarrte sie vor Schreck: Mit klauenartigen Händen hingen Männer, Frauen und Kinder von einem Drahtzaun herab, wie es so vielen geschwärzten Ratten auch widerfuhr, als sie vergeblich versucht hatten, hinüber zu klettern, um sich in Sicherheit zu bringen. Dieser Anblick war zuviel für sie. Sie übergab sich an Ort und Stelle.87

Ein anderer Zeuge schrieb:

In der Mitte des Platzes lag ein alter Mann mit zwei toten Pferden. Hunderte von Leichen, splitternackt, lagen verstreut um ihn herum . . . Neben dem Haltestellehäuschen war eine öffentliche Toilette mit gewelltem Eisen, an deren Eingang eine fast dreißig jährige Frau splitternackt auf einem verbrannten Pelzmantel, mit dem Gesicht nach unten, lag . . . Ein paar Meter weiter gab es zwei acht bis zehnjährige eng ineinander verschlungene Jungen. Sie waren pudelnackt und ihre Gesichter waren wie im Boden vergraben . . . mit steifen und in die Luft gestreckten verdrehten Beinen.88

Während die meisten Opfer in den Straßen zu Asche geworden waren, saßen andere, gemäß eines Beobachters, „steif in Autos, mit Taschen in den Händen, mit offenen Augen, tot, mit nichts als einem Blutgerinnsel, das aus ihren Nasen oder aus ihren geschlossenen Mündern kam“.89

„Eine Frau saß noch in einem zerstörten Straßenbahnwagen, als ob sie lediglich vergessen hatte, auszusteigen“, schrieb Maria Rosenberger. Ein anderes Opfer, wie sie es beschrieb, war der total verschrumpelte Körper eines Mannes, nackt, seine Haut wie braunes Leder, jedoch mit unversehrtem Bart und Haaren.90

Wie um die Grausamkeit dieser Szene ins Grenzenlose zu steigern, stießen die in den Trümmern steckenden und schrecklich verbrannten Tiere vom Zoo ihre eigenen charakteristischen herzzerreißenden Schmerzensschreie aus.

Vom Hauptbahnhof, in dem Tausende und Abertausende vor dem Angriff

Schutz gesucht hatten, entkamen nur wenige. Aus den gewaltigen Kellern unter dem Bahnhof kam niemand lebend heraus. Im Gegensatz zu den Opfern von oben, starben die unten von Rauch und Kohlenmonoxyd Vergiftungen. „Was ich sah“, sagte jemand, der die Gruft betrat, „war wie ein vom trüben Laternenschein eines Eisenbahners beleuchteter Alptraum. Der gesamte Keller war mit einigen Schichten von Menschen bedeckt und alle waren sehr tot“.91 Ein anderer Zeuge, der die Szene sah, sagte: „Was wir bemerkten, waren nicht so sehr tote Körper, als vielmehr Leute, die offensichtlich an den Bahnhofsmauern zusammengesackt und eingeschlafen waren“.92

Die RAF, sich darüber im Klaren, daß die Menschen der Altstadt, um den Flammen zu entgehen, auf offene Plätze flüchten würden— warfen viele Tonnen von Sprengstoffen in den zentralen Park. Dort war das Abschlachten grauenhaft. „Ich konnte abgerissene Arme und Beine sehen, verstümmelte Körper, abgerissene, von ihren Körpern weggerollte Köpfe, “kommentierte ein Beobachter aus der Schweiz, der versuchte, durch den Park zu gehen. „An manchen Stellen lagen die Leichen noch so dicht beieinander, daß ich mir einen Weg durch sie hindurch bahnen mußte, um nicht auf Arme und Beine zu treten“.93

In den zahlreichen Krankenhäusern Dresdens war die Überlebensrate natürlicherweise viel niedriger als gewöhnlich und viele armselige Opfer konnten nur hilflos daliegen, um langsam zu Tode zu brennen. Als Eva Beyer an einer Frauenklinik vorbeikam, beging sie den Fehler, einen Blick auf die Opfer zu werfen, die vom Aufräumungspersonal herausgebracht wurden.

„Ich kniete nieder, zitterte und weinte . . . “, erzählte die junge Rote Kreuz Angestellte. „Etliche Frauen lagen mit ihren aufgeplatzten Bäuchen da . . . und man konnte die Babys sehen, wie sie halb nach draußen hingen. Viele von ihnen waren verstümmelt . . . Solche Szenen sah man überall und ganz allmählich betäubten sie einen. Man verhielt sich wie ein Zombie“.94

An jenem Morgen, erinnerte sich Erika Simon,

. . . gab es etwas später eine sich in mysteriöser Weise verbreitende Nachricht, daß sich alle Leute, die allein und hilflos seien, im Stadtpark versammeln sollten. So begannen die Menschen, sich reihenweise dorthin zu begeben. Man hatte aufgehört, ein Einzelner zu sein und erlebte sich nun als Teil einer leidenden Masse. Graue Menschenreihen stiegen über die Trümmer

und über die Toten. Man trat auf die verbrannten Toten und dachte sich schon gar nichts mehr dabei.95

Während sich die fassungslosen Überlebenden im Park und entlang des grasbedeckten Elbeufers ausbreiteten, fanden manche unter ihnen vermißte Angehörige wieder. Die meisten fanden natürlich nichts. Von der sie umgebenden Hölle völlig in Anspruch genommen, waren sich die Wenigsten ihrer eigenen Lage bewußt. Als Margret Freyer um einen Spiegel bat, verblüffte sie, was sie sah: „ich . . . war nicht mehr fähig, mich selbst zu erkennen. Sowohl mein Gesicht als auch meine Hände waren voller Blasen. Meine Augen waren schmale Schlitze und aufgedunsen, mein ganzer Körper war mit kleinen schwarzen Brandnarben bedeckt“.96 Andere stellten plötzlich fest, daß sie selber ernsthaft verletzt waren oder daß ihr Haar und ein Großteil ihrer Kleidung verbrannt waren.

Am Mittag des 14. Februars legte sich eine eigenartige Stille über das, was sich einst Dresden genannt hatte. „Die Stadt war absolut ruhig“, erinnerte sich Götz Bergander. „Das Fauchen der Feuer war erloschen. Der sich erhebende Rauch bildete eine schmutzige, über der gesamten Stadt schwebende graue Dunstglocke. Der Wind hatte sich beruhigt, aber eine leichte Brise blies, weg von uns, nach Westen“.97

✠ ✠ ✠

Aber dann, die Stille erschütternd, kam der ominöse Klang zurück. „Ich dachte plötzlich, daß ich wieder Sirenen hörte“, fuhr Bergander fort. „Und tatsächlich, da waren sie. Ich schrie und zu dem Zeitpunkt konnten wir schon das Heulen der Motoren hören . . . Das Dröhnen der Triebwerke wurde lauter und lauter“.98

Als die Bomber der Vereinigten Staaten begannen, die Trümmer zu Staub zu verwandeln, nahmen amerikanische Jagdmaschinen die Tausenden von Flüchtlingen im Park, am Fluß entlang und an anderen Stellen im Freien aufs Korn. Annemarie Wähmann entsann sich:

Wir blickten nach oben und sahen, wie sie tiefer und tiefer nach unten kamen. „Sie kommen hierher . . . “, schrieen wir. Ein paar Männer übernahmen die Führung und gaben Anweisungen: „Trennt euch! Verteilt euch! Lauft in die Felder! Gesichter nach unten!“ Während wir im Dreck lagen, krallten sich unsere Hände in die Erde, als ob wir in sie hineinkriechen wollten, sie kamen

für uns, Welle auf Welle, kreisten über uns, flogen niedrig, schossen mit ihren Maschinengewehren auf die wehrlosen Menschen. Es knallte rechts und links, Erdklumpen flogen nach oben, Aufschreie. Ich betete, so wie wohl alle anderen auch, Lieber Gott, bitte beschütze mich. Es war nur eine Sekundensache, daß die Flieger drehten, um wieder und wieder zu uns zurückzukommen. Die Männer schrien: „Steht auf, steht auf! Rennt zu den Bäumen!“ . . . Und dann wieder jener ballernde Lärm ihres gnadenlosen Abknallens von Menschen und deren Todesschreie zwischen Batzen herumfliegender Erde . . . Ich nahm Hilde bei der Hand und ohne uns umzudrehen oder uns um jene zu kümmern, die sich nicht mehr aufrichten konnten, rannten wir.99

„Panik brach aus“, sagte der fünfzehnjährige Gerhard Künemund. „Frauen und Kinder wurden mit Kanonen und Bomben massakriert. Es war Massenmord . . . Während wir uns buchstäblich ins Gras krallten, sah ich persönlich wenigstens fünf amerikanische Jagdbomber, die aus einer Entfernung von 120-150 Metern mit ihren Kanonen in die Menge der Zivilisten feuerten. Mein Gefährte . . . wurde bei diesem Angriff neben mir getötet. Es gab ein handflächengroßes Loch in seinem Rücken“.100

Zoowärter Otto Sailer-Jackson beobachtete in fassungsloser Verzweiflung, wie ein amerikanischer Pilot - nahe dem Park—viele auf die Straße rennende Leute niedermähte. „Er griff mehrere Male an, sehr niedrig fliegend, indem er mit Kanonen und MGs in die Flüchtlingsmenge feuerte. Dann flog er niedrig über dem Zoo und schoß auf alles, was, wie er dachte, noch am Leben war. So fand unsere letzte Giraffe den Tod. Viele Hirsche und andere Tiere, die wir vorher gerettet hatten, wurden nun zu Opfern dieses Helden“.101

Obwohl der Angriff immer nur zehn Minuten dauerte, kamen die Amerikaner —wie es schien—Tag für Tag in der Absicht zurück, nicht eine einzige Seele in Dresden lebend zurückzulassen. „Ein Ende des Schreckens schien nicht in Aussicht“, sagte Eva Beyer.102

✠ ✠ ✠

Mit einem verzweifelten Bestreben, Epidemien zu verhindern, beeilten sich die Überlebenden von Dresden, die Leichen zu entsorgen. Mit den tausenden der die Straßen und Parks vermüllenden Körper schien die Aufgabe zunächst einfach. “Sie mußten die verschrumpelten Körper mit Gabeln auf Laster und

Fuhrwerke laden und sie am Stadtrand in flache Gräber legen“, berichtete ein britischer Kriegsgefangener, der an den Aufräumungsarbeiten teilnahm.103
Als die entsetzliche Arbeit weiterging, wurde es jedoch bald immer klarer, daß es auf keinen Fall möglich war, mit solch einem langsamen Prozeß die Entsorgung dieser enormen Menge von Körpern in den Griff zu bekommen. So wurden in verschiedenen Teilen der Stadt riesige Grills aus Tragbalken angefertigt und die Körper wie Holzscheite darauf gelegt. Als die Stapel ungefähr drei Meter hoch und zehn Meter breit waren, wurden Flammenwerfer benutzt, um die angehäufte Masse anzuzünden.104
Woanders errichteten die Arbeiter einfach große Hügel. Eva Beyer sah mit Entsetzen, wie Männer Benzin über einen großen Haufen von ausschließlich Köpfen, Beinen und anderen diversen Körperteilen gossen. Während die Aufschüttung lichterloh brannte, kamen Laster und kippten mehr solcher Ladungen in die Flammen.105

Als die Bergung sich fortsetzte und die Arbeiter die Ruinen betraten, standen ihnen noch größere Schrecken bevor. Die wie riesige Öfen funktionierenden überhitzten Keller hatten die Opfer in flüssiges Fett verwandelt.

„Rettungskräfte steckten bis zu den Enkeln im [Fett]schlamm“, erzählte Margret Freyer.106
Der zehnjährige Thomas Weyersberg betrat, um das in den Ruinen Verbliebene zu bergen, mit seinem Vater den Keller des Familiengeschäfts. Trotz des schon erfahrenen Schreckens waren weder Vater noch Sohn vorbereitet auf das, was ihnen nun geschah. „Wir wateten buchstäblich in eine Höllengrube“, sagte der Junge, „Fett durchtränkte Dokumente, Geschäftsdokumente, Geschäftsbücher, Papierwaren, selbst einige Schreibmaschinen . . . Die Wände . . . waren noch warm als wir weitergingen . . . als wir enkeltief in menschlichem Bratfett wateten“.107
Trotz wahnsinniger Anstrengungen, die Toten, zehn Tage nach den Luftangriffen, zu bergen, warteten „ganze Berge von Körpern“ auf ihre Entsorgung und Arbeiter mit Lastern und Karren schleppten wochenlang tausende von Körpern durch die Straßen.108 Es wurde klar, daß die toten Dresdener die Lebendigen zahlenmäßig weit übertrafen.
Einen Monat nach dem Massaker bezifferte das Dresdener Oberhaupt der Polizei die Zahl der aus den Ruinen geborgenen Körper auf 200,000. Der Beamte fügte hinzu, daß die Anzahl der Toten wahrscheinlich 250,000 erreichen würde. Später veranschlagte das internationale Rote Kreuz die Zahl

der bei Luftangriffen Umgekommenen auf 275,000. Wegen der unglaublichen Dichte von Dresdens Bevölkerung in der Nacht des 13.–14. Februars, denn Tausende von Opfern waren Flüchtlinge ohne Papiere und weil viele der Körper entweder für immer in den Ruinen lagen oder einfach wie Wachs zerschmolzen waren, scheinen andere Schätzungen, bei der sich die Anzahl der Toten auf 300,000 oder 400,000 beläuft, der Wahrheit wohl etwas näherzukommen.109

✠ ✠ ✠

Als sich die Nachricht von Dresden im Rest des Reiches langsam verbreitete, gab es Schock und Entsetzen, aber der Schmerz übertraf alle anderen Gefühle. „Dresden war eine ruhmreiche Stadt . . . “, schrieb Ruth Andreas-Friedrich in ihr Tagebuch. „Es ist etwas schwierig, sich an die Idee zu gewöhnen, daß auch Dresden nicht mehr existierte. Ich bin dem Weinen nahe“, Und Rudolf Semmler, eine Hilfe des Propagandaministers, nahm zur Kenntnis, daß der nach außen hin zur Schau getragene Anschein von Stärke im Privaten leicht zerbröckeln kann. „Zum ersten Mal sah ich, wie Göbbels, als ihm die Berichte vom Unglück in Dresden vor zwei Tagen übermittelt wurden, die Selbstkontrolle verlor. Tränen von Schmerz und Wut und Schock traten in seine Augen. Zwanzig Minuten später sah ich ihn wieder. Er weinte immer noch und sah wie ein gebrochener Mann aus“.110

Als die Nachricht der Bombardierung Dresdens Großbritannien erreichte, gab es zunächst Freude. Daß man die siebtgrößte Stadt Deutschlands von der Landkarte weggebrannt hatte, war eine „wundersame Nachricht“, trompetete die britische Presse; daß mehrere Hunderttausende von Frauen und Kindern dabei zu Asche verbrannt worden waren, war auch „eine unerwartete und glückliche Gratifikation“. Der Minister des Kabinetts, Sir Archibald Sinclair, stimmte dieser Freude mit ganzem Herzen zu und bezeichnete den Feuersturm in lyrischem Entzücken als „Das Crescendo der Zerstörung“.111

Als aber mehr Fakten und Informationen aus Quellen der neutralen Schweiz und von Schweden durchsickerten, reagierten viele darauf mit nichts als Entsetzen. Zum ersten Mal im Krieg erfuhren Leute aus England, Amerika und anderswo, was Deutsche schon seit drei Jahren wußten—daß sich die Alliierten zu einer „wohlüberlegten Terrorbombardierung“ verpflichtet hatten.112 Verärgert und beschämt über solch einen Verlauf, wo ja der Krieg schon in seinen letzten Zügen lag, wetterte Richard Stokes im Unterhaus.

„Was geschah am Abend des 13. Februar? Es gab eine Million Menschen in Dresden, einschließlich 600,000 ausgebombter evakuierter Ostflüchtlinge . . . Als ich den Minister vom ‚Crescendo der Zerstörung' sprechen hörte, dachte ich: welch großartige Äußerung eines Ministers des Kabinetts von Großbritannien in dieser Phase des Krieges".113

Insgesamt gesehen richtete sich der größte Teil der Empörung gegen den Chef des Bomberkommandos Arthur Harris.
„Es wurde uns in der Einsatzbesprechung mitgeteilt, daß sich viele tausende von Panzertruppen, die entweder zur russischen Front fuhren oder von der Front zurückkamen, in den Straßen Dresdens befänden", erklärte ein wütendes RAF Besatzungsmitglied später. „Mein persönliches Gefühl ist, daß einige von uns, im Falle, daß in dieser Beratung die Wahrheit gesagt worden wäre, nicht zum Fliegen bereit gewesen wären."114
„Es nur einfach ohne Opposition zu überfliegen fühlte sich wie Mord an", fügte einer seiner Kameraden hinzu. „Ich fühlte, daß es ein feiger Krieg war".115
Der einst bei vielen liebevoll als „Bomber" bezeichnete Generalleutnant Harris, wurde nach Dresden mit dem neuen Kosenamen „Schlachter" bedacht.
„Den Schlachter Harris kümmerte es einen Dreck, wie viele seiner Männer dabei draufgingen, solange wie sie so viele deutsche Zivilisten wie möglich umbrächten", brummte ein britischer Flieger.116 In der Zwischenzeit begann Winston Churchill, jener Mann, der direkt für die Massaker in Dresden verantwortlich war, sich öffentlich von ihnen zu distanzieren:

Es scheint mir der Moment gekommen zu sein, wo die Frage der Bombardierung deutscher Städte, einfach dem zunehmenden Terror zuliebe, verbunden mit allen möglichen Ausreden, überdacht werden sollte. Die Vernichtung Dresdens bleibt als eine seriöse Frage der Handlungsweise der alliierten Bombardierungen zurück . . . Ich fühle die Notwendigkeit für präzisere Konzentration auf militärische Ziele . . . anstatt das Veranstalten von Terrorakten und schamloser Zerstörung.117

Ungeachtet der öffentlichen Erklärungen ging der Terror aus der Luft unvermindert weiter. Der in Dresden verursachte Skandal ließ die Nivellierung von dem im Westen Deutschlands liegenden Ort Pforzheim am 23. Februar, total verblassen. Obwohl viel kleiner als Dresden, wurde die Stadt innerhalb von 19 Minuten mit 20,000 Toten fast völlig zerstört.118

Kurze Zeit später wurde die „Krankenhausstadt“ Würzburg gleichermaßen eingeäschert.119 Darüber hinaus—in einem Versuch, den Krieg auszuweiten —griffen amerikanische Flugzeuge die neutrale Schweiz an, indem sie Schaffhausen Ende Februar und Basel und Zürich am 4. März überfielen.120



Zusammen mit der Bombardierung deutscher Städte gab es eine Politik der „Gelegenheitsziele“ für ländliche Gegenden. Dieser Befehl besagte, daß alles, was sich im Reich bewegte, von den alliierten Jagdbombern als Freiwild anzusehen sei. Schiffe, Laster, Autos, Krankenwagen, Fahrräder, Bauern auf den Feldern, Tiere auf den Weiden, selbst Kinder in Schulhöfen waren potentielle Angriffsziele. Dampflokomotiven waren besonders verwundbar, wie Tausende, einschließlich Olga Held, bald entdecken sollte.

Plötzlich schossen vier amerikanische P-51 Mustangs mit atemberaubender Geschwindigkeit auf uns herab. Sie erschienen für eine Sekunde vor dem Zugfenster und verschwanden im Handumdrehen mit Getöse. Nach ein paar Minuten griffen uns die Mustangs von vorn an, indem sie auf die Lok feuerten.

„Olga! Unters Auto!“ schrie Heiner, als der Zug zum Stehen kam.

Wir sprangen zu Boden, aber bevor ich unter das Auto kriechen konnte, griffen die Flugzeuge wieder an. Diesmal bombardierten sie die Autos. Ich hörte das ratta-tat-tat der Munition, die über mir einschlug. Einige Passagiere rannten vom Zug weg und über ein Feld und versuchten, ein bewaldetes Gebiet zu erreichen. Ein Flugzeug verfolgte sie. Keiner der Passagiere überlebte . . .

Nachdem das Flugzeug wegbrauste, war ich in Schweiß gebadet und so schwach, daß ich mich kaum noch aufrecht halten konnte.121

Gnadenlose Angriffe wie der oben beschriebene taten vielen der Opfer doppelt weh. Im Unterschied zu den Briten wurden die amerikanischen Flieger von den Deutschen—ob zu Recht oder nicht–immer als ehrenwert, sogar als ritterlich, als Recken, angesehen. Wie ein Deutscher einmal erklärt hatte: „Die Amerikaner wurden von uns als Soldaten betrachtet. Ihre Angriffe erfolgten tagsüber und galten fast immer nur militärischen Zielen, selbst wenn die Zivilbevölkerung dabei manchmal schwere Verluste erlitt. Sie

flogen bei guter Sicht und riskierten das gezielte Feuer unserer Flugabwehrkanonen. Infolgedessen gab es einen gewissen Respekt für die Amis, wie wir sie nannten“.122

Nach dem Abschlachten („turkey shoot“) in Dresden konnten die meisten Deutschen betrüblicherweise aber nur wenig Unterschied zwischen den britischen und amerikanischen „Terrorbombern“ erkennen.

Als Antwort auf den Luftkrieg gegen Deutschland flehte Göbbels Hitler an, die Genfer Konvention für null und nichtig zu erklären. Rudolf Semmler hielt fest:

Er sagte, daß die Genfer Konvention jegliche Bedeutung verloren hätte, wenn die Feindpiloten in zwei Stunden 100, 000 wehrlose Menschen töten könnten. Die Konvention macht uns hilflos, da sie es uns verbietet, jegliche Vergeltungsaktion gegen die feindlichen Flugbesatzungen einzusetzen, was ihnen den bestmöglichen Schutz für ihre Terrortaktiken gewährleistete. Das Abschütteln der Konvention würde es uns ermöglichen, in Schnellverfahren alle britischen und amerikanischen Flieger in unserer Hand zum Tode zu verurteilen. Das, so sagte Göbbels, würde die schweren Luftangriffe stoppen.123

Viele Deutsche stimmten Göbbels zu und einige Führungspersönlichkeiten auf Lokalebene betrachteten die Genfer Konvention schon als totes Recht. Ein Erlaß von der Amtsperson eines Landkreises lautete folgendermaßen:

Die Bevölkerung muß darüber informiert werden, daß das, was die Flieger in unserem Land tun, absolut nichts mit Krieg zu tun hat. Man muß es als reinen Mord ansehen, wenn eine Frau mit einem weißen Tuch um ihren Kopf auf dem Feld arbeitet oder wenn ein Kind auf dem Feld ist und wenn ein Flieger auf diese Wehrlosen schießt und sie tötet. Deshalb fordere ich, daß, wenn ein feindlicher Flieger abgeschossen wird und er in der Lage ist, sich zu retten, er nicht lebend gefangengenommen werden soll.124

Obwohl in isolierten Einzelfällen Repressalien gegen abgeschossene Flieger der Alliierten vorkamen, wurden solche Taten nie Staatspolitik. Trotz wütender Proteste hielten sich Hitler und sein militärischen Mitarbeiter während des gesamten Krieges an die Genfer Konvention. Daraus resultierte, daß neunundneunzig Prozent der alliierten Kriegsgefangenen überlebten und in ihre Heimat zurückkehren konnten.125 Selbst als die Nachricht von

Dresden im Restreich bekannt wurde, schrieb eine Wiener Krankenschwester in ihr Tagebuch, was das typische Schicksal von gefangenen alliierten Fliegern war:

Als wir grad fertig waren, wurden zwei amerikanische Piloten, die gestern morgen abgeschossen worden waren, hereingebracht. Sie wurden auf beiden Seiten von einem deutschen Soldaten gestützt. Sie schienen schwer verwundet zu sein und konnten kaum ihre Füße nachschleppen. Einer hatte ein verbranntes Gesicht, das ziemlich schwarz war, mit gelben, steif nach oben stehenden Haaren. Wir hatten jetzt dreißig amerikanische Piloten in unserem Krankenhaus. Sie werden gut behandelt, werden aber nur dann in den Luftschutzbunker nach unten mitgenommen, wenn die Luftangriffe sehr intensiv sind . . . Eine Krankenschwester brachte einem von ihnen Blumen.126

Trotz aller Versuche—in einem hoffnungslosen und unanständigen Krieg—ein Mindestmaß von Anstand zu bewahren, gab es nach Jalta in den Köpfen der nationalsozialistischen Führungsspitze absolut keinen Zweifel an Deutschlands Schicksal, sollte es fallen.

„Soviel vom Gelaber unserer Kaffeehausdiplomaten und außenministeriellen Politikastern!“ schnappte Hitler über. „Hier haben sie es schwarz auf weiß, daß—sollte der Krieg verlorengehen—Deutschland aufhören wird, zu existieren. Worauf es nun ankommt ist, daß wir unsere Nerven behalten und nicht klein bei geben“.127

Im Westen drängte eine massive alliierte Arme unter dem amerikanischen General Dwight Eisenhauer zum Rhein, bereit, ins Herz Deutschlands vorzudringen. Im Süden wollte eine andere alliierte Armee in die Alpen vorstoßen. Und was den Osten angeht . . . es war hier, für den Osten, mehr als für irgendwo anders, daß Hitler‘s Worte, den Kampf fortzusetzen, bestimmt waren, denn es war hier, wo das sich abzeichnende Ende am Alptraumhaftesten erschien. Einen Blick auf den überwältigenden Druck, der selbst die stärksten deutschen Nerven zu zermalmen drohte, wird von einem Sekretär aus dem Berliner Bunker geboten:

Die Kampfesfronten rückten bedrohlich näher . . . Die Atmosphäre im Bunker war von verzweifelten Versuchen bestimmt, einen kleinen Funken Lebenshoffnung zurückzubehalten. Keiner wollte allein sein—jeder suchte

die Kameradschaft anderer. Wir suchten menschliche Gemeinschaft, und trotzdem drückte niemand aus, was er im tiefsten seiner Seele empfand. Wir sprachen über belanglose Dinge, lenkten uns ab, trösteten einander mit Erinnerungen, dachten an unsere Familien zu Hause, und töteten unsere Angst mit Alkohol, Zigaretten und albernem Geschwätz—und doch war jeder von uns mit sich selber und ganz allein . . .

Himmelschreiende Nachrichten trafen aus okkupierten Städten und Dörfern ein: vergewaltigte Kinder und Frauen massakriert. Als wir am Abend für einen Tee zusammenkamen, waren Hitler‘s Augen, während er uns Fotos—mit nichts als Tod und Verzweiflung—von der Ostfront zeigte, wild. Er schwor Rache und ließ seiner Wut gegen die Russen freien Lauf: „Dies sind keine Menschen," schrie er, „es sind wilde Tiere von der Steppe Asiens. Der Krieg, den ich gegen sie führe, ist der Kampf für die Würde der Völker Europas. Sie werden dafür bezahlen. Für unseren Endsieg ist kein Preis ist zu hoch. Wir müssen unbeugsam bleiben und diese Wilden mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln bekämpfen."128

5 Teufelsgelächter

O

bwohl die sowjetischen Streitkräfte Ende Januar die Oder erreicht hatten, und somit Berlin und einen großen Teil Deutschlands bedrohten, blieben einige Enklaven hinter der

Front fest in der Hand der Wehrmacht. In diesen eingekreisten Inseln des Reiches verschanzten sich Soldaten und Milizionäre und lehnten es ab, sich zu ergeben.

„Unser Kriegsbenehmen muß fanatisch werden . . . ", erklärte Adolf Hitler. „Jeder Bunker, jeder Block in einer deutschen Stadt und jedes deutsche Dorf muß in eine Festung verwandelt werden, in welcher der Feind entweder zu Tode blutet oder seine Garnison im Mann zu Mann Kampf begraben wird".1

Keine Einzelpersönlichkeit war MEHR geneigt, jedem Wort seines Führers treuer Folge zu leisten als der Gauleiter Karl Hanke. Selbst bevor seine Hauptstadt Breslau von den Sowjets eingekreist war, bereitete Hanke sie auf die Belagerung vor. Erregt vom Umstand, daß die Stadt vor fast genau siebenhundert Jahren heldenmäßig eine Mongoleninvasion vereitelt hatte,

war die unerbittliche nationalsozialistische Führungskraft entschlossen, zu „tun oder zu sterben“.

„Breslau ist zu einer Festung geworden und wird bis zum letzten Haus verteidigt“, gelobte Hanke.2
Zum Unglück der Million Einwohner und Flüchtlinge ordnete Hanke an, daß alle—ausgenommen körperlich taugliche Männer— die Stadt zu verlassen hätten. Die Tausenden von Frauen und Kindern würden nicht nur eine unerträgliche Belastung für die medizinischen Einrichtungen darstellen, sondern die Nahrungsvorräte würden bei einer in die Länge gezogenen Belagerung einfach nicht ausreichen. Daher schrieb ein Wehrmachtsoffizier, der Zeuge der Ausweisung war:

Auf allen Straßen, die zum Bahnhof führten, waren Menschenmassen auf der Flucht und keuchten und schwitzten unter der Ladung ihres Notgepäcks. Zug auf Zug, alle überfüllt, fuhr ab . . . Aber es waren noch Hunderttausende in der Stadt, als die Erde vom noch entfernten Trommelfeuer der Geschütze des Feindes zu beben begann. Und dann, zum Horror der gesamten Bevölkerung, plärrten die Lautsprecher: „Alle Frauen und Kinder müssen die Stadt zu Fuß verlassen . . . “

Die Oder war vollständig zugefroren, die Temperatur war nun auf minus 20 Grad abgesunken und dennoch zogen Tausende von jungen und alten Frauen mit Kinderwagen, Schlitten und kleinen Karren über die schneebedeckten Straßen in eine eisige Winternacht. Niemand hat jemals erfahren, mit welchen Kosten an Menschenleben dieser unvorbereitete Exodus verbunden war. Für die Stadtbewohner war dies Martyrium besonders bitter, und es waren insbesondere Kinder und Frauen, die dabei starben. Die Gräben an beiden Seiten der Straßen waren vollgepfropft mit Leichen, meist den von Kindern, die erfroren oder von ihren Müttern im Stich gelassen worden waren.3

Obwohl es die drakonische Verfahrensweise der Garnison von Breslau erlaubte, dem Feind unbelastet entgegenzutreten, war diese Maßnahme gewissermaßen ein Todesurteil für Tausende von Frauen und Kindern. Im Norden Schlesiens war die Notlage der Trecker sogar noch schlimmer. Als isolierte Wehrmachtseinheiten verzweifelt die Ostseelandeköpfe verteidigten, strömten Millionen von Flüchtlingen in die Küstenkessel. Im Unterschied zur Situation in Breslau konnten die militärischen Autoritäten die überflüssigen

Zivilisten von ihren Kampfeslinien nicht einfach wegbeordern; mit ihrem Rücken im wahrsten Sinne des Wortes zum Meer blieb als einzige Alternative nur eine Evakuierung mit dem Schiff übrig. Demzufolge war die Situation in Memel, Königsberg, Kolberg, Danzig und anderen „großen Kesseln“ himmelschreiend.

Jürgen Thorwald beschreibt die chaotischen Zustände in Pillau, wo Tausende Flüchtlinge unterzukommen versuchten.

Jede Straße, jede Gasse war vollgepackt mit Fahrzeugen. Leute warteten in jeder Hafenbaracke, an jeder windbeschützten Ecke. Zwischen ihnen standen ihre Tiere, meckernd, schnaubend, blökend . . . Die schwangeren Frauen entbanden an irgendeiner Ecke, auf dem Erdboden, in Baracken. Einige waren während ihrer Flucht vergewaltigt worden . . . und zitterten nun vor Angst, ein Ungeheuer in die Welt zu setzen. Die befremdlichen bleichen Gesichter der die Straße auf und ab gehenden Mädchen, die nach einem Arzt fragten. Die Verwundeten und Kranken, in ständiger Angst, zurückgelassen zu werden, mit den unter ihren Decken versteckten Waffen, um jemanden zu bedrohen, sie mitzunehmen, oder, falls die Russen kämen, ihrem Leben ein Ende zu setzen. Die Waisenkinder, im letzten Moment von ihrem Asyl gerettet und auf Wagen geworfen, lagen, mit nichts als einer Decke bekleidet, mit erfrorenen Gliedern am Boden. Die auf Befehl von oben in den Westen mitgenommenen russischen Kriegsgefangenen trotteten auf hölzernen Schuhsolen in ihren zerfetzten und mit Papierbindfäden zusammengehaltenen Mänteln einher. Die alten Leute, die an irgendeinem Eingang gelegen hatten und nicht mehr aufgewacht waren. Die Lebenshungrigen, die sich gefunden hatten und sich am hellichten Tag in den Ruinen begatteten. Und die wildäugig Wahnsinnigen, die von Haus zu Haus, von Wagen zu Wagen Stürzenden, nach ihren Müttern oder Kindern Schreienden . . . Über allem der graue Himmel, Schnee, Frost, und Tau, und Tau und Frost und Schnee, und das kalte, tötende Naß.4

Die Unmöglichkeit, solch eine Menschenmenge mit den zur Verfügung stehenden Vorräten füttern zu können führte rasch zur Hungersnot. „Die Lebensmittelrationen waren so mager“, sagte der Soldat Guy Sajer,

. . . daß die gelegentlichen Aufteilungen, die—wie erwartet wurde—fünf Leute für einen Tag ernähren sollten . . . als nicht ausreichend für das Mittagessen eines Schulkinds angesehen werden konnten . . . Die Menge

dehnte sich, vor einem großen Gebäude, welches auch mit Menschen vollgestopft war, soweit das Auge blicken konnte, aus. Vom Gebäude her überzog ein schwacher Geruch von in großen Kesseln gekochtem Haferschleim die eng zusammengedrängte Menge von Leuten, die mit ihren Füßen stampften, um nicht zu erfrieren. Der Aufprall der Füße auf dem Straßenbelag klang wie ein schwerfälliges Wirbeln von dumpfen Trommeln . . . Leute mit Gesichtern von Geistesgestörten verschlangen Mehl, als die einzige an sie ausgegebene Nahrung . . . Auch die Soldaten mußten in nicht endenden Reihen stehen,um dann schließlich pro Soldat eine oder zwei Hände Mehl, zusammen mit einem Becher heißen Wassers, zu erhalten.5

Wegen der katastrophalen Überbevölkerung und Minusgrade waren Dächer heiß begehrt. Als seine Familie ein Küstendorf erreichte, schrieb Hans Gliewe:

Wir öffneten die Tür von einer der Holzbaracken. Eine übelriechende Wolke kam uns entgegen. Hunderte von Menschen saßen dort zusammengedrängt auf verdreckten Strohmatten. Quer durch den Raum hing Wäsche an Bindfäden. Frauen legten ihre Kinder trocken. Andere rieben ihre entblößten Beine mit einer stark riechenden Frostsalbe ein. Mein Bruder zog am Mantel der Mutter und sagte: „Bitte, Mutti, laß uns von weg hier gehen“. Aber wir waren dankbar, einen Strohmattenplatz neben einem einarmigen Ostpreußen gefunden zu haben . . .

Nicht weit von mir lag eine fast bis zur Kopfhaut kahlgeschorene junge Frau, deren Gesicht mit häßlichen Geschwüren bedeckt war. Sie sah schrecklich aus. Als sie sich einmal erhob, sah ich, daß sie am Stock ging. Der ostpreußische Mann erzählte uns, daß sie eine Hilfskraft gewesen war; die Russen hatten sie im Herbst 1944 in Rumänien ergriffen und in ein Arbeitslager gesteckt. Irgendwie war es ihr gelungen, zu entfliehen und bis hierher zu kommen. Er sagte, daß sie erst achtzehn oder neunzehn war.

Nach ein paar Stunden in den Baracken konnten wir es nicht mehr aushalten und rannten weg. Wir zogen die Kälte vor.6

So wie diese Familie schlossen sich viele den wimmelnden Tausenden an, die —in der Hoffnung, sich auf irgend etwas Schwimmendem eine Überfahrt zu sichern—ihr Lager in der Nähe der Hafenanlage aufgeschlagen hatten. Minusgrad Wetter war nicht der einzige Todfeind der Lagerbewohner.

Sowjetische Flugzeuge im Himmel über ihnen kamen im Tiefflug immer wieder herunter, um riesige Löcher in die wartende Menschenmenge zu bombardieren. Jedesmal, wenn das Flugzeug für kurze Zeit verschwand, rannten Tausende, in der Hoffnung, an Bord des nächsten Schiffs zu gelangen, über zerfleischte Leichen.7

Jedesmal wenn ein vielbegehrtes Schiff schließlich anlegte und seine Gehsteige herabließ, brach auf den Hafenanlagen ein schreckliches Chaos aus. Wegen einer Anordnung, den Männern und Frauen mit Kindern Vorrang zu geben, wurden die letzteren kostbarer als Gold. Gemäß eines Armeeseelsorgers:

Frauen, die mit ihren Babys an Bord gegangen waren, warfen diese zu ihren Verwandten, die noch am Dock waren, um sie auch an Bord zu bekommen. Oft fielen die Kleinkinder zwischen Schiff und Ufer ins Wasser oder sie fielen in die rasende Menschenmenge und wurden unter ihren Füssen zertrampelt. Oder sie wurden von Fremden aufgefangen, die sie dazu benutzten, sich an Bord zu schwindeln. Kinder wurden schlafenden Müttern entwendet . . . Unter den plündernden Kämpfern . . . waren Soldaten—und auch einige unter ihnen wurden zu Dieben von Kindern. Mit diesen, oder manchmal auch leeren Bündeln in ihren Armen, drängten sie sich an Bord, indem sie behaupteten, sich um ihre Familien kümmern zu müssen. Soldaten erschienen in Frauenbekleidung, die sie gestohlen hatten oder die ihnen von ihren Geliebten gegeben worden waren.8

In der Volksmenge warteten verwundete Soldaten darauf, daß sie an die Reihe kämen, an Bord zu gehen. „Die stöhnende Menschenmenge, die sich an die Evakuierung als ihre letzte Hoffnung klammerte, bestand aus zwei Kategorien“, erinnerte sich Guy Sajer. „Die Schwerverwundeten—deren Überlebenschancen ungewiß waren und die bestenfalls schrecklich Verstümmelten—wurden nicht an Bord gelassen. Für sie bedeutete es das Ende. Der Rest, der noch Hoffnung auf ein dezentes Leben hatte, war berechtigt, das Schiff zu betreten“.9

Einer der Soldaten, die das Glück hatten, aufs Schiff getragen zu werden, war Jan Montyn. „Ein endloser Strom von Flüchtlingen ergoß sich in den Laderaum. Frauen, Kinder und alte Männer. Bündel auf ihrem Rücken Tragende, sich auf Stöcke Stützende, klapprige Kinderwagen Schiebende . . . ein Lebewohl wurde den am Hafen Bleibenden zugerufen; es gab

Ermahnungen, sich zu sputen. Für die sich nicht Beeilenden würde es nämlich zu spät sein".10

Selbst manche ohne Kinder, ohne Wunden oder Passierscheine schafften es, an Bord zu gehen. Der sechzehnjährige Hans Gliewe bekannte:

Wir gingen mit ihnen, als ob wir dazugehörten. Dann verbargen wir uns im kalten und windigen Frachtraum des Schiffes. Wir drängten uns gegeneinander aber blieben trotzdem sehr kalt. Aber wir wagten es nicht, uns zu bewegen und—aus Angst, daß sie uns als blinde Passagiere identifizieren würden—noch viel weniger, aufzustehen, Die Nacht ging vorüber. Das Donnern des Artilleriefeuers . . . wurde lauter und lauter. Ein Mann, der an Deck gewesen war, sagte, daß der ganze Himmel voll von roten Feuern wäre. Wir waren so glücklich und dankbar, daß wir im windigen Frachtraum des Schiffes liegen konnten. Aber wir zitterten vor Angst, daß wir gefunden und ans Land zurückgebracht würden. Dann fuhr das Schiff ab und wir atmeten auf.11

Den vom Schicksal begünstigten Wenigen, die von den belagerten Häfen wegsegelten, erschien es, als ob ihre Gebete erhört worden wären; denn für die noch am Dock Stehenden schien das Schicksal bereits besiegelt. Viele Männer erschossen sich in „Wahnsinnsausbrüchen". Wildgewordene Mütter mit nagendem Hunger und mit dem roten Schrecken in bedrohlicher Nähe, fanden Zyanid und vergifteten zuerst ihre Kinder und dann sich selbst. Alte Leute krochen einfach in Schneewehen und schliefen ein, um nie mehr aufzuwachen.

✠ ✠ ✠

Die Flucht für die große Mehrheit derer, die auf Schiffen, Booten, Schleppern, Frachtkähnen und Marineschiffen westwärts segelten, war sicher und erfolgreich. Nicht nur die Wärme und Lebensmittelversorgung waren Gottesgaben, sondern auch die Erkenntnis, daß es einem in letzter Minute gelungen war, vor den Bolschewiken fliehen zu können, was zu einem nun schon seit Wochen entbehrten Seelenfrieden führte. Wie die armseligen Überlebenden auf der Wilhelm Gustloff beteuern könnten, gab es dennoch kein Entrinnen von diesem Alptraum . . . selbst auf hoher See.

Während die meisten der Passagiere und die Besatzungsmannschaft schliefen, pflügte sich in den frühen Morgenstunden des zehnten Februars der

Luxusdampfer General Stüben durch die schwarze und eisige Ostsee seine Bahn. Mit Flüchtlingen und verwundeten Soldaten schwer beladen, befand sich das Schiff in der Mitte seiner zweiten Überfahrt in weniger als zwei Wochen. Kurz vor ein Uhr nachts schlugen zwei Torpedos in Stübens Seite ein.

„Das gesamte Schiff schlotterte und vibrierte. Leute kreischten und schrieen", sagte Franz Huber. „Das Schiff schaukelte wild und jene verwundeten Männer, die noch fähig waren, aufzustehen, wurden gegen die Wände geschleudert. Der Rest rutschte umher, während wir uns überschlugen, übereinander fielen, was unsere Verwundungen verschlimmerte. Aber irgendwie gelang es mir, meine Schwimmweste anzulegen".12

Im Gegensatz zu Huber, der es auf seine Art nach oben schaffte, war es wenigen der Soldaten, die auf Pritschen festgeschnallt waren, möglich, sich zu bewegen, während das Schiff schnell versank. „Ich saß allein im Dunkeln da und hörte Gekreische aus allen Richtungen", fuhr Huber fort. „Ich hörte, wie sie das Vaterunser mit Stimmen beteten, die ich nie wieder so hören werde. Irgendwo brannte das Schiff und Leute sprangen ins Wasser".13

Als Stübens` Achterdeck sich steil aus dem Wasser hob, stürzten Hunderte über Bord, einschließlich derjenigen, die der noch rotierende Propeller vorher zerfetzt hatte. Nach sieben Minuten befand sich das Schiff unter den Wellen, was den letzten Massenschrei, der sich am Ende wie eine Einzelstimme aufgebäumt hatte, schnell zum Ersticken brachte. Von den 3500 Passagieren überlebten nur ein paar Hundert, unter ihnen Franz Huber.14

„Wenn du einmal Zeuge einer Unterwasserexplosion warst, wirst du es nie vergessen können . . . ", enthüllte ein anderer verwundeter Soldat, Jan Montyn, dessen Krankenhausschiff auf der Ostsee torpediert worden war.

Alles fliegt an die Decke und prallt wieder zurück. Während das Wasser herunterschießt, verdunkeln sich die Bullaugen für einen Moment. Die Tragbaren sind umgedreht, alle kreischen und schreien auf einmal los. Der Motor stoppt . . . und dann erhebt sich ein Klang, den keiner der Überlebenden je vergessen kann. Ein Klang so grauenerregend und schauderhaft, daß ihn Worte nicht beschreiben können: die unfaßbare Verzweiflung von Tausenden von Menschen, deren Kreischen im Schiffsbauch widerhallt. Wir krängten schon sehr. Alles—Leute, Tragbahren

—rutschte auf eine Seite. Ich versuchte, aufzustehen, sank aber in unerträglichem Schmerz zurück. Dann sah ich, wie ein Schatten durch einen roten Dunstschleier auf mich zukam. Zwei Arme hoben mich auf wie ein Kind. Ich erhaschte den Blick eines Gesichts, eines vertrauten Gesichts, das mit Kraftanstrengung Grimassen schnitt—dann verlor ich das Bewußtsein. Danach schien sich alles sehr weit weg abzuspielen. Manchmal war ich da und dann wieder nicht. Licht kommt und geht, Lärm und äußerste Stille wechseln sich ab.

Ein schweres Keuchen in Ohrennähe. Ein Torkeln. Wir fallen. Aber wir fallen doch nicht. Eine Stahltür wird zugeschlagen. Sonnenlicht. Mein Kopf stößt gegen die Seite der Landungsbrücke. Und plötzlich wird alles dunkel.

Wir treiben auf einem Rettungsfloß, im auf und ab der Wellen dahin. Weißer Schaum, eine im Sonnenschein glitzernde Gischt . . .
Ich bekomme kurz das Schiff hinter mir zu sehen. Es krängt schon sehr stark und sinkt langsam, wie ein aufgedunsenes und schwerfälliges Gerippe, unter einem aufgewühlten Wellenkamm von Schaum. Wildes Kreischen von Möwen. Dunkelheit. Dann wieder das Licht, als ob ein Schleier entzweigerissen würde. Wir stoßen gegen die grau bemalte Seite des Schiffes. Die Kriegsmarine . . . was eigentlich grau bedeutet. Ich werde wieder emporgestemmt, dieses Mal von vielen Leuten, und werde von Hand zu Hand gereicht.
Ich liege zitternd am vollgepackten Vorderdeck eines kleinen Schiffes der Küstenwache in einer Decke, die in Sekundenschnelle zu solidem Eis gefriert. Der sich über mich beugende Mann heißt Schneider. Aber er wendet sich ab und starrt wieder—wie alle anderen an Deck—auf einen bestimmten Fleck im Wasser. Es muß die Stelle sein, wo die Oberfläche des Meeres noch wie verrückt umherwirbelt und wo das Wasser vom Druck tief unten meterhoch anschwillt. Ich liege auf dem Rücken. Ich kann die Stelle nicht sehen. Und kann sie trotzdem sehen. Ich sehe sie als widergespiegelten Horror in den Augen eines jeden Einzelnen.15

✠ ✠ ✠

Tragischerweise waren für Tausende, die die trügerische Ostsee mit Erfolg durchquerten, sobald ihre Schiffe anlegten, amerikanische und britische Bomber die ersten, die sie willkommen hießen. Am Hafen von Swinemünde in Norddeutschland fiel die Ankunft eines mit Evakuierten beladenen

Marine-Zerstörers fast genau mit einem alliierten Luftangriff zusammen. Wie ein entsetzter Kapitän sich erinnert:

Grabesstille herrschte auf der Brücke des Schiffes und wir konnten schon das eintönige Brummen einer Vielzahl schwerer Bomber hören, das aus den tiefhängenden Wolken widerhallte. Alle möglichen Wasserfahrzeuge flohen in Panik vom Ufer. Sie rasten in hoher Geschwindigkeit an uns vorbei, um in Sicherheit auf hohe See zu gelangen, bevor der Angriff losging . . .

Mit einer Geschwindigkeit von etwa fünfzehn Knoten dampften wir wieder ab und hatten kaum den Leuchtturm hinter uns gelassen, als wir das Knattern der Teppichbomben hörten, die in der Stadt Swinemünde und ihrem Hafen explodierten. Eine hohe weiße Wand gab uns zu verstehen, daß der Bombenhagel sich genau dort ereignete, wo wir kurz zuvor umgedreht hatten. Die lähmende Beklemmung ließ langsam nach und während wir auf unserer Fahrt weg vom Ufer wieder an den Molen vorbeikamen, erschienen zwei Flüchtlingskinder an Deck. Sie hielten sich bei der Hand und lachten mit Freude. Das beglückte uns mehr als all das, was wir seit langer Zeit erlebt hatten.16

Wenige solcher Angriffe endeten so unschuldig. Am selben Hafen legte der Frachter Andross an, als es zu einem anderen Angriff kam.
„Ich war an Deck gegangen, um eine Toilette zu finden, als eine Granate gleich neben mir herunterkam . . . “, berichtete der Zehnjährige Manfred Neumann, der sich, wie jeder andere an Bord, nur Sekunden vorher allmählich wieder sicher gefühlt hatte. „Es gelang mir, meine Mutter und Brüder zum Deck heraufzubekommen. Die Andross sank sehr schnell. Mit Hilfe von Brettern wurden wir von unserem zu einem anderen Schiff geleitet. Leute versuchten, von unserem aufs andere Schiff zu springen und wurden dazwischen zerquetscht. Ich kann nie das Geschrei der im Schiffsraum Eingeschlossenen vergessen, als das Schiff sank . . . Die Andross nahm mindestens 2000 Flüchtlinge mit sich zum Meeresgrund“.17

✠ ✠ ✠

Während die langsame und gefährliche Evakuierung der Frauen, Kinder und verwundeten Kameraden seinen Lauf nahm, blieben die deutschen Landser in immer kleiner werdenden Gebieten und kämpften, damit andere weiterleben konnten, heftig weiter. Die kämpfenden Männer verstanden, daß die meisten

Enklaven schon dem Untergang geweiht waren. „Auf tausend Menschen, die eingeschifft werden konnten kamen drei tausend, die vom Osten her nachrückten“, kalkulierte Guy Sajer. Der Soldat fährt fort:

Diese Bevölkerung, der wir nur die rudimentärste Hilfe geben konnten, lähmte unsere Bewegungsfreiheit und unser schon heikles Verteidigungssystem. Innerhalb des Halbkreises, den wir verteidigten und der vom Donner der Explosionen widerhallte und der jede Art gellenden Kreischens und Schreiens erstickte, wurden frühere Elitetruppen, Einheiten des Volkssturms, Amputierte . . . Frauen, Kinder, Säuglinge und Schwerbehinderte, auf gefrorener Erde förmlich gekreuzigt . . .

In Memel war es keinem möglich, sich aus dem Kampfgewühl herauszuhalten; Kinder und junge Mädchen trockneten ihre Tränen und halfen den Verwundeten, verteilten das Essen, und wehrten ihrem Wunsch, es selber zu verschlingen, unterdrückten Furcht und Entsetzen, Gefühle, zu denen sie mehr als berechtigt gewesen wären. Sie erfüllten Aufgaben, die die überarbeiteten Älteren ihnen gaben, ohne Widerspruch oder Beschwerde. Entweder starb man oder man lebte . . . In der Unordnung unserer vorgerückten Positionen wurden Zivilisten manchmal direkt in den Kampf an der Seite der Soldaten miteinbezogen; diese Zivilisten waren oft Frauen.18

Auf fehlgeschlagene sowjetische Panzerangriffe oder Menschenwellen gegen die Enklaven folgten Tage der Ruhe, in denen die Russen andere Verteidigungsbereiche erforschten. Solche Pattsituationen schufen Szenen, die an den ersten Weltkrieg erinnerten. Vom Courland Kessel schrieb Jan Montyn Folgendes:

Wir sahen einen tausend Meter breiten Erdstreifen, bis zum letzten Grashalm aufgewühlt, voll von Kratern und mit Stacheldrahtverflechtungen überdeckt . . . Nichts bewegte sich. Alles, was sich hier, oder auf der anderen Seite der Trennungslinie abspielte . . . geschah unterirdisch. Es war kaum zu glauben, daß unter diesem gepflügten Streifen von Schlamm, der sich bis zu den entferntesten Hügeln hinauskrümmte, Tausende von Menschen lebten. Man konnte sie nicht sehen, nur riechen konnte man sie. Die Luft war, sobald auch nur die schwächste Brise wehte, mit einem ekelhaften und penetranten Geruch, von dem einen sehr übel wurde, durchtränkt.

Dies war der Geruch eines Schlachtfeldes, der Geruch von Leichen oder

Durchfall . . .
Zwei Stunden Wache, vier Stunden Ruhezeit. Tag und Nacht. Rund um die Uhr. Schlamm. Dunkelheit. Nebel. Der Geruch von Verwesung und Tod. Aus dem Hinterhalt kommendes MG Feuer. Unablässiger Beschuß. Zwei Stunden Wache, vier Stunden Ruhezeit. Warten. Dämmerung. Morgengrauen. Und sonst nichts.
Ich bemerkte, daß es da draußen nicht nur EINEN lauernden Feind gab, sondern jede Menge von ihnen. Die nerventötende Monotonie des Postendienstes war einer davon. Denn man war gezwungen, immer hellwach zu sein. Wenn man auch nur für einen Augenblick die Deckung vernachlässigte, könnte es verhängnisvoll sein. Heckenschützen warteten auf ihre Chance. Hunger und Mangel an Schlaf waren Feinde. Kälte. Irrsinnsanfälle, vor denen keiner immun blieb: Schützengrabenwahnsinn. Manchmal konnte man jemanden sehen, der uns anstarrte. Schützengrabenschock. Rüttele ihn schnell durch. Schlag ihm mit der Handfläche ins Gesicht, so stark wie du kannst. Er bedeutet eine Gefahr für sich und andere. Er könnte zu schreien anfangen und dadurch Schüsse provozieren. Er könnte wahllos auf alles, was sich bewegt, dich eingeschlossen, zu schießen beginnen. Er könnte aus dem Graben herauskriechen, die Flinte ins Korn werfen und damit in seinen sicheren Tod rennen . . .
Aber Hugo, der Belgier in unserer Geschichte, hatte seine eigene einzigartige Methode, seine Spannung loszuwerden. Indem er nämlich Gefahr suchte. Er ließ sich auf die erstaunlichsten Wetten ein. Für ein paar Zigaretten war er bereit, sich zu zeigen und der anderen Seite zuzuwinken. Und er machte es in der Tat. Er sagte, daß er eine Handgranate auf seinen Stahlhelm legen und den Schlagbolzen entfernen würde. Es wäre möglich, behauptete er . . . Ein Helm ist rund und kann denselben Effekt wie ein Regenschirm haben. Die Fragmente würden in alle möglichen Richtungen fliegen, aber nicht nach unten . . . Als der Schall der Explosion zu Ende war, und wir aus unserer Deckung herauskamen, stand er noch da, sich an die Grabenwand anklammernd. Aber ohne Gesicht.19

Als die Sonne plötzlich erschien und die Temperatur auf Null anstieg, betrachteten es Montyn und seine erbärmlichen Kameraden als ein „Wunder“.

Es war, als erblickten wir uns plötzlich einander zum ersten Mal, mit unseren

schwarzen Augenrändern; abgemagerte, zum größten Teil bärtige und in einem Sammelsurium von Lumpen und Uniformüberresten gehüllte Gestalten. Einen ganzen Tag lang konnten wir uns in der Sonne aalen— ein Sonnenschein, der sich nicht nur auf unsere Frontlinienseite beschränkte: an jenem Tag wurde kein Schuß abgefeuert . . .

Mäntel und Filzstiefel wurden ausgezogen, und die Fußumwicklungen, erhärtet von Schmutz, Eiter und gefrorenem Blut, wurden entfernt. Bare geschwollene Füße kamen zum Vorschein, grau von Verrottung. Lehn dich zurück! Streck sie nach oben! Erlaub es der Sonne, sie zu bescheinen! Endlich konnten wir alles austrocknen lassen, wenn auch nur für kurze Zeit.20

So schrecklich der Stellungskrieg auch war, sobald die Verteidigenden in die Städte zurückgepreßt wurden, verschlechterte sich ihre Existenz in unermeßlicher Weise. Guy Sajer erinnerte sich an den Kampf um Gotenhafen:

Überall Ruinen und ein starker Geruch von Gas und Verbranntem schwängerte die Luft. Die zum Dock führenden breiten Straßen waren ohne jedwede Begrenzung. Die Trümmer der Gebäude, die sie einst flankiert hatten, lagen zerbröselt über der ganzen Straße verstreut, jegliche Durchfahrt versperrend. Zusammen mit Tausenden von anderen beauftragte man uns damit, die Trümmer aus dem Wege zu räumen, so daß die mit Zivilisten gefüllten LKWs hinunter zum Hafen gelangen konnten. Alle fünf oder zehn Minuten überflogen uns Flugzeuge und wir mußten bewegungslos bleiben, wo immer wir grad waren. Die Straße wurde zwanzig oder dreißigmal am Tag bombardiert . . . Wir zählten unsere Toten und Verwundeten schon nicht mehr: fast keiner war unverletzt geblieben . . . Schwer beladene Pferde . . . zogen einen endlosen Zug von mit Körpern beladenen Schlitten, die in Säcke oder gar Papier eingehüllt waren . . .

Das von Haus zu Haus Kämpfen in den Randgebieten der Stadt war schon im Gange, während noch Tausende von Zivilisten an den Docks warteten. Von Zeit zu Zeit kamen russische Granaten bis zur Anlegestelle und explodierten dort.

Wir versuchten eine kurze Verschnaufpause in einem Keller zu erhaschen, wo ein Arzt ein Kind zur Welt brachte. Der Keller war gewölbt und von

hastig zurechtgebastelten Laternen etwas erleuchtet. Wenn normalerweise die Geburt eines Kleinkindes ein freudiges Ereignis ist, so schien diese spezielle Geburt die allgemeine Tragödie nur noch mehr zu betonen. In einer Welt von Wehgeschrei haben die Schreie einer Mutter in Wehen keine Bedeutung mehr . . . Einmal mehr strömendes Blut, das dem Blut in den Straßen glich . . . Kurze Zeit später, nach einem kurzen Blick auf das neugeborene Kind, dessen winzige Schreie wie das Klimpern eines delikaten Glases inmitten von Kriegsgedonner klangen, kehrten wir auf die in Flammen stehende Straße zurück. Dem Kinde zuliebe hofften wir, daß es stürbe.21

✠ ✠ ✠

Nach Jahren von Kampf und Sterben in einem verlorengehenden Krieg, nach fortwährenden und immer blutigeren und barbarischer werdenden Schlachten, als die moderne Welt sie je gesehen, hätten die todgeweihten deutschen Einheiten in den Ostseegebieten einfach zusammenbrechen müssen. Aber sie taten es trotzdem nicht. Kapitulieren war natürlich keine Alternative. „Rußland erweckte so viel Terror und hatte so viel Grausamkeit an den Tag gelegt, daß niemand diese Idee auch nur erwägte“, gab Guy Sajer zu. „Wir mußten uns behaupten, koste es was es wolle . . . Wir mußten uns behaupten, oder sterben“.22

Bis zum bitteren Ende blieb die Disziplin, der eiserne Mut der deutschen Armee, bestehen. Noch einmal der Landser Guy Sajer:

Der Hauptmann sprach zu uns und dank seiner festen, offiziellen Stimme überkam uns, angesichts der auf uns allen lastenden Bürde, eine tiefe Emotion niederschmetternder Schwere . . . Dieser Mann trug noch Reste der militärischen Uniform und versuchte in einer katastrophalen Situation, wo sich die gesamte Nation schon auf einem verheerenden Rückzug befand, uns mit einer Art von Befehl zu beindrucken. Dieser Mann, der wußte, daß schon alles verloren war und trotzdem versuchte, den Moment zu retten . . . Diese Disziplin, die uns in der Vergangenheit so oft irritiert hatte, berührte uns nun wie ein wohltuender Balsam.23

Und so kämpften diese Handvoll Männer weiter, indem sie in jedem Wohnblock jedes dieser brennenden „Kessel“ um jeden Zentimeter stritten. Nach einem beispiellosen Luft und Artillerie Trommelfeuer an der dünnen Grenzlinie in Heiligenbeil fegten die Sowjets herein, um das Wenige, das

blieb, zu vernichten. Ein Zeuge beschrieb eine Szene, die sich häufig wiederholte:

Die russischen Panzerkeile fuhren nach vorn, während die ihnen nachfolgenden Truppen ihre „Uras!“ grölten. Aber noch war nicht alles Leben erloschen. Die hartgesottenen Landser kamen mit Erde verschmiert aus ihren Löchern. Sie warfen die MGs über die Brüstungen der Gräben, schossen mit ihren Angriffswaffen und Maschinenpistolen in die grau-braunen Massen und rannten mit ihren Panzerfäusten nach vorn in Richtung Feindespanzer.24

Jedoch konnte kein Betrag von Mut und Disziplin Zahlen oder Ausrüstungen ersetzen. Nach und nach wurden die an der Küste gelegenen Widerstandsnester zurückgedrängt, bis sich das deutsche Gebiet auf einige wenige Kilometer belief oder, in manchen Fällen, nur mehrere hundert Meter vom sandigen Seeufer entfernt war. Ein Panzerunterfeldwebel erinnert sich an das letzte Gefecht in Hoff:

Ich stand an den Küstenklippen mit General Hans von Tettau, dessen Fahrzeug im Stich gelassen worden war. Das russische Fußvolk stürmte mit wilden „Ura!“ Schreien auf uns zu, als von Tettau mit ruhigem Selbstvertrauen einem seiner Stabsoffiziere zurief: „Nun dann, meine Herren, laßt uns ihnen etwas zum Sicherinnern geben!“ Wir fuhren fort, auf die angreifenden Truppen so ruhig zu schießen, als wenn wir uns in einem Schießstand befänden. Ich nahm das Gewehr eines der Gefallenen und beteiligte mich . . .

Dann eröffneten die Russen mit Granatwerfern das Feuer, aber die Bomben flogen über uns hinweg und landeten am Gestade. Ich sah in jene Richtung und es wühlte meinen Magen auf. Hinter und neben uns, im Schutz der Klippen, flohen die Flüchtlinge westwärts und in ihrer Mitte explodierten die russischen Granaten.25

Verzweifelt, diesem Gemetzel zu entkommen, flohen die zum Äußersten bereiten Zivilisten über das Eis von Frisches Haff, eine mehrere Kilometer weite Bucht, die das Festland von einer Düneninsel, oder Nehrung, trennte. Entlang dieses schmalen Sandstreifens, der auf das westliche Danzig zuging, hofften alle, sich in Sicherheit bringen zu können. Tragischerweise verwandelte sich die bittere Kälte—nachdem sich viele Trecks in Bewegung

gesetzt hatten—in Regen. Ein Überlebender berichtet von der riskanten Überfahrt:

Das Eis brach und an manchen Stellen waren wir gezwungen, uns unter Qualen durchs fast dreißig Zentimeter tiefe Wasser zu schleppen. Wir erprobten ohne Unterlaß die Oberfläche mit Stöcken. Bombenkrater zwangen uns, Umwege zu machen. Oft rutschten wir aus und dachten, daß wir schon verloren sind. Unsere völlig durchnäßte Kleidung erschwerte das sich Fortbewegen. Aber Todesfurcht spornte uns trotz unserer schlotternden Körper immer wieder an. Ich sah, wie Frauen übermenschliche Dinge vollbrachten. Als Treckführer fanden sie instinktiv den sichersten Weg für die Karren. Haushaltsgeräte lagen überall auf dem Eis verstreut umher, Verwundete pirschten sich mit beschwörenden Gesten an uns heran, schleppten sich— auf Stöcke gestützt—weiter oder wurden von Freunden auf kleinen Schlitten nach vorne geschoben.26

„Private Autos und andere Fahrzeuge verschwanden oft in mit dünnen Eisbelägen verdeckten Spalten“, berichtete ein entsetzter Zeuge.27
Jürgen Thorwald beschreibt die lange, alptraumartige Erfahrung eines anderen Flüchtlings:

Die Reise übers Eis begann. Sie betrachtete den Leitwagen und das um seine Wagenräder herumspritzende Schmelzwasser. Das Eis ächzte und knackte. Rechts und links lagen die Opfer der vorangegangenen Tage: Versunkene Wagen mit voller Ladung, gefrorene Karkassen von Pferden und einigen Männern und Frauen, tot, in grotesken Verrenkungen. Das Mädchen versuchte, nur nach vorn zu blicken. Aber es sah alles.

Aufgeweichte Eisteile waren mit Brettern bedeckt. Aber das bedeutete wenig. Das Mädchen überholte Wagen, die nicht mehr als eine Stunde vorher eingebrochen waren. Es gab viele Haltepunkte, mehr Fahrzeuge brachen durchs Eis, wurden entladen und—soweit es möglich war—wieder herausgezogen. Der Wagen vor ihr brach nach einer halben Stunde durch. Eine der seitwärts mitlaufender Frauen war in ein Loch gefallen—nun fischten sie mit Stangen nach ihr. Der Kutscher hatte die Pferdebeschirrung durchschnitten und die triefenden Tiere versuchten in tödlicher Angst, sich aus dem Wasser herauszuarbeiten. Aber der Wagen war verloren. Sie und jene, die folgten, fuhren um ihn herum.

Um sieben Uhr schossen russische Flugzeuge auf sie herab. Sie griffen weiter vorn an. Sie sah, wie sie abkippten und hörte das Rattern der Maschinengewehre und die dumpfen Explosionen ihrer kleinen Bomben. Es folgte Panik, Pferde rissen sich los, Abstand wurde nicht eingehalten, und eine ganze Reihe von Fuhrwerken brachen ins überbelastete Eis ein. Einige Pferde ertranken. Schrille Frauenstimmen riefen um Hilfe. Einige Frauen, schweigend und in einer mit Worten kaum ausdrückbaren Verzweiflung, umkreisten ein Loch im Eis, das ein Kind, eine Mutter und deren Mann verschluckt hatte. Oder sie rannten zum nächsten Wagen und bettelten auf ihren Knien: „bitte, verlaßt uns nicht," wimmerten sie, „Oh, bitte! Helft bitte . . . verlaßt uns bitte nicht . . . "

Gegen acht Uhr erschien die Uferlinie der Nehrung unter einem grauen Dunstschleier. Aber es war noch weit und die Wracks der letzten Tage zeigten, welchen Tribut das letzte Stück Weg abverlangen würde. An einer Stelle lagen so viele tote Menschen und Tiere umher, daß es schien, als ob der Anblick des rettenden Landes vor ihnen zum Verlust ihrer Vorsicht geführt und sie getötet hätte.

Mit geschlossenen Augen führte das Mädchen die Pferde um einen Riß im Eis herum und über den Körper eines toten Mannes. Die Pferde scheuten . . . Es war ein alter Mann gewesen. Er hatte zwei Stöcke zum Gehen benutzt. Es fuhr über ihn hinweg und lehnte sich an den Rücken des Pferdes, indem es wieder die Augen schloß.

Immer noch keine Ruhepause. Der Nordwind erhob sich. Der Himmel verdunkelte sich, sein gelber Farbton drohte mit mehr Schnee. Im Moment, wo es glaubte, das langsame Anwachsen der Bäume der Nehrung unterscheiden zu können, fing es zu schneien an. Es schneite und blockierte bald seine Sicht bis zum Leitwagen. Es hörte das Knacken zerbrechenden Eises. Aber es ging weiter und trieb seine Pferde nach vorn. Einmal kam es auf eine unsichere Eisscholle. Die Hinterräder brachen durchs Eis, aber die Pferde zogen alles wieder heraus . . .

Rechts sah es durchs Schneetreiben hindurch eine senkrecht aus dem Eis herausragende Wagenachse. Das Mädchen drehte nach links ab und die Pferde zogen plötzlich nach vorn. Ihre Vorderbeinhufe brachen durch—aber berührten den Boden. Es hatte das Gestade der Nehrung erreicht.28

Tausende von Flüchtlingen, die verständlicherweise zögerten, solch eine Überfahrt zu riskieren, versuchten, auf den die Küstenstrassen flankierenden Gleisen zu entlangzulaufen. Möglicherweise war das Blutbad auf den überfüllten Straßen schlimmer als das auf dem Eis. Robert Pönsgen, ein militärischer Kurier, schrieb:

Die Straße war Kilometer auf Kilometer, mit drei oder vier Fahrzeugen nebeneinander, total verstopft—Benzintanker, LKWs mit Munition, Pferdegespanne, Ambulanzen. Es war unmöglich, sich vorwärts oder rückwärts zu bewegen. Russische Jagdbomber kamen nun Welle auf Welle und warfen Bomben in jene schutzlose, unentwirrbare Masse. So könnte man sich die Hölle vorstellen. Die Munition explodierte und das auslaufende Benzin ergoß sich über Tote und Verwundete, über alle, ob Mensch oder Pferde . . . Es war das Schlimmste, das ich in all den Jahren meines aktiven Dienstes gesehen habe. Und ich sage euch, daß ich schon viel gesehen habe.29

„Zweimal wurden wir von sowjetischen Flugzeugen angegriffen, die im Sturzflug ihre Raketen verstreuten . . . “, erinnerte sich Guy Sajer bezüglich einer anderen Straße.
„Jeder Raketeneinschlag verursachte lange, blutige Furchen in der

zusammengedrängten Masse und der Wind trug für Momente den warmen Geruch von vom Körper getrennten Eingeweiden“.30

„Niemals hatte ich so viele Körper gesehen . . . “, fügte ein Zeuge, während er an der Küste entlang nach Westen zog, hinzu. „Zwischen den Körpern lagen tote Pferde umher und umgestürzte Fuhrwerke der Flüchtlinge, im Morast versunkene Militärtransporte, ausgebrannte Autos, Waffen und Ausrüstungsgegenstände . . . Es war schon niederschmetternd genug, Soldaten, die für Tage nichts zu essen hatten und völlig erschöpft waren, zu sehen, aber die Gesichter der Frauen waren noch unbeschreiblicher“.31

„Wahnsinnige Frauen warfen ihre Kinder ins Meer“, sagte ein anderer von Grauen gepackter Flüchtling. „Leute erhängten sich . . . Jeder dachte nur an sich; niemand konnte den Kranken und Schwachen helfen“.32

Während die Metzelei zu Lande im Gange war, gingen die Massaker auf dem Meer weiter. Am Morgen des 13. April fielen sowjetische Flugzeuge über die mit Flüchtlingen überladene Karlsruhe her, als der Abstand des kleinen

Frachters von den Begleitschiffen sich etwas vergrößert hatte. Von einer Bombe und Lufttorpedos getroffen, brach das Schiff auseinander und sank in Minutenschnelle. Von den tausend Menschen an Bord wurden weniger als zweihundert gerettet.33

Drei Tage später, kurz vor Mitternacht, explodierten von einem sowjetischen U-Boot abgefeuerte Torpedos in der Seite der Goya, auf der sich 7,000 Menschen befanden. So wie die Karlsruhe, brach auch die Goya schnell entzwei und sank in nur 4 Minuten auf den Meeresgrund. Zu diesem Horror kam für die in der schwarzen See Strampelnden auch noch hinzu, daß, nach der Explosion ihrer Heizkessel, eine gewaltige feurige Blase bis an die Oberfläche berstete. Als die Rettungsschiffe schließlich die Szene erreichten, wurden nur 183 Überlebende aus dem eisigen Wasser gezogen.34

✠ ✠ ✠

In der Zwischenzeit, als die Sowjets zum entscheidenden Schlag ausholten, begannen Königsberg, Memel, Gotenhafen, Pillau und andere belagerte Häfen ihren Totentanz. „Um mich herum brach die Hölle los“, sagte der Landser Robert Pönsgen während der letzten Momente von Danzig. „Auf dieses ganze Stadtgebiet wurde mit Runde auf Runde von schwerem und superschwerem Kaliber eingedroschen. Häuser brachen wie Kleinholzbündel entzwei, Dachgebälk wurde hoch in die Luft geschleudert und Mauerwerk krachte auf die Straße. Im Nu war alles von rotem Backsteinstaub umhüllt. Gelbe und rote Flammen zuckten und flackerten immer wieder durch diesen Schleier.“35

Ein Kamerad von Königsberg fügte hinzu:

Die Stadt wurde zu einer Ruine und brannte. Die deutschen Stellungen waren zerschmettert, die Gräben nach oben gepflügt, Schießscharten der Oberfläche angeglichen, Betriebe dem Erdboden gleichgemacht, Signalsysteme zerrissen und Munitionsläden zerstört. Rauchwolken bedeckten die Überreste der Häuser in der Innenstadt. Mauerwerkfragmente lagen verstreut auf der Straße umher mit vielen auf dem Rücken liegenden Fahrzeugen, mit Körpern von Pferden und menschlichen Wesen.36

In einer Welt, wo Rauch und Feuer und Bomben und Kugeln zur einzigen Realität geworden waren, war es in ihren letzten Stunden oft das Surreale, das die meisten Landser so betroffen machte. Guy Sajer berichtete von Hela:

Das letzte Opfer, das ich sah, war ein beschmutztes weißes Pferd. Ein russisches Flugzeug war getroffen worden und fiel über uns auseinander. Wir beobachteten alle, wie das Vorderteil der Maschine, deren rasender Motor ein verzweifeltes Aufheulen von sich gab, zu Boden stürzte. Der Lärm veranlaßte das außer sich vor Schreck geratene Tier dazu, sich von seinem Halfter loszureißen und mit lautem Wiehern genau dorthin zu galoppieren, wo die tosende Masse von Metall herunterkam. Es muß wohl ungefähr drei Schritte gemacht haben, bevor es getroffen wurde. Sein zerfetztes Fleisch war meterweit in alle Richtungen katapultiert worden.37

Und inmitten der allumfassenden großen Tragödie spielte sich eine Unzahl von kleineren ab. Als die Überreste der Danzig Verteidigenden sich während der Bombenruhepausen in den Straßen zurückzuziehen begannen, bestimmten die Trittbrettfahrer die einzuschlagende Richtung.

Mädels von Zoppot und Danzig saßen in einem der Beiwagen. Sie waren schon seit einigen Tagen Teil der Truppe und niemand hatte etwas dagegen. Wir wurden auf die vom Wegbereiter für den Kurier so sehr geliebte Beifahrerin aufmerksam—sie war eine hübsche Schaffnerin und er war entschlossen, sie bei der erst besten Gelegenheit zu heiraten.

Es gab irgend etwas Unheimliches in der Art, wie die engen Giebel alter Häuser in den Himmel ragten. Sie waren dünn und schienen sich im Wind zu wiegen. Ich trug mich noch mit dem Gedanken, als mich jemand von vorn warnte: „Paß auf! Die Mauer gibt nach!“ Ich sah die Motorräder für den Bruchteil einer Sekunde in unkontrollierter Bewegung herumschwirren und dann brach die Mauer in der Luft in mehrere Stücke und krachte auf die Menschenmenge. Es gab ein Dröhnen, einen Knall, eine heftige Windböe—und danach eine undurchdringliche Staubwolke. Ich stand wie angewurzelt auf dem Trittbrett.

Wir hasteten alle zur Szene der Katastrophe, wo die Trümmer fast einen Meter über den Motorrädern lagen. Alle Soldaten waren unversehrt—seit Jahren waren ihre blitzschnellen Reaktionen feingeschliffen und sie waren imstande gewesen, zur Seite zu springen. Aber die Mädels hatten sich nicht von den Beiwagen gelöst und waren alle begraben. Kalter Schweiß ergoß sich über unsere Rücken, als wir wie Wahnsinnige zu buddeln begannen. Der kleine Kurierwegbereiter schien den Verstand verloren zu haben. Wir halfen ihm, seine tote Braut aus dem Seitenwagen zu ziehen. Mit äußerster Vorsicht

wusch er ihr Gesicht, das von einer dicken Staubschicht bedeckt war.38

Als das Ende nahte, versuchten kleine verstreute Einheiten einen Ausbruch. Ein Offizier erinnert sich:

In jeder Kompanie gab es Leute, die das Land kannten. Es stellte sich später heraus, daß sie nutzlos wurden, denn in dem Inferno, das einst das Stadtzentrum war, hörte topographisches Wissen auf, hilfreich zu sein . . . An Stelle von großen durch die Stadt führenden Straßen entstanden geisterhafte Mondlandschaften. Ausgekundschaftete Pfade konnten schon nach einer Stunde unpassierbar geworden sein. Beim Aufprall von Bomben, Granaten und schweren Katjuscha Raketen gab es ein unaufhörliches Krachen, während die noch verbleibenden Fassaden der Gebäude in die Straßen stürzten und so war der Boden von mächtigen Bombenkratern zerfetzt worden.39

Während ein paar Soldaten und Zivilisten von kleinen sich an die Küste wagenden Wasserfahrzeugen gerettet wurden, bastelten sich andere mit Hilfe von Reifen und Brettern und allem, was auf Wasser treiben konnte, Flöße. Aber viel mehr Leute starben kämpfend zwischen den Ruinen oder wurden an den Stränden massakriert. Als die Städte brannten und die russischen Truppen einmarschierten, forderten die sowjetischen Lautsprecher—zwischen beschwingtem Dröhnen von Walzermusik—die Deutschen auf, sich ohne Widerstand zu ergeben, indem sie Essen, Freiheit und Sicherheit versprachen.40 Gleichzeitig flatterten Millionen von Flugblättern, die von Ilya Ehrenburg unterzeichnet waren, auf die Russen herunter: „SOLDATEN DER ROTEN ARMEE! TöTET DIE DEUTSCHEN! TöTET ALLE DEUTSCHEN! TöTET! TöTET! TöTET!“41

✠ ✠ ✠

Als Danzig fiel, kauerte Anna Schwarz, so wie alle anderen, im Keller.

In der dem Ende des Kampfes folgenden Stille hörten wir das Rollen russischer Panzer zusammen mit den ersten Jubelrufen der russischen Soldaten. Kurz danach sahen wir die Soldaten die Kellertreppe herunterkommen. Der erste russische Soldat stand vor uns und das erste Wort, das aus ihren Mündern kam war: „Uhr!“ „Uhr!“ Dann der Gestank von Alkohol, Schweiß und von schmutzigen Uniformen. Nachdem sie, mit auf uns zielenden Maschinenpistolen, unsere Uhren gestohlen hatten,

verschwanden sie in Eile, um im nächsten Keller dasselbe zu tun. Nach fünf Minuten kamen die nächsten zwei und so ging es weiter, bis wir keinen Schmuck mehr hatten und der Inhalt unserer Koffer entleert und sie am Ende auf den Kopf gestellt worden waren.

In der Zwischenzeit hörten wir die Schreie von Frauen, die von Mongolen vergewaltigt wurden. Plötzlich erschien ein russischer Soldat und ordnete in gebrochenem Deutsch an, den Keller sofort zu verlassen. Wir nahmen unsere Koffer und Rucksäcke so schnell wie wir konnten und eilten in den mit Gewehren und Soldaten gefüllten Garten. Überall brannten die Häuser, Granaten explodierten, und . . . verwundete Menschen und Pferde schrien.42

Nach dem Fall von Königsberg übte Hans Graf von Lehndorff mutig sein Amt als Krankenhauschirurg aus. Sobald die Roten Soldaten ins Gebäude hereinplatzten, brach Chaos aus, als deren Gier nach Uhren und Schmuck begann.

Das Hereinkommen der ersten Offiziere zerstörte meine letzte Hoffnung, auf annehmbare Bedingungen. Für sie bin selbst ich nur ein Kleidergestell mit Hosentaschen; sie nehmen mich nur von den Schultern bis nach unten wahr.

Ein paar Krankenschwestern, die sich in ihrem Weg befanden, wurden ergriffen, weggezerrt und dann völlig zerzaust und, bevor sie realisierten, was geschah, wieder freigelassen. Die älteren Krankenschwestern waren die ersten Opfer. Sie wanderten ziellos die Korridore entlang aber es gab keinen Platz, sich zu verbergen, und neue Peiniger stürzten sich auf sie.43

So furchtbar die Situation auch schien, sie war belanglos, verglichen mit dem, was passierte, als die Russen eine Brennerei in der Nähe des Krankenhauses entdeckten. Dr. von Lehndorff:

Sie platzten mengenweise, von der Fabrik her kommend, herein—Offiziere, Soldaten, Schützinnen, alle betrunken. Und es gab keine Chance zum Verstecken, denn von den brennenden Gebäuden der ganzen Nachbarschaft war es hell wie am Tag . . . Nun lief so etwas wie ein Strom von Ratten über uns hinweg, schlimmer als alle Ägyptischen Plagen zusammengenommen. Es verging kaum ein Moment, wo nicht der Lauf einer Automatischen gegen meinen Rücken oder Bauch gerammt wurde und eine Grimassen schneidende Maske schrie nach mir, weil er Sulfat brauchte. Es schien, daß die meisten dieser Teufel Geschlechtskrankheiten plagten . . . Von allen Seiten hörte man

verzweifelte Frauen schreien: „Dann töte mich! Töte mich!“ Aber die Peiniger zogen einen Ringkampf dem Gebrauch ihrer Gewehre vor.

Bald hatten die Frauen keine Kraft mehr, Widerstand zu leisten. Nach ein paar Stunden geschah in den Frauen ein Wandel: ihre Seele erstarb und man hörte hysterisches Lachen, was die Russen sogar noch mehr erregte . . . Ein Major, der relativ vernünftig schien, schickte nach mir . . . Dreißig oder vierzig Russen tobten sich inmitten der Patienten aus. Ich sollte ihm sagen, was das für Patienten seien. Kranke, natürlich, aber was noch? Welche Krankheiten sie hätten, wollte er wissen. Na ja, alles mögliche, Scharlach, Typhus, Diphterie . . . Er schrie auf und stürzte sich wie ein Panzer auf die Männer. Aber er kam zu spät; als der Tumult abklang, waren schon vier Frauen tot.[44]

Als das Krankenhaus zu brennen anfing, begannen von Lehndorf und seine Belegschaft mit der Evakuierung.

Bald war die ganze Hügelseite von Patienten eingenommen und die Russen hetzten wie eine Pavianhorde zwischen ihnen herum, trugen wahllos Krankenschwestern oder Patienten weg, belästigten sie und verlangten Uhren zum hundertsten Male . . . Ich trug wieder einen ziemlich schweren Mann und war gerade über den Steg gekommen, als ein Russe mich stoppte . . . Ich mußte den Mann fallenlassen. Der Russe plünderte ihn aus und schoß ihm dann—wie aus Versehen—in den Bauch und ging weiter. Der Mann saß da, mich mit einem fragenden Blick ansehend. Wenn ich ihm nur einen Gnadenschuß geben könnte! Ich gab ihm statt dessen Morphium und ließ ihn am Wegrand liegen.[45]

Bei Nacht verzehnfachte sich der Horror, denn die betrunkene Meute tobte sich aus, indem sie mordete und vergewaltigte.
„Großmutter ist zu alt“, sagte schützend Klara Seidler, als ein junger Soldat sie in eine Telefonzelle trieb.
„Großmutter muß“, sagte der Triebtäter immer wieder.
Nahe der Kabine wurde eine junge Mutter ergriffen, die versuchte, ihre drei Kinder in den Keller schlüpfen zu lassen. Als die Kinder zu schreien begannen, kam ein Riese von Soldat und schleuderte sie, mit dem Kopf voran, gegen die Mauer, eins nach dem anderen. Trotz ihres eigenen Martyriums konnte sie nie den Klang der kleinen zerschmetterten Köpfe vergessen.

Nachdem die Vergewaltiger weg waren und die nächste Horde herankam, versuchten Klara und andere Frauen vergeblich, die hysterische Mutter abzuschirmen. Die kreischende Frau wurde zu Boden geworfen und die Soldaten, einer nach dem anderen, schändeten sie.46
Sobald Danzig gefallen war, wendeten sich Hunderte von Frauen und Mädchen an einen Offizier, sie zu beschützen. Der Russe zeigte auf eine katholische Kirche. Als die weiblichen Wesen unversehrt darin angekommen waren, rief der Offizier seine Männer zusammen und deutete auf die Kirche; und der Horror—mit Glockengeläut und dröhnenden Orgelpfeifen—hörte während der ganzen Nacht nicht auf. Einige der Frauen wurden dort mehr als dreißigmal vergewaltigt.
„Selbst achtjährige Mädchen wurden geschändet und Jungen, die ihre Mütter zu beschützen versuchten, erschossen", seufzte ein Priester.47

✠ ✠ ✠

Der sich an der Ostseekueste abspielende blutige Alptraum war derselbe, wo immer die Sowjets deutschen Boden betraten. In vielen Ortschaften Schlesiens, Preußens, Pommerns und in den deutschen Gemeinden der Tschechoslowakei, Rumäniens, Ungarns und Jugoslawiens herrschte der Schrecken schon für Wochen. Dort waren die entsetzlichen Grausamkeiten nur wenig, wenn überhaupt, abgeklungen und es erschien manchen, als ob die Roten Soldaten miteinander in einem wahnsinnigen Wettstreit lägen, wer von ihnen am besten zerstören, morden und vor allem: vergewaltigen konnte. Auf einige Frauen und Kinder gingen die Roten zehn, zwanzig ja selbst dreißigmal die Nacht los und es war durchaus nicht ungewöhnlich, daß eine Frau die Woche hundertmal sexuell mißbraucht wurde.

„Man konnte es kaum noch Vergewaltigung nennen . . . ", klagte ein Opfer. „Die Frauen wurden zu passiven Apparaten".48
Tausende starben natürlich von Blutungen und viele, die überlebten, fühlten und führten sich „wie Zombies" auf. Eine Atempause, lebendig oder tot, gab es für Keinen.
„Russische Soldaten gingen sogar soweit, weibliche Leichen, die in Totenhallen auf dem Friedhof vor ihrer Beerdigung aufgebahrt waren, zu schänden", bekannte ein Geistlicher aus Rosenberg.49
Verzweifelt, ihr kleines Kind vor noch mehr sexuellem Mißbrauch zu bewahren, flehte eine verzweifelte Frau bei einem kommandierenden Offizier um Gnade. „Er fragte nach dem Mädchen," schrieb ein Zeuge „und als sie

beide da waren, vergewaltigte er auch sie und schickte sie dann nach Hause“.50

„Unsere Kumpel waren so sexuell ausgehungert“, lachte ein russischer Major, „daß sie oft alte Frauen von sechzig, siebzig oder sogar achtzig Jahren —sehr zur Überraschung der Alten, wenn nicht sogar völliger Freude, vergewaltigten. Aber ich gebe zu, daß es ein widerliches Geschäft war, und der Leumund, was die Kasachstaner und asiatischen Truppen anbetrifft, war besonders niederschmetternd“.51

Alles in allem betrachtet erregte in hartgesottenen Kommunisten nichts Deutsches größeren Haß—nicht einmal die nationalsozialistische Partei—als die christliche Religion, besonders aber die katholische Kirche. Ein Priester von Grottkau erläutert die Zusammenhänge:

Er war äußerst gottlos und der Anblick meines Priestergewandes machte ihn offensichtlich wütend. Er wollte immer wieder, daß ich die Existenz Gottes verleugne und riß mein Andachtsbuch an sich und warf es auf den Boden. Am Ende zerrte er mich heraus auf die Straße und drückte mich an die Mauer, um mich zu erschießen . . . Er hatte mich gerade an die Wand gestellt, als Männer, Frauen und Kinder, die im Haus gewesen waren . . . auf den Plan traten. Daraufhin zerstreute er die Menge mit einem wahllosen Umherschiessen in alle Richtungen. Als er und ich schließlich wieder allein waren, legte er seine Pistole auf mich an, aber sie war leer. Als er anfing sie aufzuladen, erschienen zwei Offiziere, die die Schüsse gehört hatten. Sie stürzten sich auf ihn und nahmen seine Pistole an sich . . . und zerrten ihn weg.52

„Er stand am Altar wie ein Herrscher und besah uns triumphierend“, erinnerte sich ein Priester aus einer anderen Kirche.

Dann befahl er unserem alten Vikar, mit ihm nach draußen zu gehen. Nach einer Viertelstunde kamen sie zurück. Der Gesichtsausdruck des Vikars war haarsträubend. Er brach vor dem Altar zusammen und murmelte: „Erschieß mich, aber erschieß mich hier, am Altar. Ich widersetze mich, den Altar zu verlassen!“ Die Nonnen kreischten: „Schieß nicht! Schieß nicht!“ Der Russe grinste triumphierend angesichts seiner Macht und Stärke. Mit einer arroganten Geste entfernte er sich vom Vikar.53

So viel Glück, wie in diesem Fall, hatten die Priester meist nicht. Viele starben in vorgeschriebener marxistischer Weise: Kugel in den Nacken und

Schädel eingeschlagen.54 Für einige Sowjets waren Nonnen ein besonderes Ziel der Entwürdigung. Ein Priester von Klosterbrück offenbart:

Sie wurden von Offizieren während mehrerer Stunden gefoltert und vergewaltigt. Schließlich kamen sie mit schwarz und blau geschlagenen geschwollenen Gesichtern zurück . . . Im Nachbardorf . . . ließen die Russen alle Schwestern in einem Raum zusammenkommen. Einigen der jüngeren Schwestern war es gelungen, sich gerade noch rechtzeitig im Wassertank im Dachgeschoß zu verstecken. Der übriggebliebene Rest wurde auf furchtbarste Art mißhandelt. Sie versuchten, sich zu verteidigen, aber ohne Erfolg. Sie wurden von den Russen brutal vergewaltigt, selbst die ältesten, achtzigjährigen Nonnen. Vier Stunden lang durchwühlten die Russen das Haus und benahmen sich wie wilde Tiere. Am nächsten Morgen prahlten sie, daß es nun im Kloster keine Jungfrauen mehr gäbe.55

„Die Schwestern waren völlig erschöpft, als sie zurückkamen . . . Wir saßen alle zusammengedrängt in einem kleinen Raum und beteten . . . “, schrieb ein Zeuge aus einer anderen Gemeinde. „Wir hörten immer wieder schwere sich nähernde Schritte und Russen kamen und gingen. Gegen Mitternacht betrat eine neue Gruppe jener Unmenschen den Raum. Sie traten auf die ein, die auf dem Fußboden lagen, um sich etwas auszuruhen; feuerten Schüsse an die Decke und rissen die Hauben von den Köpfen der Schwestern. Ich werde nie die schrecklichen Schreie der Frauen und Kinder vergessen können“.56

Wie ihre Laienschwestern wurden auch die Nonnen mit solch sadistischer Regelmäßigkeit vergewaltigt, daß manche einfach zu beten aufhörten. Aber nicht die meisten.

Plötzlich versetzte er dem Priester einen so harten Schlag an den Kopf, daß er zu bluten begann. Daraufhin wurde der Russe sogar noch wütender; er raste auf ein paar Nonnen zu, zerriß ihre Kleidung und fing an, sie mit seinem Schwert zu schlagen. Schließlich zerrte er eine junge Nonne in eine Ecke, um sie dort sexuell zu mißbrauchen. Wir konnten nichts tun, als beten, daß der Herrgott Gnade walten ließe. Plötzlich öffnete sich die Tür beim Altar und ein großer, junger Offizier erschien. Er verstand sofort, was hier passierte, rannte zur Rückseite der Kapelle, packte den anderen Offizier, warf ihn auf den Fußboden wie einen Sack Mehl, mit dem Fuß auf seiner Brust und nahm ihm das umklammerte Schwert weg. Dann rief er nach zwei Soldaten, die den alten Offizier packten und wie ein Holzscheit aus der Kapelle hinauswarfen.

Er kam zu uns zurück und sagte, daß wir uns nicht länger fürchten sollten und für den Fall, daß der Offizier zurückkäme, postierte er zwei Wächter vor der Kapelle.57

✠ ✠ ✠

Wie aus dem oben beschrieben hervorgeht, waren es die von der sowjetischen Armee an den Tag gelegten verwirrenden Widersprüchlichkeiten, vor denen die Deutschen am meisten erschraken. Wie einem großen, wilden Tier gegenüber, konnten seine Opfer sich seines Verhaltens nie sicher sein. Die Deutschen nahmen selbst in ihrer schlimmsten Not dieses verblüffende Paradox zur Kenntnis. Im Zeitraum eines Tages, einer Stunde, oder nur wenigen Minuten, bestand die Möglichkeit, den Extremen der russischen Armee ausgesetzt zu sein—vom korrekten, rücksichtsvollen und immer nüchternen Hauptmann, der perfekt Chopin zu spielen verstand, zum grölend betrunkenen Major, der kurze Zeit darauf eintrat und nicht nur das Klavier, sondern dazu auch noch den Salon zerstörte. Und selbst unter den Soldaten gab es ein Wirrwarr von Widersprüchlichkeiten. Von ihren Landsleuten Tolstoi und Dostojewski als „Erwachsene Kinder . . . sowohl in ihrem Denken als auch Handeln völlig unzuverlässig“ beschrieben, waren die unglaublichen Gefühlsschwankungen des durchschnittlichen russischen Soldaten in der Tat etwas Grauenerregendes.58

„Sie sind alle so“, versicherte eine kopfschüttelnde und es nicht glauben könnende Bauersfrau. „Von einer Sekunde zur nächsten können sie vom Freund zum Feind werden und damit total andere Menschen“.59

Derselbe Soldat, der eine flehende Mutter brutal schlug, biß und vergewaltigte, konnte in der Tat im nächsten Moment ihr Kleinkind sanft streicheln und sich anschmiegen. Während viele der Schänder in keiner Weise vom Weinen oder Geschrei von Kindern verunsichert werden konnten, waren die meisten anders.

„Sie schubsten Fräulein Behn vor sich her ins Schlafzimmer“, schrieb eine Frau, „als plötzlich einer von ihnen, als sie den Säugling und das vierjährige . . . zusammen im Kinderbett schlafend, zu sehen bekamen, innehielt: ‚Kleines Kind‘ auf deutsch sagte und offensichtlich überrascht war. Die zwei Soldaten starrten während einer vollen Minute aufs Kinderbett und verließen danach

auf Zehenspitzen die Wohnung“.60

Viele stellten auch fest, daß ein krankes Kind oft Grund genug für sie war, von einer Vergewaltigung abzusehen. Die meisten Russen zeigten eine unverfälschte Zuneigung zu deutschen Kindern, fütterten sie, spielten mit ihnen und erlaubten ihnen Dinge, die für die Erwachsenen den sicheren Tod bedeutet hätten. Wenn kleine Jungen in einem Dorf von sowjetischen Funktionären mit summarischer Exekution bedroht wurden, falls sie mehr Kohle von dem Eisenbahnwagen klauten, erreichten diese Anordnungen niemals die Wächter.

„Als sie die Jungen mit ihren Wagen ankommen sahen“, sagte ein Beobachter, „drehten sie ihnen den Rücken zu und stießen die Kohle mit ihren Füssen nach unten, damit die Jungen sie auflesen könnten“.61

„Sie hatte entdeckt, daß es ihrer blonden engelsgleichen Tochter niemals mißlang, die Soldaten zu entzücken“, vermerkte Regina Shelton bezüglich einer Freundin. „Während sie das Kind nahe bei sich behielt, erlaubte sie es, daß fremde Männer mit ihr sprachen und sich an sie anschmiegten. Ob es ein Nationalcharakter, wie manche meinen, oder einfach das Verlangen einsamer Männer nach ihren Familien war, keinen Russen, den wir treffen, oder über den wir sprechen hören, hat diesem oder jenem Kind etwas zuleide getan“.62

Traurigerweise war dies nicht die ganze Wahrheit. Wie unzählige kleine Leichname bekundeten, war Unschuld keine Garantie für Sicherheit. „Frau K. hat ihr kleines Mädchen Gretel, die neun war, verloren“, berichtete ein schlesischer Priester. „Sie wurde von den Russen erschossen, weil sie versucht hatte, zu verhindern, daß ihre Mutter vergewaltigt würde“.63

Neben ihrer Armbanduhrbesessenheit reihte sich das Fahrrad als die von den Sowjets am meisten begehrte Neuheit ein. Trotz all des sie umgebenden Chaos und Horrors blickten manche Deutsche ungläubig drein, als die Russen diesen eigenartigen Apparat „entdeckten“. „Sie beschlagnahmten jedes Fahrrad im Dorf“, sagte ein Betrachter, „aber wußten nicht, wie es funktioniert, fielen vom Rad, versuchten es immer wieder, bis ein Obergefreiter in einem Wutanfall alles kaputtschlug. Plötzlich folgte ihm der Rest in einer Orgie des Kaputtschlagens und sie ließen einen Berg von zerstörten Fahrrädern auf der Straße zurück“.64

„Es war ziemlich lustig“, fügte ein anderer Beobachter hinzu, „zu

beobachten, wie sie aufs Fahrrad stiegen, herunterfielen, sich vom Boden aufrafften, vom Fahrrad wieder Besitz ergriffen, es in Wut herunterwarfen und es mit Tritten bedachten".65

Obwohl entmutigt und wütend, kamen einfache Soldaten immer wieder, es erneut zu versuchen, diesen Apparat zu meistern. Einer, der es sah, bemerkte: „Fahrrad zu fahren war beseligend für diese Männer, so beseligend, wie ein neues mechanisches Spielzeug für Kinder ist. Sie schrieen vor Freude, wenn alles gut ging, und kreischten in Schmerz, wenn sie herunterfielen oder in voller Geschwindigkeit gegen Mauern fuhren. Kein Fahrrad war vor ihrer Umklammerung sicher und weil es davon nicht genug gab, kämpften sie untereinander um sie".66

✠ ✠ ✠

Vom ersten Schritt ins Reich an waren die Russen vom Wohlstand eingeschüchtert. Wie oft beschrieben, gelang es den deutschen Frauen anfangs, Vergewaltigungen aus dem Weg zu gehen, indem sie sich auf Dachböden versteckten. Nur an den primitiven Schlamm und die Stockhäuser ihres primitiven Heimatlandes gewöhnt, fürchteten sich einige Sowjets vor Treppen. Im Dreck herumzustrolchen gewohnt, hatten die Roten Truppen nun Zugang zu einer Welt, die ihnen unbegreiflich war.
„Warum du Krieg?" fragte ein ungläubiger Russe einen Deutschen.

„In Deutschland gibt es alles. Hier gibt es aus einem Haus mehr Besitz mitzunehmen, als ein ganzes Dorf in meinem Land hat . . . "67

„Jedes Schubfach war voll von Dingen!" fügte ein staunender Genosse hinzu.68
Die vielen Autos, Traktoren, Motorräder, Waschmaschinen, Heizöfen, Mixer, Radios und anderen alltäglichen Gebrauchsartikeln der modernen Welt waren jenseits jeglichen Begriffsvermögens für viele Sowjets. Selbst Elektrizität und Klempnerei stellten in ihren Augen waren reine Wunderquellen dar. Manche Soldaten schnüffelten neugierig an Wasserhähnen in deutschen Küchen herum, naiverweise erwartend, daß man sie einfach in die Wand stecken könnte, um fließendes Wasser zu erhalten. Andere packten behutsam Glühbirnen ein, in der Erwartung, Magie in ihre Dörfer zu importieren. Viele Russen lehnten es ab, zu glauben, daß Toiletten für etwas anderes als fürs Kartoffeln waschen benutzt werden könnten.

„Alle von uns, Offiziere und Männer, sahen die Reichtümer und den Wohlstand eines kapitalistischen Landes und wir konnten unseren Augen nicht trauen. Wir hatten niemals geglaubt, daß es solche eine Fülle von Waren geben könnte“, gab ein Soldat zu.69

Sich darüber im Klaren, daß dieser Reichtum einen starken Einfluß auf ihre Männer haben würde—und zu Verdächtigungen Anlaß geben könnte—erklärten die Kommissare im vorhinein, daß all der deutsche Eigentum von anderen Leuten in anderen Ländern gestohlen worden war.70 Nur die einfachsten Roten Soldaten akzeptierten solche Worte. Lali Horstmann erinnerte sich: „In Rußland haben nur die Oberen alles, wir haben nichts, sagte er, heftig auf den Tisch schlagend. Viele andere denken wie ich; wenn du das wiederholst, wirst du erschossen, fuhr er mit tieferer Stimme fort, indem er scheu um sich blickte. Obwohl er kein anderes, als nur das kommunistische System kannte, war er dennoch ein menschliches Wesen“.71

Es war vielleicht diese kalte, grausame Realität—mehr als Motive von Rache oder von Propaganda—die die pestartige Zerstörung erklärte, die über das östliche Deutschland hinwegfegte. Es reichte nicht aus, zu morden, zu vergewaltigen oder zu plündern, die Rote Armee schien darauf versessen zu sein, als Wiedergutmachung für die von ihrer eigenen Regierung erlittene Behandlung, alles, was sie berührte, vernichten zu wollen.72 Häuser, die das Glück hatten, nicht in Brand gesteckt zu werden, wurden gewöhnlich in übelster Weise zerstört oder zugerichtet. Als Erika Hansens Mutter und Schwester zu ihrem Haus in Schoeneiche zurückkehrten, wurden sie von „einem verheerenden Gestank begrüßt, der ihnen den Atem verschlug“. „Alle Mauern waren mit menschlichen Exkrementen beschmiert worden . . . “, berichtete Erika mit Abscheu. „Möbel waren zerschlagen worden und Teile davon aus den Fenstern geworfen . . . Abfall und Schmutz bedeckte jedes Zimmer, als ob ein Tornado hindurchgebraust wäre“.73

Als ein schlesischer Pastor beschloß, den einem Konvent und einer Kirche zugefügten Schaden zu beurteilen, entdeckte er ein „komplettes Chaos“.

Ich ging durch die leeren Zimmer; alles Bettzeug war aufgeschlitzt und die Federn lagen überall wüst auf dem Fußboden umher. Bücher, bis zur Unbenutzbarkeit beschädigt, lagen verstreut in den Räumen und die Russen hatten sie mit Sirup und Eingemachtem übergossen und hatten sie—als Krönung ihrer uns gebrachten Zivilisation—sogar mit Exkrementen versehen. Übrigens könnte man diese Beschreibung als eine für jedes Haus unserer der Stadt zutreffende bezeichnen.74

Die Verwüstung auf dem Lande stand der in den Städten in nichts nach. In der Tat war die über die Landschaft rollende Woge ein Gifthauch biblischen Ausmaßes. Scheunen wurden verbrannt, Getreide vernichtet, selbst Obstgärten und Baumschulen wurden umgesägt oder mit gepanzerten Fahrzeugen mutwillig plattgemacht. Ein russischer Soldat berichtet: „Ein Leutnant zog ein Messer, ging zu einer Kuh und gab ihr am Unterteil ihres Kopfes den Todesstoß. Die Füße der Kuh falteten sich zusammen, sie fiel, während der Rest der Herde wie verrückt brüllte und in panischer Angst wegrannte. Der Offizier wischte die scharfe Klinge an seinen Stiefeln ab und sagte: ‚Mein Vater schrieb mir, daß die Deutschen eine Kuh von uns genommen hätten. Nun sind wir quitt‘ “.75
Wie eine außer Kontrolle geratene Maschine übertrug die Rote Armee ihre Wut und ihren Haß auf alles, was sie berührte. „Ich erkannte eine große Anzahl preußischer und an Wagen angeschirrter Pferde mit Reitern auf ihren Rücken“, erinnerte sich ein deutscher Gefangener. „Die Pferde waren, da sie nun an die schrecklichen, ihnen aufgezwungenen Gangarten gewöhnt waren, völlig lustlos geworden—von einem hochausschreitenden Trab in einen rabiaten Galopp übergehend. Es war eine Qual, zu hören, wie sie auf den Asphaltstraßen vorbeipreschten, mit ihren Köpfen ruckweise nach hinten gezogen, mit eingerissenen und blutenden Mäulern“.76

Nichts entkam der Raserei. Derselbe Zeuge fährt fort: „Auf einen Storch, der wohl gerade vom Süden zurückkam, wurde von den Russen, die unsere Gruppe leiteten, mit einer Maschinenkanone gefeuert. Überrascht davon, flog der Vogel nach oben und in Richtung Groß Gernau, das vor uns an einem kleinen Hügel lag. Über dem Dorf holte ihn ein Hagel von hundert Kugeln wie einen Stein herunter“.77

Selbst Karpfenteiche wurden gesprengt und die Fische zum Verrotten zurückgelassen. „Nichts ist schuldlos“, proklamierte Genosse Ehrenburg in über der Front abgeworfenen Flugblättern. „Töte, töte, töte!“

✠ ✠ ✠

Von allen Methoden, die sie benutzte, ihrem Zorn Ausdruck zu geben, hielt die Rote Armee Vergewaltigungen für die beste. Von acht bis achtzig, gesund oder krank, drinnen oder in Freien, in Feldern, auf Bürgersteigen, gegen Mauern, die seelische Massakrierung der deutschen Frauen ging unvermindert weiter. Wenn die vergewaltigten Körper unbenutzbar geworden

waren, wurden gewöhnlich Stöcke, Eisenstangen und Telephonhörer in ihre Scheiden gerammt.78

„Dergleichen“, schrieb ein Zeuge, „passierte bald in solch einem Ausmaß, daß es viele der sowjetischen Offiziere erschaudern ließ“.79
Obwohl rote Offiziere zweifellos „schauderten“, fehlte den meisten allerdings entweder die moralische, körperliche oder politische Autorität, es zu stoppen. Mit keinen sie zurückhaltenden Satzungen oder Regulierungen, Gesetzen oder Disziplin, hatte der Abschaum vom Abschaum seinen großen Tag, indem er seinen sadistischen Phantasien freien Lauf ließ. Als im Februar 1945 sowjetische Soldaten die Stadt Neustettin eroberten, entdeckten sie verschiedene große Lager des Frauenarbeitsdienstes, einer meist aus Mädchen bestehenden Organisation, die an verschiedenen Projekten arbeiteten, von Krankenpflege bis zu Straßenausbesserung. Eine junge Brasilianerin, die neunzehnjährige Leonora Cavoa, war Mitglied einer dieser Gruppen. Weil ihr Land auf gutem Fuß mit den Alliierten stand, wurde Leonora eine besondere Behandlung vom zuständigen Kommissar eingeräumt. Als ihr Lager von fünfhundert Mädchen zu einer Eisengießerei überführt wurde, ging Leonora voran.

Der Kommissar war sehr höflich zu uns und wies uns in die Ausländerbarracken der Fabrik ein. Aber der uns zugeteilte Raum war zu klein für alle von uns und ich ging deshalb zum Kommissar, um mit ihm darüber zu sprechen. Er sagte, daß es im Grunde genommen nur eine zeitweilige Einteilung wäre und daß ich ins Stenotypisten Zimmer gehen sollte, wenn es zu überfüllt für mich sei—was ich froh akzeptierte. Er warnte mich aber gleich davor, von nun an irgendwelchen Kontakt mit den anderen zu haben, da sie Mitglieder einer illegalen Armee waren. Mein Protest, daß das nicht so war, wurde mit der Bemerkung unterbrochen, daß man mich, falls ich so etwas wieder sagen sollte, einfach erschießen würde.

Plötzlich hörte ich ein lautes Geschrei und Rote Armeesoldaten brachten fünf Mädchen herein. Der Kommissar befahl ihnen, sich auszuziehen. Als sie es aus Bescheidenheit heraus ablehnten, befahl er mir, es an ihrer Stelle zu tun und uns allen, ihm zu folgen. Wir durchquerten den Garten zur früheren Arbeitsküche, die—ausgenommen ein paar Tische an der Fensterseite—völlig entleert worden war. Es war furchtbar kalt und die armen Mädchen zitterten. Im geräumigen fliesenbelegten Raum warteten ein paar Russen auf uns und machten Bemerkungen, die alle—nach dem daraufhin ausbrechenden

schallenden Gelächter zu urteilen—sehr obszön gewesen sein müssen. Der Kommissar befahl mir, zuzusehen und zu lernen, wie man die Meisterrasse in wimmernde Elendsbrocken verwandeln würde.

Nun kamen zwei Polen herein, nur mit Hosen bekleidet und bei ihrem Anblick schrieen die Mädchen auf. Sie ergriffen das erste Mädchen und bogen es über die Tischkante zurück bis seine Gelenke knackten. Ich wurde fast ohnmächtig, als einer von ihnen sein Messer nahm und vor den Augen der anderen Mädchen ihre rechte Brust abschnitt. Für einen Moment hielt er inne und schnitt dann die andere ab. Ich habe nie jemanden so verzweifelt schreien gehört, wie dieses Mädchen. Nach dieser Handlung stieß er sein Messer mehrere Male in ihren Unterleib, was wiederum das Gelächter der Russen nach sich zog.

Das nächste Mädchen weinte um Gnade, aber vergeblich—es schien, als ob die grauenvolle Tat sich sogar besonders langsam abspielte, weil sie besonders hübsch war. Die anderen drei waren zusammengebrochen, sie riefen nach ihren Müttern und flehten um einen schnellen Tod, aber dasselbe Schicksal erwartete auch sie. Das letzte der Mädchen war fast noch ein Kind, fast ohne entwickelte Brüste. Sie zogen buchstäblich das Fleisch so sehr von ihren Rippen, bis die weißen Knochen zum Vorschein kamen.

Fünf weitere Mädchen wurden hereingebracht. Sie waren diesmal sorgfältig ausgesucht worden, alle waren gut entwickelt und hübsch. Als sie die Körper ihrer Vorgängerinnen sahen, fingen sie zu schreien und zu kreischen an. Sie versuchten schwächlich, sich zu verteidigen aber es half ihnen nichts, da die Polen sie nun sogar noch grausamer ergriffen. Sie schlitzten den Körpers eines der Mädchen der Läng nach auf, und schütteten eine Büchse Maschinenöl in die Öffnung, um es anzuzünden. Ein Russe schoß einem der Mädchen in die Genitalien, bevor er ihre Brüste abschnitt.

Lautes Geschrei der Zustimmung brach aus, als jemand eine Säge aus der Werkzeugkiste nahm. Diese wurde dazu benutzt, die Brüste der anderen Mädels zu zerfetzen, was bald dazu führte, daß der Fußboden blutüberströmt war. Die Russen waren im Blutrausch. Immer mehr Mädchen wurden hereingebracht.

Ich sah diese gräßlichen Geschehnisse wie durch einen roten Dunstschleier. Immer wieder hörte ich die furchtbaren Schreie, wenn die Brüste gefoltert

wurden und das laute Aufstöhnen bei der Verstümmlung der Genitalien . . . Es war immer dasselbe, das Flehen um Gnade, die schrillen Schreie beim Brüste abschneiden und das Stöhnen bei der Verstümmlung der Genitalien. Die Schlachterei wurde mehrere Male vom Wegfegen des Blutes und vom aus dem Zimmer Schaffen der Körper unterbrochen . . . Als meine Knie einknickten zwängte man mich auf einen Stuhl. Der Kommissar vergewisserte sich die ganze Zeit, daß ich auch zusähe, und als ich mich übergab, stoppten sie ihre Folterungen sogar. Ein Mädchen war nicht vollständig nackt, es mag auch etwas älter als die anderen, etwa siebzehn, gewesen sein. Sie tränkten seinen Büstenhalter in Öl und zündeten ihn an und während es schrie, schoben sie einen dünnen Eisenstab in seine Scheide, bis er am Bauchnabel wieder herauskam.

Im Garten wurden Gruppen von Mädchen mit Knüppeln totgeschlagen, nachdem die hübschesten von ihnen für die Folterung ausgewählt worden waren. Die Luft war von den Todesschreien vieler Hunderter von Mädchen getränkt.80

Zuzüglich der fünfhundert Opfer im Eisenwerk ereilte schätzungsweise 2000 andere Mädchen in den Lagern von Neustettin ein ähnliches Schicksal.81

Und trotzdem, so garstig und verdorben die vielen Verbrechen auch waren, so blieb der durchschnittliche Sowjetsoldat dennoch ein Rätsel. Nach jedem Akt von Brutalität schien der Russe fähig, Freundlichkeit an den Tag zu legen. „Es ist nötig, um all dies zu verstehen“, erklärte ein Mann, „erfahren zu haben, wie ein russischer Soldat sein letztes Brot mit deutschen Kindern teilte oder wie ein russischer Fahrer, eine alte Frau, ohne darum gebeten worden zu sein, in seinen Laster lud und sie, zusammen mit ihrem halb zerbrochenen Handwagen, nach Hause brachte. Aber es ist ebenso nötig, erfahren zu haben, wie derselbe Mann in einem Friedhof auf der Lauer lag, um Frauen und Mädchen zu überfallen, um sie auszuplündern und zu vergewaltigen. Solche Dinge passierten tag-täglich“.82

„Immer diese Extreme,“ fügte ein anderes Opfer hinzu. „Entweder ‚Frau, komm!‘ und Exkremente im Wohnzimmer oder gebildetes Benehmen und Verbeugungen“.83

Das Schicksal eines Priesters in Ritterswalde war das Schicksal von Tausenden von Deutschen.

Sie behandelten uns ziemlich freundlich. Zwei russische Soldaten kamen dann wieder zurück zur Kapelle, baten uns Zigaretten an und setzten sich, nicht weit vom Altar, hin. Ich blieb vor dem Altar stehen und wir versuchten, uns in einem Mischmasch von polnisch, russisch und deutsch, zu verständigen. Plötzlich erschien ein dritter Russe in der Tür, sein Blick fiel auf mich und sein Revolver zielte in meine Richtung. Eine Kugel ging durch meine Lungen und eine andere traf mich am Oberschenkel. Ich brach vor dem Altar zusammen.84

Verständlicherweise fanden viele Deutsche, wie der oben beschriebene, das „Leben" in solch einer unberechenbaren Welt unerträglich. Daraus folgte, daß viele die einzige letzte Alternative anwendeten.

„Pater, ich kann nicht weiterleben", murmelte eine Frau ihrem Priester zu. „Dreißig von denen haben mich letzte Nacht vergewaltigt".85
Oftmals konnten Geistliche, wie der oben beschriebene, Selbstmorden, die in einigen Städten bis zu einem Viertel der Bevölkerung hinwegrafften, entgegenwirken. In den meisten Fällen taten sie es aber nicht.
„Wir kreischten, wir flehten sie an, uns in Ruhe zu lassen", sagte ein Vergewaltigungsopfer in Striegel, „aber sie hatten kein Erbarmen mit uns. Wir beschlossen, unser Leben zu beenden".

Jeder besaß ein Messer und ein Stück Strick. Frau P. war die Erste. Die junge Frau K. erhängte ihre Tochter zuerst und dann sich selbst. Ihre liebe Mutter tat dasselbe mit ihrer Schwester. Nun blieben nur zwei von uns. Ich bat sie, den Strick für mich vorzubereiten, denn ich war zu verärgert, es selber zu tun. Dann umarmten wir uns noch ein letztes Mal und stießen das Gepäck, auf dem wir gestanden hatten, weg. Ich konnte jedoch den Fußboden mit meinen Zehen berühren . . . der Strick war zu lang. Ich versuchte es wieder und wieder—ich wollte sterben. Ich blickte nach rechts und links, wir hingen in einer Reihe. Die hatten es gut, die waren tot. In diesem Fall blieb mir nichts anderes übrig, als mich selbst vom Strick zu befreien.86

Obwohl nicht vollstreckt von eigener Hand, entschlossenen sich andere Frauen ebensogut zum Selbstmord.

Ein großer Russe kam herein. Er sprach kein Wort, blickte im Zimmer umher und ging dann nach hinten, wo all die jungen Mädchen und Frauen saßen. Mit seinem Finger winkte er auf einmal meiner Schwester zu. Als sie nicht

gleich aufstand, ging er nah an sie heran und hielt seine Maschinenpistole an ihr Kinn. Alle schrieen laut, aber meine Schwester saß stumm da und war nicht in der Lage, sich zu bewegen. Dann fiel ein Schuß und ihr Kopf fiel zur Seite und Blut strömte heraus. Sie war sofort tot, ohne einen einzigen Laut abzugeben. Die Kugel war von ihrem Kinn zum Gehirn gegangen und ihr Schädel war völlig zerschmettert. Der Russe sah uns alle an und ging wieder weg.87

In der Zwischenzeit, was das noch verbleibende Reich anbetrifft, wußten die meisten Deutschen vom brutalen Schicksal, von dem ihre Landsleute heimgesucht worden waren, noch überraschend wenig. Zweifler schrieben die haarsträubenden Berichte über den Genozid der Propagandamaschine des Dr. Göbbels zu. Die Wahrheit wurde nun aber Stück für Stück sichtbar. Nachdem eine kleine deutsche Konterattacke Neustettin zeitweilig zurückerobert hatte, begannen junge Soldaten, die nichts vom Herumtoben der Russen hinter der Fronlinie wußten, ihre Gefangenen zusammenzutreiben. „Dann geschah etwas Unerwartetes", erinnerte sich ein erstaunter Landser.

Verschiedene deutsche Frauen rannten auf die Russen zu und stachen mit Gabeln und Messern von Eßbestecken auf sie ein . . . Erst als ich mit meiner Maschinenpistole in die Luft schoß, wichen sie zurück und verfluchten uns ob unserer Anmaßung, diese Bestien beschützen zu wollen. Sie beschworen uns, ins Haus zu gehen und uns anzusehen, was dort geschehen war. Wir taten es, eine Gruppe nach der anderen, und waren zutiefst bestürzt. Wir hatten so etwas noch nie gesehen - absolut unglaublich und abscheulich!

Nackte, tote Frauen lagen in vielen der Räume. Hakenkreuze waren in ihre Unterleiber eingeritzt; bei einigen kamen die Eingeweide heraus; abgeschnittene Brüste, aufgedunsene, geschwollene, krankenhausreif geschlagene Gesichter. Andere waren mit ihren Händen und Füssen an Möbeln festgebunden und massakriert worden. Ein Besenstiel kam aus der Scheide der einen, ein Besen aus der einer anderen heraus . . .

Die Mütter waren gezwungen, Zeugen der von zwanzig Männern durchgeführten Vergewaltigungen ihrer zwölfjährigen Töchter zu werden; die Töchter ihrerseits sahen, wie ihre Mütter, ja selbst ihre Großmütter, sexuell mißbraucht wurden. Sich widersetzende Frauen wurden brutal zu Tode gefoltert. Es gab keine Gnade . . .

Die Frauen, die wir befreiten, befanden sich in einem fast unbeschreiblichen Zustand . . .

Ihre Gesichter hatten verwirrte, leere Blicke. Es war unmöglich, einige, die auf und ab liefen und dieselben Sätze in einem fort wiederholten, anzusprechen. Wir waren, nachdem wir die Konsequenzen der bestialischen Greueltaten gesehen hatten, furchtbar aufgeregt und kampfentschlossen . . . Wir wußten, daß der Krieg verloren war; es war aber unsere Obliegenheit und heilige Pflicht, bis zur letzten Kugel weiterzukämpfen.88

6 Die Letzte Kugel

W

ährend sich im Osten das Ende des nationalsozialistischen Deutschland abzeichnete, rückte es auch im Westen pausenlos näher. Im Gegensatz zur grölenden Barbarei

des Ostens voll alptraumhafter Grausamkeit kam die Niederlage im Westen methodisch, gnadenlos und verglichen mit dem Standard des Ostens, nahezu lautlos.

Nach ihrer verheerenden Niederlage während der Ardennenoffensive im Dezember 1944, zog sich die Wehrmacht zurück und formierte sich hinter dem „Westwall“, einer weitgehend erdachten Linie, die in groben Zügen als die Westgrenze des Reiches galt, neu. Dort, wie auch anderswo, war die deutsche Armee nur noch ein trüber Schatten ihres einstigen Selbst, zahlenmäßig haushoch unterlegen in Männern und Material, aber vor allem in der Luft überfordert.

„Gegenüber der riesigen materiellen Überlegenheit der Amerikaner, ohne deren Hilfe die Russen und Briten längst kapituliert hätten, fühlten wir uns machtlos . . . “, erklärte ein deutscher Offizier.1

Trotzdem war der sehr unter Druck stehende deutsche Landser dem amerikanischen „GI“ und dem britischen „Tommy“ haushoch überlegen. Sooft die beiden Seiten in einer annähernd gleichen Zahl aufeinandertrafen, war das Ergebnis immer dasselbe.2

Die Heimatverteidigung brachte die deutsche Armee natürlich wieder zu Kräften, aber selbst während der Kämpfe in Italien und Nordafrika war das

Resultat immer ein ähnliches. Ein Landser in alliierter Gefangenschaft, nach seiner Meinung bezüglich der in Nord Afrika kämpfenden amerikanischen Truppen befragt—ein Kampf, in dem Deutschlands Bündnispartner, die italienische Armee, zunichte gemacht wurde und sich wie eine Herde von Schafen ergab—antwortete den ihn Vernehmenden unverblümt: „Die Amerikaner sind für uns, was die Italiener für euch sind".3

Obwohl amerikanische Kommandanten angesichts solch einer Geisteshaltung verständlicherweise vor Wut außer sich gerieten, bestätigte sich—angesichts der in den alliierten Reihen geschaffenen Panik—diese in der deutschen Armee weitverbreitete Meinung. Ein Grund für die schlechte Meinung des Landsers, was den amerikanischen Gegner betraf, hatte ganz einfach mit seiner mangelnden Erfahrung zu tun. Gewisse Anblicke und Geräusche, vielen deutschen Soldaten seit langem vertraut, waren schreckenerregende Neuheiten für die meisten GIs. Ein britischer Feldwebel erinnert sich:

Die Amerikaner bildeten Grüppchen während wir auf beiden Seiten der Straße vorangehen . . . Sie schrieen sich gegenseitig an und feuerten auf nichts . . . Es schien, als ob das amerikanische Fußvolk, nicht auf den „Kampfeslärm" vorbereitet worden war. Jedesmal wenn die Amerikaner in der Nähe Schüsse hörten schienen sie sich auf den Boden zu werfen und wild umher zu schießen. Als sie an einem brennenden Bauernhaus vorbeikamen, gab es eine maschinengewehrartige Explosion; niemand hätte bei den Flammen im Haus eine Überlebenschance gehabt und es handelte sich hier offensichtlich um detonierende Munition; aber es verging viel Zeit, bevor die Amerikaner wieder auf ihren Füßen waren. Als wir weitergingen, sah ich, wie eine mit einem deutschen Wintermantel bekleidete Gestalt sich in der Mitte eines Feldes aufrichtete und mit erhobenen Händen auf uns zuging. Der Mann war vom Volkssturm, etwa 50 oder 60jaehrig, ein langer, dünner Kerl. Bevor wir etwas tun konnten ließen drei Amerikaner mit ihren Karabinern Kugeln fliegen und das Gebilde fiel um. Gott, wir waren verärgert!4

Während kleinkalibriges Feuer schon furchteinflößend für sie war, fanden die grünen Truppen der Vereinigten Staaten das Trommelfeuer der Artillerie äußerst schreckenerregend.

„Granaten zerfetzten und zerrissen nicht nur die Körper", sagte ein verzweifelter Amerikaner, „sie waren auch einen an den Rand des Wahnsinns bringende Gedankenfolter".5

„Allein der physische Terror, der einen brutalisiert, wenn ohrenbetäubender und gewaltsamer Tod schreiend vom Himmel herunterkommt und die Erde um einen herum zerfetzt“ war, wie ein Kamerad hinzufügte, „entmannend“.6

Ein anderer amerikanischer Neuankömmling erinnert sich:

Ich fragte den Feldwebel, ob er getroffen worden war, woraufhin er irgendwie lächelte und nein sagte, er hätte lediglich in seine Hose gepinkelt. Er bepinkelte sich immer, sagte er, sobald der Kampf losging und fühlte sich danach besser. Er entschuldigte sich nicht einmal dafür und ich merkte, daß etwas mit mir nicht stimmte . . . Es gab etwas Warmes da unten und schien an meinem Bein herunterzulaufen . . . Ich sagte es dem Feldwebel. Ich sagte, „Feldwebel, ich habe mich auch bepinkelt“, oder so etwas Ähnliches und er grinste zurück und sagte: „Willkommen zum Krieg“.7

An die blutlosen „sauberen“ Morde von Hollywood gewöhnt, sorgten abrupte und abscheuliche Anblicke dafür, den durchschnittlichen amerikanischen Debütanten zu entmutigen. Nach Direkteinschlägen sahen einige ihre eigenen Kumpels wie ein Spray von „roten Flecken“ zerstäubt. Andere betrachteten benommen, wie ihre zu lediglich „einem halben Körper, nur nackte Gesäße mit Beinen“ reduzierten Kameraden auf den Straßen lagen.8 Mit dem offensichtlich zu Ende gehenden Krieg und mit den oben beschriebenen Bildern noch lebhaft in ihrem Gedächtnis suchten einige GIs ein „Purple Heart“(Amphetamintablette). Und, wie schon im Jahre 1917 litten die amerikanischen unter einer—wie es einige Beobachter nannten—„spirituellen Leere“; einer scheinbaren Unklarheit für was...oder gegen was sie hier eigentlich kämpften.

Trotz Jahren anti-nationalsozialistischer Propaganda und von Versuchen, den deutschen Soldaten zu dämonisieren, waren die Truppen der Front, wie immer, die ersten, ihren Haß aufzugeben. Dank der freigelassenen oder geflohenen Soldaten wurde bald jedem klar, daß die alliierten Kriegsgefangenen gut behandelt wurden und ihnen alle Rechte der Genfer Konvention zuteil wurden. Hinzu kam, daß Einzelheiten, die für Politiker, Propagandisten und untere Soldatenränge scheinbar banalen Charakters waren, hochwichtige Angelegenheiten für die waschechten Kämpfer darstellten.

„Eine Sache, die ich in Bezug auf die Deutschen sagen will“, gab ein

britischer Tommy zu, „war, daß sie mit unseren Toten besser verfuhren, als wir es mit den Toten des Feindes taten; sie begruben sie feinsäuberlich und in angemessener Weise mit ihrer Ausrüstung . . . angebracht über den Kreuzen“.9

So überraschte es nicht, daß „Übereinkünfte“ der Gegner, den Krieg für beide Seiten erträglicher zu machen, schnell zustande kamen. „Wir erhielten sehr freundliche Verbindungen mit den Deutschen aufrecht . . . “, bekannte ein amerikanischer Major.

„Bevor sie Homberg bombardierten, ließen sie uns die genaue Zeit wissen. Bevor wir Leverkusen bombardierten ließen wir es die Deutschen wissen. So gingen alle in Deckung und niemand wurde verletzt“.10 Bei unzähligen anderen Anlässen trafen sich die Truppen an der Front, durchmischten sich, tauschten billigen Schmuck aus und knüpften sogar Kontakte. In mehr als einem Fall randalierten betrunkene amerikanische, britische und deutsche Soldaten zusammen in denselben Bars und Freudenhäusern und sogar in derselben Schlange vor den Toiletten.11

Solche Begebenheiten, wie die oben beschriebenen waren dazu angetan, ein allzu menschliches Bild der „bösen Hunnen“ abzuzeichnen. Dieselben Faktoren, die die Einstellung der Alliierten gegenüber dem Deutschen bestimmten, galten auch für die Deutschen. Im Unterschied zu den Fakten der Ostfront wußten die deutschen Soldaten, daß ihre Feinde im Westen Unterzeichner der Genfer Konvention waren. In diesem Vertrag wurde den Landsern bei ihrer Gefangennahme oder Kapitulation gesetzlich der Kriegsgefangenenstatus garantiert. Und wie auch ihre alliierten Gegenstücke —das Ende des Krieges in Sicht—waren viele „Jerrys“ nicht gewillt, den Helden zu spielen. „Ich will weder ein eisernes, noch ein hölzernes Kreuz, erklärte ein deutscher Soldat“. Und außerdem war es kein Geheimnis, daß die Landser, befördert oder nicht, die Alliierten als das kleinere der beiden Übel ansahen. Mit dem Unheil der vom Osten durchs Reich brausenden Roten Armee hofften viele Deutsche insgeheim, daß die Amerikaner die Reste der deutschen Gebiete besetzen würden, bevor die Kommunisten es täten.

Trotzdem waren—wenn auch der Krieg im Westen nicht mit „Sieg oder Tod“, wie im Osten, beschrieben werden konnte—tausende patriotische deutsche Offiziere und Männer fest entschlossen, ihr Heimatland bis zum „letzten Atemzug“ zu verteidigen. Einen flüchtigen Einblick der zu

bewältigenden Aufgabe, als die Amerikaner und Briten die Wehrmacht vom Westwall und dann über den Rhein zurückdrängten, gibt ein englischer Offizier von der Stadt Rees:

Sie waren von Frankreich, Belgien und Holland bis nach Deutschland hinein, zurück bis über den Rhein und nun Straße um Straße durch Rees hindurch weggejagt und in eine Ecke gedrängt worden. Aber sie kämpften trotz allem noch weiter . . . Die Situation war die, daß der Feind, wenn auch bis auf die letzten hundert Meter der äußersten Spitze im Osten begrenzt, mit seinen tiefen Gräben dennoch in einer starken Position war, und jeder Versuch, zu ihm zu gelangen, wurde mit schwerem Feuer beantwortet. Ich machte einen letzten Versuch mit C Company, als vier oder fünf Gefangene, einschließlich eines Hauptmanns, der sagte, daß er das Kommando hätte, hereinkamen . . . Er wurde zu mir geführt, während ich, über einer Landkarte grübelnd, an einem Tisch saß und er mir einen spektakulären Hitlergruß gab, den ich nicht beachtete . . . Er war ein übler Kerl, von sich selbst überzeugt und in gewisser Hinsicht gutaussehend, und ich mußte den mutigen Widerstand, den er an den Tag legte, bewundern. Die Strapazen des Kampfes zeigten sich an den tiefschwarzen Augenrändern.12

Trotz solch eines erbitterten Widerstands walzte das massive Gewicht der Alliierten allmählich jegliche Opposition in den Schlamm. „Es muß festgestellt werden, daß die Moral unserer Männer im Westen im Sinken begriffen ist . . . “, gab Propagandaminister Joseph Göbbels zu. „Sie haben nun schon seit Wochen und Monaten ununterbrochen gekämpft. Die physische Widerstandskraft geht irgendwann einmal zu Ende“.13

Als die Moral der Truppen „langsam sank“, war sie bei den Zivilisten im Westen schon längst gesunken. Nach den jahrelang andauernden Luftangriffen und nun der Invasion, waren einige Deutsche mehr als bereit, die Niederlage zu akzeptieren. Im Gegensatz zu den von Angst erfüllten Treckern im Osten verließen relativ wenige Deutsche im Westen ihre Häuser. Trotz bester Versuche nationalsozialistischer Propaganda, waren die rassischen und kulturellen Gemeinsamkeiten mit den West-Alliierten, besonders mit den Amerikanern, einfach zu stark, um dieselben den Sowjets gegenüber empfundenen Furchtgefühle zu erzeugen. Es gab kaum eine deutsche Familie, die nicht wenigstens einen Verwandten in Amerika hatte und die meisten fühlten, daß eine essentielle Herzensgüte in denjenigen

vorhanden war, denen man Mickey Mouse, Shirley Temple oder Laurel und Hardy verdankte. Weit davon entfernt, vor den Alliierten zu fliehen, rannten viele Zivilisten auf sie zu, um ihre Ankunft zu begrüßen. Ein junger Deutscher erinnerte sich:

An einem sehr sonnigen Morgen sahen wir einen Wagenzug auf den Feldern, und als er näher kam, zeigte es sich, daß es Amerikaner mit kleinen weißen Sternen an der Seite waren. Hinter einem Jeep an der Spitze folgten Panzer und Truppenfahrzeuge und der Bursche im Jeep hatte beide Hände oben, in einer einen Laib Brot und der anderen einen Käse. Sie näherten sich sehr langsam . . . und die von der Bürgerwehr warfen ihre Waffen weg und rannten in Richtung Amerikaner, und meine Mutter sprang auf und fing an, über die Felder direkt auf die amerikanische Kolonne zuzueilen, während ich, ungefähr zweihundert Meter hinter ihr, nachfolgte. Der Mann im Jeep entpuppte sich als ein äußerst fetter Feldwebel und meine Mutter schlang ihre Arme um seinen Nacken und küßte und umarmte ihn mit absoluter Freude und Erleichterung. Jetzt war alles vorbei.14

„Wo auch immer wir durchs Rheinland fuhren, war das Gefühl der deutschen Menschen unmißverständlich“, berichtete der Kriegskorrespondent Leonard Mosley.

Der Krieg war noch nicht vorbei, aber sie wußten, daß er verloren war und bemühten sich instinktiv darum, wenigstens etwas von ihrem Ruiniertsein zu retten. Die Masse der Menschen warfen den Nationalsozialismus wie einen alten Mantel weg, fast ohne Gram oder Bedauern und waren entschlossen, ihn zu vergessen und, zusammen mit ihren Eroberern, alles das wieder aufzubauen, was nun zerstört worden war . . . Die Männer und Frauen, die wir anhielten, um nach dem Weg zu fragen, waren höflich und hilfsbereit; sie formten Bündel, sobald sie uns Deutsch sprechen hörten und bombardierten uns mit Fragen: „Wie weit seid ihr vorgerückt? Wann wird der Krieg zu Ende sein? Wo stehen die Russen?“15

Als Berichte von wiedergewonnenen Städten und Dörfern feststellten, daß die Amerikaner Zivilisten gut behandelt hätten und sich nicht an Plünderungen beteiligt hätten, wurde der Wunsch anderer Deutscher, sich zu ergeben, geradezu überwältigend. Die Bürgerwehreinheiten wurden aufgelöst, weiße Fahnen wehten von Türen und Fenstern und viele Gemeinden lehnten es ab, der deutschen Armee in jeglicher Weise zu helfen.

„Zweimal", erinnerte sich ein britischer Kriegsgefangener, „sah ich einen SS Obergefreiten zu einem Haus gehen und um Wasser bitten und jedesmal, nachdem die Hausfrau seine Uniform gesehen hatte, knallte sie die Tür vor seiner Nase zu. Er zog sich betroffen zurück".16

In einem verzweifelten Versuch, den zerbröckelnden Widerstand zu stärken, warnte das Propagandabüro des Dr. Göbbels seine Mitbürger, daß „diese Amerikaner Kampftruppen waren, deren einzige Funktion darin bestand, zu kämpfen; aber ihnen folgend kämen die Nachtruppen und besonders die Juden, welche in allen anderen Fällen rücksichtslos gegen die Bevölkerung vorgegangen waren".17 Unglücklicherweise bewahrheiteten sich jene Worte, sobald die Truppen der Frontlinien vorwärtsdrangen.

✠ ✠ ✠

Ungleich der wilden und fast nicht zu beherrschenden Rote Armee, wären die westlichen militärischen Oberbefehlshaber in der Lage gewesen, viele Exzesse ihrer Männer zu verhindern, hätten sie es nur gewollt. In vielen Fällen taten sie es jedoch nicht. Die Worte einiger hochrangiger Offiziere schienen sogar im Gegenteil mit der Absicht verfaßt worden zu sein, Grausamkeiten zu ermutigen.

„Wir befinden uns in einem totalen Krieg und jeder einzelne Angehörige des deutschen Volkes ist ein Teil davon", verkündete der General der VS Omar Bradley. „Wäre es nicht Hitler gewesen, der die Deutschen geführt hätte, dann wäre es ein anderer mit denselben Ideen gewesen. Den Deutschen macht Krieg Spaß und sie sind entschlossen, Krieg zu führen, bis sie die Welt beherrschen, um uns ihre Art Leben aufzuzwingen".18

„Der Deutsche ist eine Bestie", hallte es vom Oberkommandierendem der Alliierten Mächte Dwight David Eisenhower wider, einem Mann, von dem man wußte, daß er alles Deutsche haßte. In der mehr oder weniger selben Art, wie Roosevelt oder Stalin, befürwortete Eisenhower ein vollständiges Massaker der deutschen Armeeoffiziere, Parteimitglieder der NSDAP und allen anderen. Laut des amerikanischen Generals, sollten, alles in allem, wenigstens 100 000 Deutsche „exterminiert" werden.19

Die Armeezeitung der Vereinigten Staaten „Sterne und Streifen" trompetete treu und brav, daß: „in Herz, Körper und Seele . . . ist jeder Deutsche ein Hitler! Hitler ist der einzige Mann, der den Glauben der Deutschen

verkörpert. Werdet keine Freunde von Hitler. Verbrüdert euch nicht. Wenn ihr euch in einer deutschen Stadt vor einem deutschen Mädchen verbeugt oder ein blondes Kind betätschelt, beugt ihr euch vor Hitler und seiner Blutsherrschaft".20

Daher ist es nicht verwunderlich, daß solch ein Gefühl der Oberen seinen Weg nach unten fand. Sobald die oben beschriebenen Kampftruppen eine Gemeinde verließen und die dahinter folgenden Staffeln einrückten, zeichnete sich die Realität der Besatzung klar ab. Der schockierte Berichterstatter William Stoneman von „Chicago Daily News", schrieb:

Frontlinientruppen sind rauhbeinig, was Feindesbesitz betrifft. Sie nehmen natürlich, was sie finden, solange es interessant aussieht und . . . weil sie an der Frontlinie sind, sagt keiner etwas . . . Aber was Frontlinientruppen nehmen ist nichts im Vergleich zum zugefügten Schaden und schamlosen Vandalismus einiger der folgenden Truppen. Sie scheinen alles zu ruinieren, selbst einfachste persönliche Habseligkeiten der Leute, in deren Häusern sie untergebracht sind. Heute hatten wir zwei weitere Beispiele dieses Geschäftes, die einen jeden zu Tränen rühren würde, der auf materielle Dinge etwas gibt.21

„Wir waren wie verrückt vor Freude, als die Amerikaner kamen . . . ", sagte eine Frau, „aber was sie hier taten, war eine ziemliche Enttäuschung, die unsere Familie sehr hart traf".

Sie zerbrachen alles und warfen es nach draußen. Später fanden wir Abfallhaufen . . . Diejenigen, die in den ersten paar Tagen ankamen, waren Kampftruppen und hatten etwas vom Krieg gesehen. Aber die später Folgenden . . . hatten soweit noch überhaupt nichts gesehen. Und viele diese sehr jungen Soldaten hungerten nach Erfahrungen, wie nach einer Kriegswiederholung im Kleinen . . . Wir hatten originale Aquarelle usw. an den Wänden, ohne Rahmen, und sie bekritzelten alles. Im Keller hatten wir Flaschen mit Apfelsaft. Als wir sie später, nachdem die Amerikaner weg waren, holen wollten, hatten sie alles ausgetrunken und die Flaschen mit Urin gefüllt. Oder in unseren Kochtöpfen fanden wir Toilettenpapier, gebrauchtes Toilettenpapier.22

In vielen Städten öffneten die Eindringlinge Kerker, Gefängnisse und Konzentrationslager auf und luden die Gefangenen zu wüsten Gelagen ein.

„Sie öffneten einfach die Lager und ließen sie raus“, bemerkte Amy Schrott, eine junge in New Jersey groß gewordene Deutsche. „Die Russen und Polen plünderten die Häuser und töteten die Ladenbesitzer. Dann fingen sie an, die Mädchen zu vergewaltigen“.23

Als ein Gefängnislager in Salzwedel aufgebrochen wurde, haute diese aus verschiedenen Nationalitäten bestehende Meute buchstäblich die ganze Stadt in Stücke. Den Bürgermeister ausfindig gemacht, schleifte ein Haufen von Russen den Mann, seine Frau und seine Tochter zum Friedhof. Nachdem sie ihn an einen Grabstein geschnürt hatten, wechselte sich eine Reihe lachender Männer über der nackten Frau ab, während sie auf ihre Hände und Knie gestützt, schrie. Als ein Mongole auch noch damit anfing, seine Tochter zu vergewaltigen, riß der Vater, in einem endgültigen Wutanfall, den Grabstein vom Boden und fiel danach tot um.24

Einen kurzen Einblick in die entfesselte Anarchie wird von Christabel Bielenberg von Furtwangen gegeben, als sie in Stadtnähe Fahrrad fuhr:

Entlang der Straße gab es eine Art Zirkus der Betrunkenen. Horden von befreiten russischen Zwangsarbeitern, alle mit von durchwühlten Läden geraubtem Zeug bekleidet, torkelten mit brüllendem Gelächter auf der Straße herum. Und es gab Soldaten in riesigen Armeelastern, die in einer verrückten Art und Weise auf den Straßen umherrasten, eine grandiose Szene . . .

Als wir Furtwangen erreichten, war dort die Hölle los. Alle Radios, die den Deutschen gehörten, waren beschlagnahmt und auf die zur Straße hinausgehenden Fenster gestellt worden, und jedes Radio—bis zum geht nicht mehr aufgedreht—spielte ein anderes Programm in voller Lautstärke. Auf der Straße tanzten die befreiten Russen und Polen überall Walzer; es war, als wenn ein Karnevalsumzug durch die Stadt zöge. Die Deutschen irrten in Verwirrung umher und trugen weiße Armbänder als Zeichen der Kapitulation. Und was die Franzosen betrifft . . . die Truppen waren nicht Franzosen, sondern Marokkaner . . . Dies waren die Männer, die unsere Gegend besetzten.

Das war der Augenblick, wo die Vergewaltigungen starteten. Während der ersten paar Tage vergewaltigten sie alles vom oberen bis zum unteren Tal. Zwei Leute wurden erschossen, weil sie ihre Frauen beschützen wollten. Dann gingen sie weg und eine andere Gruppe französischer Kolonialtruppen

rückte ein—Goums von der Sahara, große schwarze, eigenartige Leute in schlafrockähnlichen Uniformen. Sie waren furchterregend. Zuerst kamen sie nach Rohrbach und stahlen alle Hühner und die Kaninchen meiner Kinder. Einige Tage danach kamen sie nachts und umstellten jedes Haus im Dorf und vergewaltigten jedes weibliche Wesen zwischen 12 und 80 . . . Das Erschreckende an ihnen war die lautlose Art, in welcher sie sich bewegten . . . Sie kamen zur Tür und einer von ihnen fragte: „Wo ist dein Mann?“ Ich sagte, daß er nicht da war und während ich mit ihm sprach, merkte ich, daß einer von ihnen direkt hinter mir stand—er war durch ein Fenster geklettert und schlich sich in völliger Lautlosigkeit durch das knarrende hölzerne . . . Haus . . . bis zu mir.25

Während Marokkaner und andere französische Kolonialtruppen eine besonders schlechte Reputation hatten und in Italien und Deutschland massenhaft in Vergewaltigungen verwickelt waren, führten sich amerikanische und britische Soldaten durchaus nicht ohne Tadel auf. „Unsere eigene und die britische Armee . . . hat ihren Beitrag beim Plündern und bei Vergewaltigungen geleistet“, gab ein Feldwebel der Vereinigten Staaten zu. „Wir werden auch als eine Armee von Vergewaltigern angesehen“.26

„So manche normale amerikanische Familie würde in Grauen zurückschrecken, wenn sie wüßte, was sich ´unsere Jungens` da drüben . . . geleistet haben“, fügte ein anderer GI hinzu.27

„Wir erwarteten Gesetzeswidrigkeiten von Seiten der Russen . . . “, sagte ein Deutscher, „aber glaubten einst, daß Amerikaner anders wären“.28

✠ ✠ ✠

Als genannte und ungenannte Gründe, warum solche Mengen von gefangengenommenen oder sich ergebenden Deutschen einfach auf der Stelle niedergemetzelt wurden, sind die folgenden zu nennen: die von den westlichen politischen und militärischen Führern öffentlich unterstützte Propaganda und Ansicht, daß „der einzige gute Deutsche ein toter Deutscher“ sei. Unbegründete Gerüchte von Massakern und Vergewaltigungen in von Deutschen überrannten Feldkrankenhäusern der Vereinigten Staaten. Authentische deutsche Grausamkeiten, wie die in Malmedy, wo viele amerikanische Kriegsgefangene während des Ardennen Feldzugs von den SS Leuten getötet wurden.29

In vielen amerikanischen Einheiten galt das Motto: „Macht keine Gefangenen“. Auf jene Mitglieder der SS, der Wehrmacht oder des Volkssturms, die das Glück hatten, die Gefangennahme überlebt zu haben, wartete der Tod oft hinter den Kampflinien. Im Transit von vorn nach hinten ließ man Hunderte von Gefangenen in den Zügen ersticken, verhungern und erfrieren. Bei der Ankunft in den Gefangenenlagern gingen Tausende mehr zugrunde. Ein Augenzeuge von Rheinberg im April schrieb:

Ein Inhaftierter in Rheinberg war über 80 Jahre alt, ein anderer war erst neun . . . quälender Hunger und qualvoller Durst waren ihre Begleiter und sie starben an Dysenterie. Ein grausamer Himmel schleuderte wochenlang strömenden Regen auf sie nieder . . . Amputierte, klatschnaß und frierend, glitten wie Lurche durch den Schlamm. Tag um Tag und Nacht für Nacht unter bloßem Himmel, lagen sie verzweifelt im Sand . . . oder entschliefen erschöpft in ihren einstürzenden Löchern . . . für alle Ewigkeiten.30

Mit dem die Genfer Konvention einfach ignorierenden General Eisenhower waren die von Vergeltungsmaßnahmen bedrohten alliierten Kriegsgefangenen der einzige Grund, kein Massaker von ungeheuren Proportionen geschehen zu lassen.31

Trotz zahlreicher an der Westfront begangener Grausamkeiten wurde solch eine Brutalität offiziell nie sanktioniert. In Anbetracht der schon fast ein Jahrzehnt lang andauernden blutrünstigen Propaganda und aktiven Aufhetzung seitens ihrer politischen und militärischen Führer, betrugen sich die durchschnittlichen GIs und Tommies erstaunlich gut und sicherlich viel besser, als ihre sowjetischen Gegenstücke. Versuche von Schreiberlingen in „Stars and Stripes,“ zwischen der amerikanischen und sowjetischen Armee Parallelen in der Hoffnung zu ziehen, die Verbrechen der Letzteren zu verbergen—„es gibt wirklich keinen großen Unterschied zwischen Joe und Iwan . . . beide lieben den Spaß und sind leichtlebig“—waren üble Verdrehungen der Wirklichkeit.

✠ ✠ ✠

In der Zwischenzeit begann—eine hoffnungslose Nation im Würgegriff ihrer Feinde—der Todeskampf des Reiches. Jene deutschen Veteranen ohne Arme und Beine, Halbblinde und vollkommen Taube, die sich vorgestellt hatten, daß der Krieg nun vorbei war, entdeckten bald etwas ganz anderes. Es war,

wie ein Beobachter feststellte, „das letzte Zusammentreiben der Alten und Lahmen, der Kinder und geistesgestörten Greise".32 Der achtzehnjährige Landser Guy Sajer entsinnt sich:

Einige dieser Truppen . . . waren bestimmt, in Anbetracht ihrer gekrümmten Wirbelsäulen, bogenförmigen Beine und Runzeln, sechzig oder fünfundsechzig Jahre alt. Aber die Grünschnäbel waren sogar noch frappierender . . . Wir blickten buchstäblich auf Kinder, die neben diesen kraftlosen alten Männern einher marschierten. Der älteste von ihnen war ungefähr sechzehn, aber es gab andere, die nicht älter als dreizehn hätten sein konnten . . . Man hatte sie hastig in für Männer zugeschnittene abgetragene Uniformen gesteckt und sie trugen Waffen, die oft so groß wie sie selber waren. Sie sahen komisch und schrecklich aus und mit derselben Besorgnis in ihren Augen, wie man sie bei Kindern am ersten Schultag antrifft . . . Einige von ihnen lachten und rauften miteinander . . . aber wir bemerkten einige herzzerreißende Einzelheiten, was diese Kinder betraf, die eine Art erster Akt ihrer nun beginnenden Tragödie zu sein schienen. Einige von ihnen trugen Schulranzen, in die ihre Mütter extra Essen und Kleidung gepackt hatten.33

Die meisten Kinder des Volkssturms, wie auch jene in der Hitlerjugend, einer Organisation, die mit den amerikanischen Boy Scouts verglichen werden kann, waren mit einer kunterbunten Reihe von alten, weggeworfenen und fast wertlosen Waffen ausgerüstet, einschließlich 0.22 Kaliber Gewehren. Die „Uniformen" dieser Neueingezogenen waren im Allgemeinen groteske und bunt zusammengewürfelte Zivilistenkleidungsstücke aller Dienstgebiete. Obwohl es keinen Mangel an normalen Helmen gab, waren die meisten so groß, daß sie die Augen ihrer jungen Träger vollkommen verbargen, sobald sie einen Schuß abgaben.34

„Wir sahen wie Zigeuner aus", erinnerte sich Siegfried Losch, als er und seine Kumpel wegzogen, um der Roten Armee entgegenzutreten.35 Überraschenderweise befanden sich von Losch und andere Jungs in Hochstimmung.

„Die Stimmung unter uns Jungens war ausgezeichnet", fuhr Losch fort. „Wir waren bereit, für Hitler zu kämpfen und zu sterben . . . Jeder fühlte, daß wir den Krieg gewinnen würden und daß man persönlich dafür verantwortlich gemacht werden könnte".36

Vielleicht dem Verständnis Halbwüchsiger entsprechend, waren jedoch nur wenige der Älteren, in dieser Spätphase des Krieges, so eifrig bereit, für den Führer zu kämpfen. Trotzdem taten es die meisten. Einer bedingungslosen Kapitulation und Gefängnislagern, den Vergewaltigungen, der Folter, der Versklavung, und dem drohenden und näherrückenden Tod ihrer Familien direkt ins Angesicht blickend, sahen die meisten Männer das Kämpfen bis zum Letzten nicht nur als einen Teil ihrer Pflicht, sondern auch als ihre letzte Wahlmöglichkeit an. Andere brauchten jedoch zusätzliche Motivationen. Gerüchte, daß Roosevelt beabsichtigte, Millionen von Deutschen als Sklaven an Stalin auszuhändigen, aktivierten viele Zauderer. „Diese Nachricht", schrieb ein Amtsträger, „wirkte wie ein Paukenschlag unter einigen der Feiglinge".37

Darüber hinaus gab es noch stärkere Anreize für unentschlossene Soldaten. Der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine Admiral Karl Dönitz drückte die Stimmung aller militärischen Verbände aus, als er bekanntgab:

Ich muß ihnen nicht erklären, daß eine Kapitulation in unserer Situation einem Selbstmord, dem sicheren Tod, einer früheren oder späteren Vernichtung von Millionen von Deutschen, gleichkommt und daß, damit verglichen, der an Blut geforderte Tribut des selbst härtesten Gefechts, dagegen eine Lappalie ist. Laßt uns auf einen jeden losgehen, der auch nur im Geringsten in seiner Treue zum nationalsozialistischen Staat und seinem Führer wankt. Solche Leute können nur durch Furcht umgestimmt werden . . . Jeder, der sich, ohne ausdrücklichen Befehl vom Führer, von seinem unter feindlichem Angriff stehenden Gebiet entfernt, oder nicht bis zum letzten Atemzug kämpft . . . wird als Verräter abgestempelt und als ein solcher behandelt.38

Rücksichtslose Armeepolizeigruppen, die Feldgendarmerie, streiften heimlich hinter den Frontabschnitten umher und dispensierten an Ort und Stelle ihre Art von Militärjustiz. Alle Soldaten, unglücklich genug, von jenen „Kettenhunden" angehalten zu werden und keinen schriftlichen Befehl für ihre Abwesenheit von der Front vorweisen zu können, waren tote Männer innerhalb von wenigen Augenblicken. Entschuldigungen waren zwecklos. Panzerkommandeur Hans von Luck sagt aus:

Ich hatte einen meiner besten Feldwebel, das hochdekorierte Oberhaupt eines Antipanzerzuges mit einigen Fahrern zu einem Arbeitstreffen nach hinten

geschickt, um ein paar zu reparierende gepanzerte Traktoren nach vorn zu bringen. Ich hatte ihm gesagt, sich zu beeilen, da wir die Fahrzeuge dringend benötigten. Er ließ mich durch einen Booten wissen, daß er am nächsten Morgen mit den Fahrzeugen ankommen würde. Was danach passierte wurde mir am nächsten Tag von einem meiner Fahrer überbracht. In Tränen und kaum in der Lage, seine Stimme zu kontrollieren, sagte er: „Wir saßen abends in einem kleinen Gasthof zusammen, nachdem wir sicher waren, daß die letzten Fahrzeuge während der Nacht repariert werden würden, und aßen unsere tägliche Ration und sprachen über unsere Zukunft, unsere Häuser und all die anderen Dinge, worüber Soldaten eben sprechen. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen und ein Stabsoffizier mit Militärpolizei stürzte herein. ‚Ich bin ein vorsitzender Rechtsoffizier unter direktem Befehl von Feldmarschall Felix Schöner. Warum sitzt ihr hier herum, während mutige Frontsoldaten ihr Leben riskieren?‘“

Mein Zugführer antwortete: „Mir wurde von meinem Regimentskommandanten Oberst von Luck, befohlen, einige gepanzerte Fahrzeuge, die hier repariert werden, so schnell wie möglich an die Front zu bringen. Wir werden die Nacht durcharbeiten. Morgen früh wird es uns möglich sein, zur Front zurückzufahren“.

Der Rechtsoffizier: „Wo ist der Marschbefehl?“
Antwort: „Ich erhielt ihn mündlich vom Kommandeur“.
Der Rechtsoffizier: „Das kennen wir schon, das sagen alle, wenn sie sich

Dingen entziehen wollen. Im Namen des Führers und der Autorität des Oberbefehlshabers des Heeresgruppenzentrums, Feldmarschall Schoerner, verurteile ich sie hiermit wegen offensichtlicher Fahnenflucht zum Tod durch Erschießen“.

„Aber das können sie doch nicht machen“, schrie der Zugführer verzweifelt, „ich war während des ganzen Krieges an der Front. Hier, schauen sie sich meine Medaillen an!“ Rechtsoffizier: „Aber jetzt, wo es darauf ankommt und wo jeder an der Front gebraucht wird, haben sie sich letztendlich binnen kurzem dazu entschlossen, sich zu drücken, oder etwa nicht? Der Urteilsspruch muß vollstreckt werden“.

Dann nahm die Militärpolizei unseren Zugführer gefangen und erschoß ihn im Garten hinter dem Gasthof.39

Die Taten der umherziehenden Militärgerichte wurden allzuschnell zu wohlbekannten Schreckensbildern in einer ohnehin schon alptraumartigen Landschaft. Ein Zivilist erinnerte sich:

Als ich auf einer gewundenen . . . Straße spazierenging, sah ich einen Mann von einem die Straße flankierenden Baum hängen. Sein Gesicht war nach vorn auf seine Brust abgesunken und er baumelte da einfach nur herum . . . Er hatte einen handgeschriebenen Zettel um seinen Hals. Es stand „Ich war ein Feigling“ drauf. Der Anblick dieses schauderhaft hängenden Gegenstandes erschreckte mich, und obwohl ich nicht hinsehen wollte, konnte ich nicht umhin, ihn anzustarren. Es war ein greulicher Anblick. Das Gesicht des Mannes war schwarzblau gefärbt, obwohl seine Hände ihre normale Farbe bewahrt hatten. Schaudernd ging ich schnell weiter. Und sah wieder einen Körper von einem anderen Baum hängen, und dann noch einen anderen. Der Rest dieses angsteinflößenden Weges . . . war makaber. Ich war gezwungen, an so vielen toten Männern vorbeizugehen, mit nur mir allein auf der Straße. Ein Tag so hell und warm wie dieser, aber mir fröstelte.40

„ICH GEHORCHTE MEINEM TRANSPORTKOMMANDANTEN NICHT“, stand auf den Zetteln. „ICH WAR EIN FAHNENFLÜCHTIGER . . . ICH HATTE ANGST ZU KÄMPFEN . . . DIES IST DAS SCHICKSAL EINES FEIGLINGS“.

„Es gab keine Gnade“, stammelte ein entsetzter Armeeoffizier.41

Mit dem Tod vor einem, über einem und grausamer Weise nun auch noch hinter einem, erdachten einige verzweifelte Soldaten andere Mittel des Entweichens. Selbstverstümmelung war eine Methode, vermerkte Jan Montyn.

Einige Jungens waren so verzweifelt, daß sie sich selber in den Fuß oder Arm, manchmal sogar in die Schulter oder in den Brustkorb schossen. Es gab einen Widerspruch dabei, weil man Mut dazu brauchte. Aber es kam fast immer heraus, wenn nicht auf Grund der eigenartigen Verhaltensweise der Opfer, dann auf Grund der Verletzungsweise. Diese Fälle wurden an die Feldgendarmerie weitergeleitet. Es gab keinen Grund, die Wunden heilen zu lassen . . . Als letzte Lösung bestand die Möglichkeit, die Seiten zu wechseln. Um dies zu unterstützen, machten die Russen Propaganda, jeweils nachts. Metallische Stimmen aus Lautsprechern wechselten sich mit Musik ab.

Gewöhnlich natürlich in Deutsch, aber manchmal auch in Holländisch. Sie schienen genau zu wissen, wer sich in den gegenüberliegenden Schützengraben befand, vermutlich dank der Information der Kameraden, die vorher übergelaufen waren. Manchmal wurde sogar einer von uns mit seinem Spitznamen angesprochen.

„Legt eure Waffen nieder. Die Alliierten Armeen sind an den Ufern des Rheins und der Oder. Kämpfen ist zwecklos. Kommt und schließt euch uns an. Ihr werdet korrekt, unter strikter Einhaltung der Genfer Konvention, behandelt werden. Ihr werdet gutes Essen bekommen, ein Bett und ein angemessenes Dach über dem Kopf haben . . . “ Manchmal kamen süße Frauenstimmen aus dem Lautsprecher, Stimmen, die nicht nur verheißungsvoll klangen, sondern auch Versprechungen machten, mit sehr spezifischen Bedingungen.42

So verzweifelt viele deutsche Soldaten auch waren, der Front zu entgehen, realisierten sie doch kaum, daß es im gesamten Reich so gut wie keine Zufluchtsstätte mehr gab. Es gab ein Memo des innerstaatlichen Geheimdienstes:

Jedes Mitglied der Gemeinschaft weiß, daß wir der größten nationalen Katastrophe gegenüberstehen und daß es die ernsthaftesten Auswirkungen für jede Familie und jeden Einzelnen nach sich ziehen wird. Die Bevölkerung leidet schwer unter den Terrorbombardierungen. Menschliche Verbindungen sind weitgehend unterbrochen. Zehntausende Männer an der Front wissen weder, ob ihre Verwandten, ihre Frauen und Kinder, noch am Leben sind noch wo sie sind . . . In den vergangenen Jahren hat das deutsche Volk jedes Opfer gebracht. Es ist nun erstmalig erschöpft und müde. Jeder versucht noch das Eingeständnis zu vermeiden, daß dies das Ende ist . . .

Zum ersten Mal in diesem Krieg hat die Ernährungsversorgung einen bemerkenswerten Effekt. Die vorhandenen Rationen lassen die Leute hungrig. Die Kartoffel-und Brotlieferungen sind nicht mehr angemessen.43

Mit tagsüber fast nichts auf den Straßen, Schienen oder Wasserwegen, mit nur etwas bei Nacht, breitete sich das dunkle Hungergespenst schnell über das gesamte Reich aus. Nahrungstransporte, die normalerweise Stunden dauerten, zogen sich nun über Tage oder sogar Wochen hin und jene Lieferungen, die erfolgreich das Spießrutenlaufen überstanden hatten, kamen

mit verdorbenem oder verfaulendem Beförderungsgut an. „Mein Zentrum . . . ist der Magen,“ stöhnte eine Berlinerin. „Alle meine Gedanken, mein Fühlen, Wünschen und Hoffen, fängt mit Essen an“.44

Einen flüchtigen Einblick in die fast unmögliche Aufgabe, sich zu ernähren, wird von Ilse McKee gegeben, die gezwungen war, aufs Land zu radeln, um Essen in Bauernhöfen zu erbetteln.

Auf einer dieser Reisen entdeckte mich ein russisches Flugzeug, ein großer, antik aussehender Drachen, eher harmlos, wie ich dachte, bevor ein Maschinengewehrschütze zu schießen anfing. Ich sprang sofort von meinem Fahrrad und rannte zum Graben am Straßenrand. Ich sah, wie Kugeln in gefährlicher Nähe die Straße trafen und Staubbällchen nach oben peitschten. Dann verschwand es. Weil es nicht zurückkam, ging ich zurück zum Fahrrad, das ich auf der Straße hatte liegenlassen, stieg auf und radelte weiter. Zehn Minuten später kam der Russe zurück und wir spielten unsere kleine Katze und Maus Szene noch einmal. Obwohl ich diesmal große Angst hatte, war ich aber auch entschlossen, mich nicht erweichen zu lassen, denn wenn man richtig hungrig ist, besitzen ein paar Maschinengewehrkugeln keine große Überzeugungskraft. Siebenmal ließ ich mein Fahrrad wegen dieses Himmelhundes im Stich. Als ich zu Hause ankam, war ich überall zerbeult und verstaubt, aber in meiner Tasche hatte ich einen großen Brotlaib und vier Pfund grauen Mehls.45

✠ ✠ ✠

Während der Hunger das Reich in Atem hielt, war der Durst kein Problem. Wenn auch alles andere knapp war—Essen, Benzin, Medizin, Kleidungsstücke—so überlebte nicht nur ein wesentlicher Bestandteil deutschen Lebens, sondern gedieh sogar: Bier. Von den siebzehn Bierbrauereien in Berlin—einem Platz, der einer Mondlandschaft ähnlicher sah, als einer Stadt—war es elf Brauereien gelungen, ihre Produktion aufrechtzuerhalten.46 In anderen Städten war die Situation dieselbe, während deutsche Männer und Frauen für ein paar Momente dem Krieg „mit anderen Mitteln“ entschlüpften. „Erfreu dich im Krieg, denn der Frieden wird schrecklich sein“,

lachten die Betrunkenen, während man es in der gesamten dem Untergang geweihten Nation krachen ließ.

„Gegen zehn brachen die Sirenen die Feierlichkeiten mit ihrer harschen Warnung jäh ab“, erinnerte sich ein Berliner. „Während die Gäste zögerten und Zeit mit dem Gedanken verschwendet wurde, wo man einen Bunker finden könnte, erschütterte eine Explosion das Haus. Da es zu spät war, das Haus zu verlassen, spielte das Orchester lauter und alle nahmen am Tanzen und Singen teil, um das Dröhnen der Bomben zu übertönen und um zu trinken und zu vergessen“.47

Wie die Opfer auf einem sinkenden Schiff, waren die Deutschen entschlossen, jeden Moment so zu durchleben, als sei es der letzte.

Alle hatten ihre Arme ineinander verschränkt und schunkelten mit der Melodie des Liedes . . . Ich bahnte mir einen Weg durch die Menge, indem ich meine Ellenbogen benutzte und Leuten auf die Füße trat. Sie waren zu glücklich, um es zu bemerken. Ein alter Mann ergriff mich und küßte schmatzend meine Wange. Leute um mich herum lachten und umarmten einander. Sogar der Parteifunktionär auf dem Podium war in glänzender Stimmung.

‚Meine Damen und Herren‘, rief er, indem er eine Rotweinflasche nach oben hielt, ‚und nun eine Flasche italienischen Weins. Italien, versteht sich von selbst, unsere galanten Alliierten, Mussolini, fetter Bauch—zu viel Makkaroni‘.

Die Menge grölte und fing an, ein fieses Lied über den Duce anzustimmen . . . Nur wenige konnten noch geradestehen. „Heute glücklich, morgen tot!“ grölten sie.48

Wie Trinken und Feiern war auch Sex ein Mittel, die Zukunft zu vergessen. Schon vor dem Krieg bekannt für ihre wollüstige Einstellung in Bezug auf körperliches Verlangen, erlebte Deutschland beim sich nähernden Ende eine wahrhaft sexuelle Revolution.

Eine Matratze auf dem Boden. Das war alles. Marika saß auf der Matratze, ich auf dem Stuhl. Ich akzeptierte eine Zigarette, obwohl ich kaum rauchte. Woher ich käme, wollte sie wissen. Aus Holland. Und ob ich Brüder und Schwestern hätte? Sechs, sagte ich. Sie hatte einen Bruder, wußte aber nicht, ob er noch am Leben war. Sie war von Riga geflohen, ihre Eltern waren getötet worden. Sie war für weniger als ein Jahr hiergewesen. Und eine Frage—nein viele Fragen—brannten mir auf der Zunge . . . Aber auf einmal zuckte

sie fast unmerklich mit ihren Schultern, legte sich, mit offenen Augen, auf die Matratze, und murmelte: „Komm“.49

Wie man sieht, wurde Sex mit Fremden zu einer landesweiten Epidemie und als sich das Ende näherte, waren Begegnungen auf Parkbänken, in Hauseingängen oder unversteckt inmitten der Ruinen viel zu verbreitet, um es überhaupt noch zur Kenntnis zu nehmen. Hinzu kam, daß spontan wilde Orgien ausbrachen und Männer und Frauen alle Hemmungen ablegten. Als Werner Adamczyk und elf andere erschöpfte Kameraden für die Nacht in eine Heuscheune gingen, stellten sie sich vor, daß es um „fest zu schlafen“ war.

Ich . . . war grad am Eindösen, als die große Schiebetür geöffnet wurde und eine Menge von Gebilden in die Scheune stürmte. Ich sprang auf und ergriff mein Gewehr, das neben mir lag. „Der Iwan kriegt mich nicht, solange mir noch eine Kugel im Gewehr bleibt“ war mein gefühlsmäßiger Gedanke. Nun ja, es war ein Angriff, aber keiner von den Iwans. Es war ein Angriff von den weiblichen Wesen dieses Bauernhofs. Sie fielen über uns her, umarmten und küßten jeden Soldaten in der Scheune bis sie aufgebraucht waren von dem, wozu die Natur aufruft. Ein Mädchen oder eine Frau, fett wie ein Elephant, fiel über mich her. Im schummrigen Licht der paar Glühbirnen, die die Scheune beleuchteten, sah ich, daß sie sehr häßlich war . . .

Der natürliche Drang nach Liebe hatte sie übermannt, besonders auf Grund ihrer Überzeugung, daß ihr Leben ja enden würde, sobald die Russen hier aufkreuzten.50

Jan Montyn:

Es war Anna, die, kurz nach Mitternacht, als die Party auf ihrem Höhepunkt war, mich weglockte, nach draußen, ohne daß es jemand bemerkte. Zwischen den Karren und durch den Garten, ihr Finger über ihren Lippen. In die Scheune. Die Tür war mit einer hölzernen Querlatte verriegelt und sie führte mich in der Dunkelheit, ihre Hand drückte die meine vertraulich. Die Leiter hoch und dann krochen wir durchs Heu, weiter und weiter, bis zum äußersten Ende der Scheune. Dort gab es eine Aushöhlung im Heu und eine Öllampe hing dort und: Siehe da! auch Karin. Und Hanna. Und ein anderes Mädchen, nicht älter als dreizehn, von der ich auf der Party nichts bemerkt hatte.

Keiner sagte ein Wort. Alles schien wie im voraus abgesprochen. Karin und

Hanna hielten mich niedergepreßt auf meinem Rücken, eine Hand auf meinem Mund. Anna war diejenige, die meine Hose nach unten zog. Anna war diejenige, die auf mir hockte. Und dann Hanna. Und dann Karin. Und dann wieder Anna. Und so ging es weiter, während ich, hilflos auf meinem Rücken liegend, mich nicht bewegen konnte. Drei Paar Augen über mir, drei Münder. Fummelnde Hände. Brüste über weiß verschnürtem Mieder. Mädchenbeine unter einem zurückgestreiften vielfarbigen Röckchen. Zu wem gehörte es? Wer war wer? Während das junge Mädchen bewegungslos zusah, mit weit geöffneten Augen. Dies war ihre erste Lektion in Sachen Liebe. Und meine zweite.51

Nachdem der Höhepunkt erreicht war oder der Alkohol seine Wirkung verloren hatte, gab es immer das Morgengrauen der Rechenschaft, der man sich aufs neue zu stellen hatte. Keine Summe von Sex, Trinken oder Lustbarkeiten konnte darüber hinwegtäuschen, daß das Ende einen Tag nähergerückt war. Das geheime Nachrichtendienst Memo fährt fort:

Niemand glaubt, daß die Katastrophe mit unseren gegenwärtigen Mitteln und Möglichkeiten verhindert werden könnte. Der letzte Funken Hoffnung läge in einer Rettung von außen, in irgendeiner außerordentlichen Art von Entwicklung . . . Aber selbst dieser Funken Hoffnung liegt am Sterben . . . Viele enden ab mit Selbstmordgedanken. Das Verlangen nach Gift, einer Pistole oder irgendeiner anderen Methode, sein Leben zu beenden, ist überall vorhanden. Selbstmord in völliger Verzweiflung auf Grund der absoluten Sicherheit der sich nähernden Katastrophe ist an der Tagesordnung.52

„Besser ein schreckliches Ende als ein Schrecken ohne Ende“, erklärten jene, die vorhatten, sich umzubringen.53
Der einzige in Deutschland, der nicht aufgeben konnte, war auch der Einzige, der nicht aufgeben wollte. Adolf Hitler:

Kein Spiel ist verloren bis zum letzten Abpfiff . . . Wie der große Friedrich, so kämpfen auch wir mit einer Koalition, und eine Koalition, daran sei erinnert, ist kein stabiles Wesen. Es existiert nur, durch den Willen einer Handvoll von Männern. Falls Churchill plötzlich verschwinden sollte, könnte sich alles in einem einzigen Augenblick ändern. Wir könnten am Ende den Sieg im Endspurt erhaschen! Möge uns die Zeit, es zu vollenden, vergönnt sein. Das Beste, das wir tun können, ist, unseren Untergang abzulehnen.54

✠ ✠ ✠

Am 12. April schien sich das, worauf der Führer so sehnsüchtig gewartet hatte, zu bewahrheiten, nämlich ein Wunder.

„Mein Führer, ich gratuliere Ihnen! Roosevelt ist tot . . . “, gab Joseph Göbbels bekannt, als er mit Erregung Hitler diese Nachricht telephonisch verkündete. „Dies ist das ‚Wunder' . . . auf das wir gewartet hatten, eine verblüffende historische Parallele. Dies ist die Wende“.55

Obwohl selber hoffnungsvoll, daß der neue amerikanische Präsident das Bündnis auflösen würde und den sowjetischen Vorstoß nach Westeuropa als das größere der beiden Übel ansehen könnte, war Hitler‘s Verhalten klugerweise von: abwarten und Tee trinken bestimmt. Einer, der zufälligerweise die kritischen Bemerkungen des Kanzlers mitbekommen hatte; äußert sich folgendermaßen: „Er sagte etwas in dem Sinne, daß nach dieser bemerkenswerten Wende der Ereignisse die Armee der Vereinigten Staaten und die Rote Armee wohl bald Artilleriesalven über der Reichskanzlei austauschen würden.“56

Die Erkenntnis, daß sich hier kein Wunder ereignen würde und daß die alliierte Koalition intakt war, erschien noch am selben Abend mehr als deutlich zu werden, als ein massiver britischer Luftangriff die Berliner Ruinen in Staub verwandelte. Adolf Hitler lehnte es jedoch ab, „zusammenzubrechen“.

Berlin war eindeutig ein Nachkriegspreis, den zu verlieren sich weder die Kommunisten noch die Kapitalisten erlauben konnten, falls sie darauf hofften, Europa zu beherrschen. Als sich die beiden Armeen der Hauptstadt näherten, gab es eine reale Möglichkeit, daß ein Kampf um die Kriegsbeute ausbrechen könnte. Im Unterschied zu ihrem Führer hofften viele deutsche Generäle insgeheim darauf, daß die Amerikaner, wie ein Offizier es ausdrückte, „auf unseren Rücken hochrollen“ würden, nicht, weil sie auf Wunder oder einen Sieg hofften, sondern je mehr Deutschland vom Westen her besetzt würde, desto weniger würde es von den Kommunisten versklavt werden können.57 Daraus folgte, daß Mitte April 1945 nur ein symbolischer —oder überhaupt kein—Widerstand an der Westfront geleistet wurde, während an der Ostfront zur selben Zeit bis in den Tod gekämpft wurde.

Ohne jedes Wissen von weder Hitler noch seinen Generälen, hatte der

Oberkommandierende der Alliierten Mächte im Westen, Dwight D. Eisenhower, nicht die Absicht, Berlin einzunehmen. Dadurch, daß er außerdem befahl, an der Elbe Halt zu machen, übergab der amerikanische General der Sowjetunion praktisch Mitteldeutschland und einen Großteil Europas als Geschenk. Nicht nur Winston Churchill war schockiert und verärgert über diese Entscheidung, sondern auch viele von Eisenhowers Leutnante.58

„Wir sollten lieber Berlin einnehmen und dann schnell zur Oder", argumentierte General Patton, ein General, dessen Haß des Kommunismus kein Geheimnis war.59

Trotz der nur achtzig Kilometer Autobahn zwischen ihm und Berlin, blieb Eisenhower dabei.
„Keine deutsche Macht wäre in der Lage gewesen, uns zu stoppen", fauchte ein Stabsoffizier angewidert. „Das einzige, das zwischen uns und Berlin stand, war Eisenhower".60

✠ ✠ ✠

Am 16. April wurde im Oderbereich die der Dämmerung vorangehende Stille, wie ein Signal zur Schlußoffensive des Krieges, durch massives sowjetisches Artilleriefeuer unterbrochen. Ein Teil des breitangelegten Angriffs richtete sich gegen die deutsche Position entlang der Seelower Höhen. Ein russischer General, Wasily Chuikov, erinnert sich:

Das ganze Odertal wackelte. Vierzigtausend Kanonen hatten das Feuer eröffnet. Vierzigtausend! Am Brückenkopf war es hell wie am Tag. Eine Feuerlawine kam auf die Seelower Höhen hinunter. Die Erde bäumte sich wie eine anscheinend ununterbrochene und bis in den Himmel ragende Mauer auf . . . Die Artilleriebombardierung, wobei alle Geschütze und Granatwerfer zum Einsatz kamen, von Bombern und Sturzbombern unterstützt, dauerte fünfundzwanzig Minuten. Auf Grund dessen und unter Deckung eines verdoppelten Trommelfeuers bewegten sich die Infanterie und die Panzer nach vorn. Hunderte von mächtigen Scheinwerfern erleuchteten das Land vor den Truppen im Anmarsch.61

Als das Trommelfeuer sich legte kamen die Überlebenden aus ihren Löchern heraus. Der Horror wurde von einem jungen Deutschen beschrieben:

Der Lärm der Motoren und das Rasseln der Gleisketten waren fürchterlich. Die Erde bebte . . . Von hinten kam ein schroffer, tiefkehliger Chor, als die 88 Millimeter Granaten über unsere Köpf hinweg kreischten und in die ersten Panzer einschlugen. Flammen schossen nach oben, es regnete Metall und Granatfragmente auf die Schützenlöcher herab. Wenigstens sechs Panzer brannten, aber der Beschuß ging weiter und weiter. In der rötlichen Grelle hoben sie sich klar ab und waren hilflos gegenüber dem vernichtenden Feuer der großen Kanonen. Infanteriemänner der Roten Armee begannen, aus der Mitte der Feuersbrunst auszubrechen . . . Sie kraxelten den Hügel hinauf und schrien wie Wahnsinnige . . . Wir schossen mit unseren Gewehren und MGs und Hunderte von Russen schwankten und purzelten. Der Rest bewegte sich vorwärts, immer noch schreiend.62

„Hier kommen sie“, dachte Friedrich Losch, ein ruhiger Siebzehnjähriger, der nie einen in Ärger abgefeuerten Schuß gehört hatte.

Natürlich hatte ich Angst. Viele Leute rannten in unsere Richtung . . . Ich legte an und zielte auf den ersten Russen, den ich sah. Ich glaube nicht, daß ich zitterte. Ich zielte wirklich sorgfältig aber er ging weiter und war entweder zu weit weg oder noch nicht an der Reihe . . .

Als ich mit dem Nachladen beschäftigt war, brach die Ausziehkralle und mein Gewehr wurde wertlos . . . In dem Augenblick wurde ein Kamerad meiner Truppe von einem Artilleriegeschoß getroffen. Er gab mir sein Enfield Gewehr und ungefähr 7 Runden Munition. Ich benutzte zwei oder drei von ihnen mit wenig Erfolg . . . Dann erfuhr ich, daß der kommandierende Offizier tot war. Danach befahl man uns den Rückzug. Als ich im Zick Zack lief, wie uns im vormilitärischen Training gelehrt worden war, bemerkte ich, daß rechts und links von mir Schüsse in den Boden einschlugen, was mich veranlaßte, schneller zu laufen . . . In diesem Wirrwarr verlor ich Kontakt zu all meinen Kumpeln mit Ausnahme eines Potsdamer Kameraden. Wir beschlossen, nach Berlin zu gehen und bei einer Organisation Bericht zu erstatten.63

In sehr ähnlicher Weise wie beim jungen Losch, flohen andere tapfere aber noch grüne Rekruten vom Durcheinander der Feuerwand. Die sowjetische Armee hatte innerhalb von zwei Tagen die Oder passiert und ihr Weg nach Berlin wurde nur von ein paar erbärmlichen Widerstandsnestern versperrt.

„Wir bestanden aus drei Mann . . . “, erinnerte sich lächelnd der Holländer Jan Montyn. „ Ein Däne von ungefähr dreiundzwanzig Jahren, auch von der Kriegsflotte, ein Junge von der Hitlerjugend, der nicht älter als fünfzehn gewesen sein konnte und ich. Drei Männer, ein MG. Da standen wir in größter Todesangst und hielten Wache“.

Für eineinhalb Stunden passierte nichts. Dann kamen die Russen. Sie sahen wie eine ganze Armee aus, als sie, vom Waldrand kommend, in der Abenddämmerung sich uns näherten. Es gab Hunderte und Hunderte von ihnen. Aber sie schwiegen. Totales Schweigen. Nur das Rascheln von tausenden von Blättern, das Rauschen der Äste, das Knarren der Stiefel. Wir warfen Handgranaten aufs Geratewohl, wir feuerten auf gut Glück mit allem, was wir hatten—mit dem Ziel, so viel Lärm wie möglich zu machen und damit den Eindruck zu erwecken, daß die Verteidigung aus mehr als nur zwei Seemännern und einem Schuljungen in kurzen Hosen bestünde. Es schien fast unmöglich, daß sie getäuscht werden könnten. Trotzdem zogen sie sich unter die Bäume zurück bis wir keinen mehr sahen. Von Zeit zu Zeit gab es Granatbeschuß. Zuerst ein paar Versager. Dann ein Volltreffer. Ich wurde auf den Boden geschleudert, mit Feldstecher und allem anderen. Betäubt kraxelte ich nach oben. Ich war unverletzt. Die Runde landete genau zwischen meinen zwei Kameraden. Von dem MG war nichts als Eisenschrott übriggeblieben. Ich saß benommen da. Plötzlich war es ganz still. Und es wurde dunkel.

Um halb neun konnte ich es nicht länger aushalten. Ich rannte.64

So niederschmetternd die Niederlage an der Oder auch gewesen sein mag, so gab es doch keinen ungeordneten Rückzug, die „Kettenhunde“ trugen dafür Sorge. „Es gab eine Einschränkung, was unsere Flucht anging,“ enthüllte Jan Montyn, als er sich dem Rückzug anschloß. „Wir konnten rennen soviel wir wollten, aber wir durften nicht zu schnell rennen. Jeder, der sich zu sehr beeilte, setzte sich der Gefahr aus, der Feldgendarmerie Patrouille in die Arme zu laufen. Die schicksalhafte schmale Frontlinie galt noch; jeder, der sie übertrat, war ein Fahnenflüchtiger. Was dann mit einem geschah, konnte an Hand der von den Bäumen hängenden Landsmänner erraten werden. Vor uns die Feldgendarmerie, hinter uns die Russen“.65

„Ich sah viele mit Kriegsdekorationen, die nicht gefragt, sondern einfach erschossen wurden“, fügte der entsetzt Siegfried Losch hinzu, der zurück nach Berlin wollte.66

Die Nachricht von der erlittenen Katastrophe im Osten, nur achtzig Kilometer entfernt von hier, schlug nur noch wenig Wellen. Zu diesem Zeitpunkt waren Katastrophen nichts Neues. „Keine Aufregung, keine Gruppen in den Straßen“, berichtete ein französischer Arzt. „Hausfrauen stehen Schlangen vor Läden. Männer gehen arbeiten. Plätze sind voll mit spielenden Kindern“.67

Dennoch zweifelten—während die erschöpften und entmutigten Truppen sich zur Hauptstadt zu schleppen begannen—nur wenige Berliner daran, daß die gefürchtete letzte Stunde gekommen war. Eine Frau schrieb in ihr Tagebuch:

In der Haustür stehend sah ich eine Gruppe von Soldaten, die mit schwerfälligen Schritten vorbeimarschierten. Einige von ihnen humpelten. Stopplige Gesichter, tiefliegende Augen, niedergedrückt von ihren Bündeln, schleppten sie sich schweigend und ohne Gleichschritt auf die Stadt zu . . . All diese Kreaturen sind zu sterbenselend, es sind keine Männer mehr. Weder erhofft noch erwartet man etwas von ihnen—man empfindet nur Mitleid für sie. Es sieht so aus, als seien sie schon jetzt geschlagen und gefangengenommen worden. Mit ausdrucklosen Gesichtern blicken sie an uns vorbei . . . Ich wollte sie mir nicht länger ansehen.68

Was für diese Frau offenkundig war, war auch für alle anderen in Berlin unübersehbar. Doch angesichts der zu erwartenden Vergewaltigungen, Folterungen und Versklavung und mit dem Tod als einzig verbleibender Zuflucht, bereiteten sich Tausende alter Männer, junger Knaben, Frauen und Mädchen darauf vor, „auf ihren Füßen, wie echte Deutsche“, zu sterben.

Soldaten der deutschen Front im Osten!

Die Horden unserer jüdisch-bolschewistischen Feinde haben sich zum letzten Angriff zusammengeschart. Sie wollen Deutschland vernichten und unser Volk zum Erlöschen bringen. Ihr Soldaten im Osten habt es mit eigenen Augen gesehen, was für ein Schicksal deutsche Frauen und Kinder erwartet: die betagten Männer und Kleinkinder abgeschlachtet, deutsche Frauen und Mädchen geschändet und in Kasernenhuren verwandelt. Und der Rest nach Sibirien verschleppt . . . Wenn während dieser nächsten Tage und Wochen jeder Soldat im Osten seine Pflicht erfüllt, dann wird der asiatische Ansturm scheitern—so wie die Invasion von unseren westlichen Feinden am Ende fehlschlagen wird. Berlin bleibt deutsch. Wien wird wieder deutsch werden.

Und Europa wird niemals russisch werden!

Erhebt Euch zur Verteidigung Eurer Häuser, Frauen und Kinder, erhebt Euch, Eure eigene Zukunft zu verteidigen! Zu dieser Stunde sind die Augen unserer deutschen Nation auf Euch, Euch, meine Kämpfer im Osten, in der Hoffnung gerichtet, daß Eure Standhaftigkeit, Eure Leidenschaft und Eure Waffen den bolschewistischen Angriff in einem Meer von Blut ersticken werden!

Adolf Hitler 69

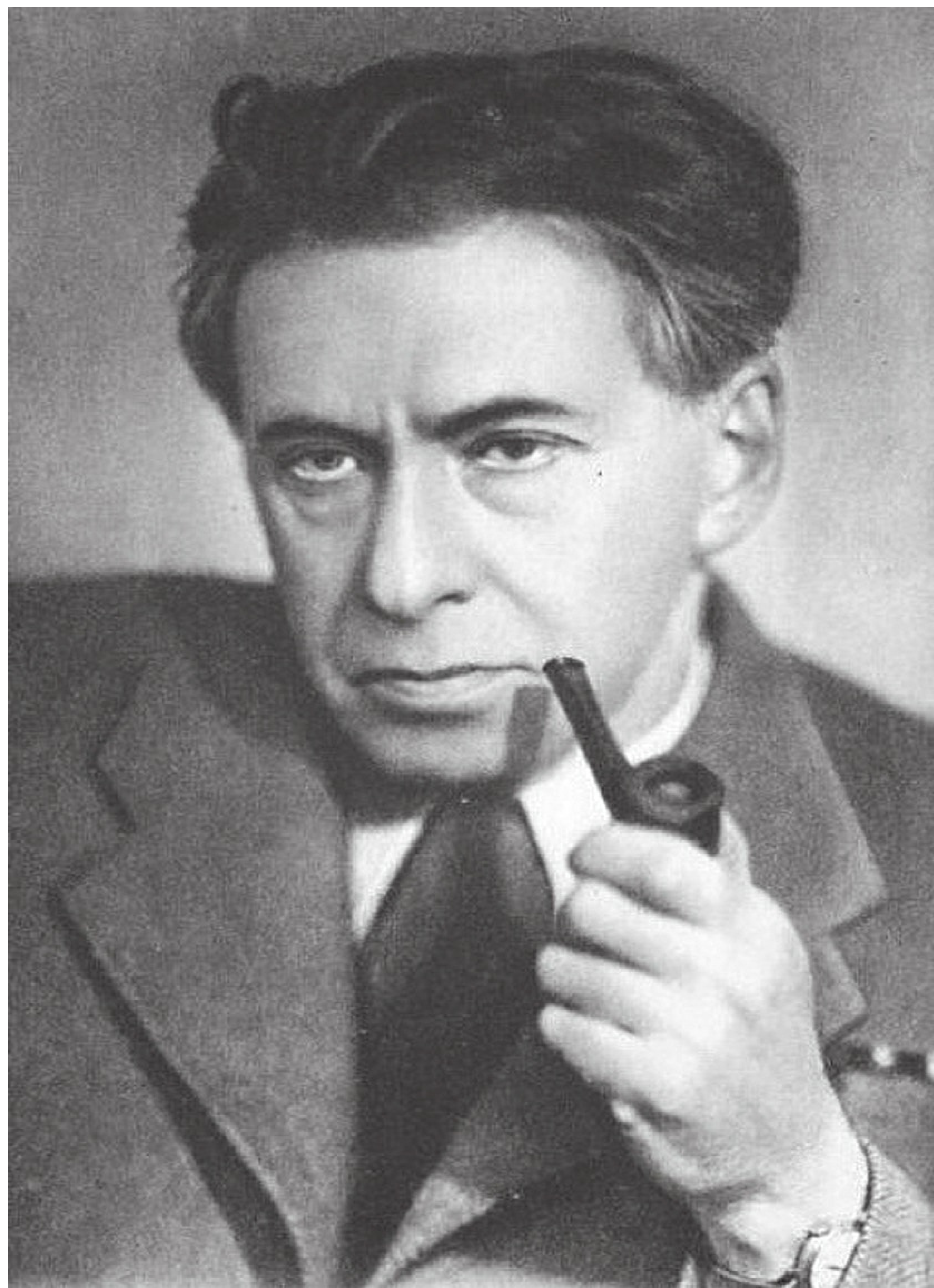


(oben) Hamburg wenn nicht anders angegeben , Fotos sind in der Public Domain

(rechts) Arthur Harris







(oben) Feuer-Bomben über Deutschland
Library of Congress

(links) Ilya Ehrenburg
215



(oben) Der „Gute Krieg“
(rechts) Landsers

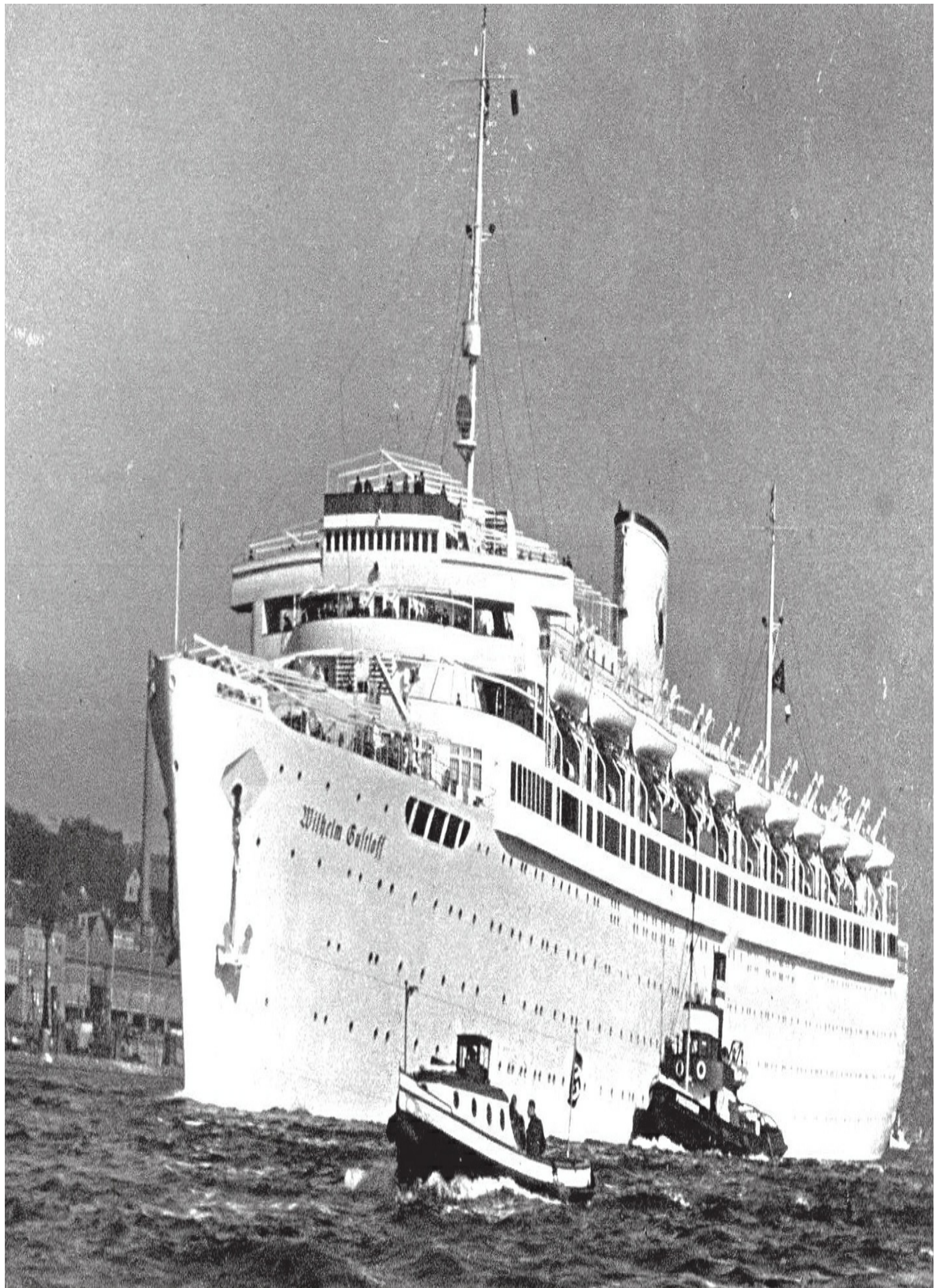
National Archive



(rechts) Henry Morgenthau
American Jewish Archives



(unten) Die Wilhelm Gustloff


Wilhelm Gustloff



(oben) Jan Montyn Courtesy of Jan Montyn

(unten) Jalta: Die Großen Drei





(oben) Dresden German Federal Archive

(unten) Kampf um Berlin





(oben) Adolf Hitler: Der letzte Rückblick
National Archives

(unten) Berlin: Untergrundkamp

Russian State Archives



(oben) Das Ende von Berlin Russian State Archives

(unten) Auf dem Weg nach Sibirien

Russian State Archives



(oben) Entnazifizierung
Imperial Museum

(unten) Das Dachauer Massaker



(rechts) Dwight D. Eisenhower
Library of Congress



(unten) Leni Riefenstahl


(AP/FILE)



(oben) Folterkammern der VS
Imperial Museum

(unten) Amerikanisches Todeslager
National Archives



(rechts) Andrei Vlasov



(unten) Kavallerist der Kosaken





(oben) Zusammengebrochenes
Deutschland
National Archives

(rechts) Victor Gollancz

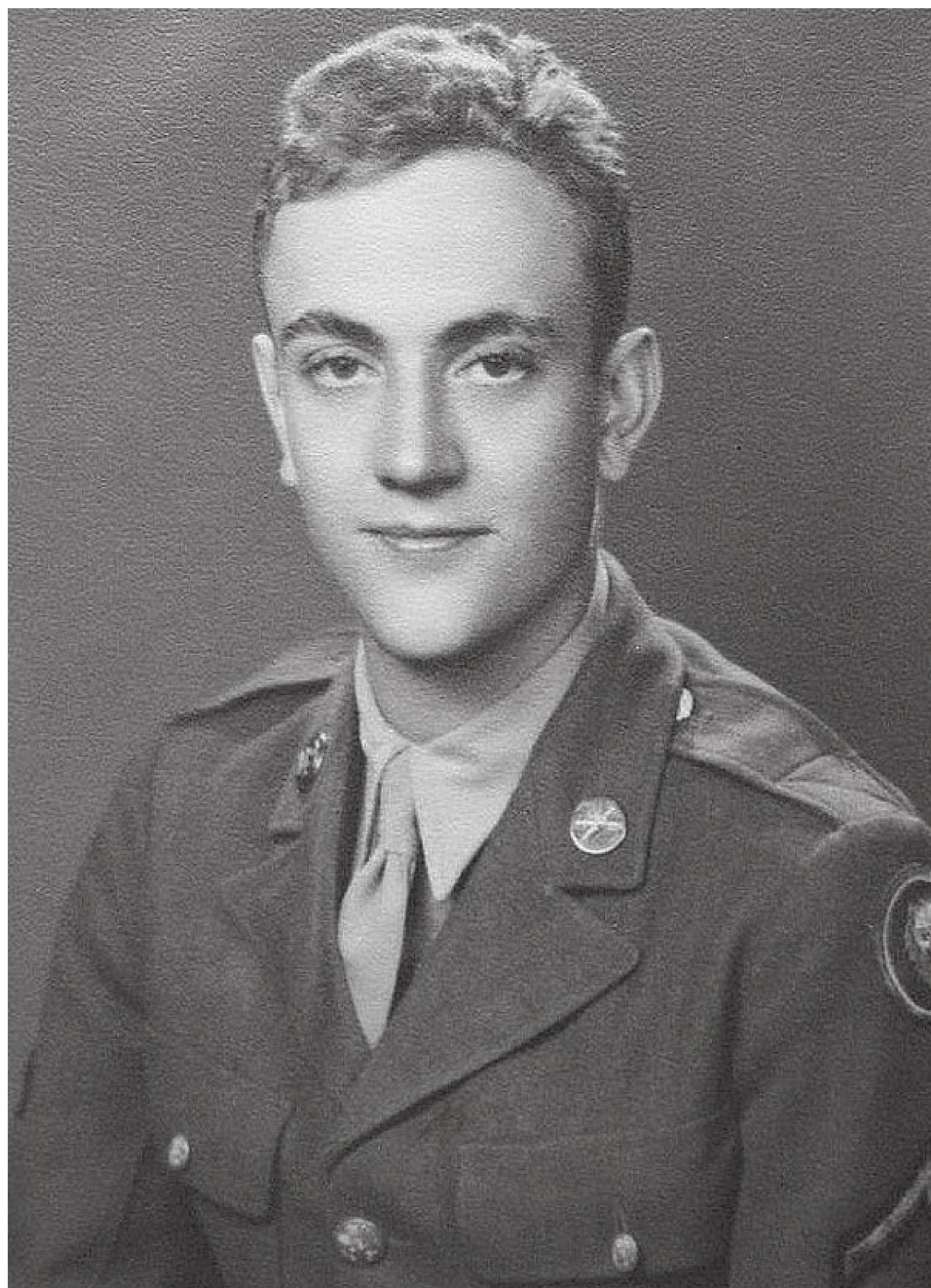




(oben) Die Ganze Welt Gegen Sich National Archives
(unten) Kriegsbeute Getty Images


GETTY IMAGES





(oben links) Shlomo Morel
(oben rechts) Kurt Vonnegut
National Archives
(unten) Heimatlos, Hoffnungslos
National Archives



7 Ein Meer von Blut

A

m Nachmittag des 24. April 1945 kam Helmuth Weidling, zusammen mit seinem Berater Major Siegfried Knappe und mit ein paar knatternden Motorrädern als Geleitschutz um

sein Auto herum, nach Berlin. Auf Grund der durch den russischen Vormarsch entstandenen chaotischen Bedingungen hatte Weidling's Truppe Kontakt zu den anderen Einheiten verloren und der General hoffte, mit Hilfe des Kommunikationszentrums unter der Reichskanzlei, mit ihnen wieder Verbindung aufnehmen zu können. Was die beiden Offiziere bei ihrer kurzen Fahrt durch Berlin zu sehen bekamen, war ernüchternd. Major Knappe schrieb:

Die Stadt war unter schwerem Artilleriebeschuß, der sowohl von einem wahrscheinlich mehr als dreißig Kilometern weit entfernten Schienenfahrzeug als auch von Bombardierungen russischer Flugzeuge ausging. Glücklicherweise war das Artilleriefeuer mit schweren Granaten, die irgendwo in der Stadt alle paar Minuten einschlugen, nicht konzentriert, sondern über die ganze Stadt verteilt.

Rauch und Staub hüllte die Stadt ein. Manövrierunfähige Straßenbahnwagen mit ihren dazugehörigen und auf sie herunterbaumelnden Drähten standen reglos in den Straßen herum. In den Vororten im Osten brannten viele Gebäude und die Zivilbevölkerung stand Schlange für Brot; oder für Wasser an solchen Stellen, wo es noch abzapfbar war. Wegen der Granaten und Bomben gab es überall von Deckung zu Deckung hastende Zivilisten. Um eine mögliche Panik zu vermeiden, hatte Göbbels es abgelehnt, Zivilisten, ja selbst Frauen und Kinder, zum Verlassen der Stadt zu bewegen; und nun strömten sogar noch Tausende mehr—vom Osten her kommend— nach Berlin hinein. Man konnte sicher sein, daß die Verteidigung Berlins wohl zu einer sehr schmutzigen Angelegenheit werden würde und viele Zivilisten dabei ihr Leben ließen.

Um etwa sechs Uhr nachmittags in der Nähe der Reichskanzlei angekommen, verließen wir unser Auto und unseren Fahrer, gingen zu Fuß weiter und nahmen die Motorradfahrer mit. Das Gebiet um die Reichskanzlei herum war

mit tiefen Kratern vernarbt. Umgefallene Bäum lagen wie Zündhölzer umher und die Bürgersteige waren von Schutthalden blockiert. Die Reichskanzlei war schwer beschädigt und wies stellenweise nur Ruinenmauern auf. Der Eingangsbereich . . . war vollkommen zerstört worden. Der einzige noch passierbare Teil der Reichskanzlei war das System der Untergrundbunker. In der Untergrundgarage sahen wir verschiedene von Hitler für Paraden und politische Kundgebungen benutzte Mercedes Benz. Von der Untergrundgarage aus gab es einen Eingang und Korridor zum Führerhauptquartier. Die SS Wache am Eingang salutierte Weidling, mit seinen Ritterkreuzen und Schwertern. Diese erste Wache bildeten SS Unteroffiziere, aber je tiefer wir in den Bunker vorstießen, desto höher wurden die Ränge der Wachhabenden . . .

Das Führerhauptquartier war ungefähr drei Stockwerke unter der Garage. Obwohl Weidling ein General mit zahlreichen eindrucksvollen militärischen Dekorationen war, wurden wir von vielen Wachposten angehalten und Wachhabenden durchsucht, bevor man uns erlaubte, den tatsächlichen Führerbunker zu betreten. Die SS Wache war voller Respekt, aber auch hier wurden wir sorgfältig ausgefragt, wer wir wären und woher wir kämen und mit welcher Absicht. Wir hatten uns auszuweisen und mußten ihnen unsere Pistolen überlassen.

Dann betraten wir schließlich den Vorraum, der zu den Geschäftsräumen von . . . General Hans Krebs und . . . General Wilhelm Burgdorf führte. Man kündigte uns an und Burgdorf‘s Adjutant . . . kam, uns zu begrüßen. Er führte uns in den nächsten Raum, wo sowohl Krebs als auch Burgdorf uns erwarteten . . . Sie hatten kaum angefangen, mit uns zu sprechen, als Krebs sagte, daß er Hitler Weidlings Anwesenheit mitteilen würde und ob Hitler mit ihm sprechen wolle. Das war verwunderlich, denn Weidling war nicht gekommen, um Hitler zu sehen und sah keinen Grund, warum Hitler mit ihm sprechen sollte.

Als Krebs und Burgdorf das Zimmer verlassen hatten, sagte Weidling ruhig, „Da stimmt etwas nicht. Sie verhalten sich eigenartig.“ Nach ungefähr zehn Minuten kam Burgdorf zurück und sagte, daß Hitler ihn sehen wolle. Ich blieb natürlich zurück . . .

Nach etwa zwanzig Minuten kam Weidling zurück und sagte zu mir, daß Hitler uns befohlen hatte, nach Berlin hereinzukommen, um die östlichen und

südlichen Fronten der Stadt in Besitz zu nehmen.1

Diese an und für sich alarmierende Nachricht wurde bald noch von dem übertroffen, was Weidling im Bunker sah und hörte. Die Zeiten der frostigen Effektivität, wo der deutsche Führungsstab wie eine gut geölte Maschine in hervorragender Weise funktionierte, gehörten der Vergangenheit an. Wie Weidling entdeckte, waren nun Schreie, Streit und Anschuldigungen an der Tagesordnung.

„Was für ein Unterschied zwischen den jetzigen sich auf gut Glück abspielenden Dingen und der professionellen Art, mit der man 1940 und 1941 handelte!“ besann sich Major Knappe.2

Weidling, Knappe und auch andere Besucher „von oben“ waren angesichts der garstigen Atmosphäre im Bunker arg betroffen. Sonnenlos, freudlos, kalt und feucht, die trägen Bewohner dieses Geländes spukten in den Korridoren wie Wesen aus anderen Welten herum, oder, wie ein Insasse es ausdrückte: „wie Zombies“.3

„Seit dem 16. Januar, als Hitler sich in diesem Betonschutzraum niedergelassen hatte, mußten wir unsere Zeit im Bunker verbringen“, brachte die persönliche Sekretärin des Kanzlers, Traudl Junge, zum Ausdruck. „Es war unser neunundsechzigster unterirdischer Tag, unter fünf Meter dicken Zementdeckplatten, die auf den fast zwei Meter breiten Betonunterlagswänden ruhten“.4

Vor kurzem war auch Eva Braun, zusammen mit Joseph Goebbels und seiner großen Familie hier eingezogen. Die Anwesenheit des Spitzenberaters des Führers, Martin Bormann, der sich auch hier niedergelassen hatte, verstärkte das Gefühl der Beengtheit noch mehr.

Das vielleicht erschütterndste für Weidling und andere Neuankömmlinge war allerdings das Aussehen Hitler‘s selbst. Wie ein Offizier sich erinnert:

Diejenigen von uns, die ihn in den Vorkriegsjahren gekannt hatten, als er noch ein menschlicher Dynamo mit ruhelosem Arbeitsvermögen war, stellten von 1942 an fest, daß er nach jedem Kalenderjahr ungefähr fünf Jahre älter aussah. Als sich das allerletzte Ende näherte, am Tag, wo er seinen Geburtstag beging, ähnelte er mehr einem Siebzigjährigen, als einem Sechsundfünfzigjährigen. Er sah, wie ich es ausdrücken möchte, körperlich

greisenhaft aus.5

Anläßlich jener Geburtstagszusammenkunft am 20. April waren viele Funktionäre und Parteimitglieder aus ganz Deutschland angereist, „um den Führer zu grüßen, seine Hand zu schütteln und ihm ewige Treue zu schwören".6 Gemäß Traudl Junge beschworen viele der Besucher ihren Führer, Berlin zu verlassen:

Mein Führer, die Stadt wird bald umzingelt und du wirst vom Süden her abgeschnitten sein. Es ist noch nicht zu spät, dich nach Berchtesgaden zurückzuziehen, von wo aus du die südlichen Armeen kommandieren kannst."

Hitler schüttelte den Kopf und lehnte ihre Empfehlungen unverblümt ab . . . "Nein, das kann ich nicht tun", antwortete er, „wenn ich das täte würde ich mich wie ein Lama fühlen, das eine leere Gebetsmühle dreht. Ich muß die Beschlüsse hier in Berlin fassen—oder untergehen".7

Ermutigt vom Beschluß ihres Führers, kämpfend zu sterben, schworen ihm andere ihre Treue. „Wir werden ihn niemals im Stich lassen, egal wie groß auch die Gefahr . . . ", gelobte Dr. Göbbels. „Wenn die Geschichte von diesem Land einst berichtet, daß seine Menschen ihren Führer nie im Stich gelassen haben und daß auch ihr Führer sein Volk nie im Stich ließ, dann bedeutet das Sieg".8

Und nun, mit seiner Ernennung zum Befehlshaber der Verteidigung der Hauptstadt, wurde General Weidling anheimgegeben, das Unmögliche zu bewerkstelligen—nicht nur Adolf Hitler und Berlin vor dem Untergang zu retten, sondern auch Deutschland nicht „untergehen" zu lassen. Mit einem Kontingent von ungefähr 15 000 meist zerlumpten und kampfesmüden Truppen und vielleicht der doppelten Anzahl von schlecht bewaffnetem und mangelhaft trainiertem Volkssturm und Hitlerjugend ausgerüstet, war Weidling's Auftrag, nicht nur eine halbe Million Sowjetsoldaten und genauso viele Reservisten in Schach zu halten, sondern sie zu besiegen und zu vernichten. Obwohl Hitler den Truppen von General Walter Wenk und Theodor Busse befohlen hatte, die Umzingelung zu brechen und Berlin zu entlasten, wußte Weidling nur zu gut, daß es ein Hirngespinst war. Weit davon entfernt, die Hauptstadt zu retten, würden diese Einheiten damit beschäftigt sein, um ihre eigene Umzingelung und Vernichtung zu bangen.

Als der General und Major Knappe in dieser Nacht durch die Hauptstadt zu ihrem Hauptquartier am Tempelhof Flughafen fuhren, verstanden sie beide die hoffnungslose Natur ihrer Aufgabe. Während es möglich wäre, die unvermeidliche Niederlage für ein paar Tage, oder bestenfalls Wochen, hinauszuzögern, konnte Berlin nichts davor retten, „zu einer riesigen urbanen Mörderstätte zu werden“.9

„Es war in jener Nacht, daß der apokalyptische Kampf um Berlin in allem Ernst begann“, schrieb Major Knappe. „Am nächsten Tag kämpften sich russische Sturmtruppen bis in die Vororte der Stadt“.10

„Berliner!“ proklamierte Joseph Göbbels vermittels Radio, „ich rufe euch auf, um die Stadt zu kämpfen. Kämpft mit allem, was ihr habt, für das Wohl eurer Frauen und Kinder, eurer Mütter und Eltern . . . Die Schlacht um Berlin muß zu einem Signal für die ganze Nation werden, sich kämpfend zu erheben“.11

✠ ✠ ✠

Von den Aufrufen des Josef Göbbels gerührt und sich bewußt, daß Hitler selbst ihr Schicksal teilte, antworteten tausende von Männern, Frauen und Kindern auf diese Kriegsfanfare, manche sogar, indem sie in Straßenbahnen bis zur Frontlinie fuhren. Die Geschwindigkeit des sowjetischen Ansturms und die planlose Natur der Verteidigung führten zu einem logistischen Alptraum. Wie ein Volkssturm Kommandeur erklärte:

Ich hatte vierhundert Männer in meinem Bataillon und uns wurde befohlen, in unserer Zivilbekleidung anzutreten. Ich sagte dem lokalen Parteiführer, daß ich die Verantwortung, Männer ohne Uniform im Kampf anzuführen, nicht übernehmen könne. Kurz vor der Kampfhandlung wurden uns 180 dänische Gewehre gegeben, aber die Munition fehlte. Wir hatten auch vier MGs und hundert Panzerfäuste. Keiner der Männer war unterwiesen worden, wie man mit einem Maschinengewehr umgeht und alle fürchteten sich vor der Handhabung der Panzerabwehrwaffen. Obwohl meine Männer ziemlich bereit waren, ihrem Land zur Seite zu stehen, lehnten sie es ab, ohne Uniform und Training in die Schlacht zu gehen. Was kann ein Mann des Volkssturms mit einem Gewehr ohne Munition schon tun? Die Männer gingen nach Hause; das war das einzige, was wir tun konnten.12

Obwohl auf viele potentielle Verteidiger aus ähnlichen Gründen verzichtet

werden mußte, waren andere entschlossen, zu helfen, egal wie. Einige Frauen und Kinder bauten Barrikaden in den Straßen oder hoben Anti Panzergräben aus. Alte Männer und Knaben waren als Kuriere tätig. Beamte, Lehrer, Staatsangestellte, selbst Künstler und Musiker verweilten in Frontnähe in der Hoffnung, Waffen und Uniformen vom Schlachtfeld aufzugabeln. Beim Zusammenströmen der sowjetischen Streitkräfte in der Stadt wurden einige der ersten Hammerschläge in den südlichen Randgebieten entlang des Teltowkanals erteilt. Ivan Konev, ein russischer General, erinnert sich:

Als die Artillerievorbereitungen ihrem Ende entgegengingen, erreichte ich Teltow. Unsere Truppen hatten Angriffsstellungen bezogen und waren bereit, in die Stadt einzudringen; Panzer, motorisierte Infanterieeinheiten und Artillerie waren dabei, ihre Arbeit zu vollenden . . . Die militärischen Einheiten auf dem Vormarsch begannen schon vor dem Abschluß der Artillerievorbereitungen damit, den Kanal zu überqueren, Alles bebte. Das ganze Gebiet war in Rauch gehüllt. Schwere Artillerie demolierte die Häuser auf der anderen Seite des Kanals. Steine, Betonplatten, Holzfragmente und Staub flogen durch die Luft. Wir hatten mehr als 600 Geschütze pro Kilometer auf einer schmalen Straßenfront und alles hämmerte auf das nördliche Ufer ein . . . Die Bomber—einer nach dem anderen—händigten auch ihre Schläge aus . . .

Ich erinnere mich, wie riesig mir die Stadt erschien. Ich bemerkte die massiven alten Gebäude, die es im vor uns liegenden Gebiet im Überfluß gab, und ihre Gedrängtheit; ich vergewisserte mich all der Dinge, die unsere Aufgabe, Berlin zu erobern, erschweren könnten. Mir fielen auch die Kanäle, Flüsse und Ströme auf, die Berlin in verschiedenen Richtungen durchquerten . . . Solch eine Mannigfaltigkeit von Wasserhindernissen stellten zusätzliche Schwierigkeiten dar. Vor uns lag eine auf Angriff vorbereitete und belagerte Frontlinienstadt . . . Als ich auf Berlin starrte, war es mir, als ob ihr Ende das Ende des Krieges bedeutete und daß der Krieg um so schneller vorbei sein würde, je schneller wir die Stadt einnehmen könnten.13

Sobald sie aber in die Randgebiete kamen, dauerte es nicht lange, bis Konev und seine russischen Soldaten sich klar darüber wurden, daß der Krieg alles andere als vorbei war. Nahe Oranienburg schrieb ein Mitglied der Hitlerjugend:

Unser Führer und die Polizei holten uns aus unseren Wohnhäusern und wir

mußten uns in SS Baracken versammeln . . . Dann wurden wir von unseren Begleitern aufgeteilt und der SS und dem Volkssturm beigefügt. Unser erstes Gefecht spielte sich im Nordosten der Stadt ab. Die meisten von uns wurden von Infanteriefeuer getötet, weil wir durch offene Bereiche hindurch angreifen mußten. Dann das Kämpfen in der Stadt; zwei Tage lang. Innerhalb von zwei Tagen und Nächten hatte Oranienburg den Besitzer viermal gewechselt. Das brachte einem anderen Teil von uns das Ende. Dann begannen die Russen, die Stadt mit Stalinorgeln zu bombardieren, und als wir aufhören und nach Hause gehen wollten, wurden wir und ein Teil der über den Kanal Entkommenden angehalten. Mein Zugführer, weil er sich weigerte, wurde am nächstbesten Baum aufgehängt, aber da war er schon fünfzehnjährig.14

Obwohl auf den Zufahrtswegen zu Berlin der Widerstand im allgemeinen schwach war wurde die Verteidigung desto erbitterter, je mehr die Sowjets sich näherten. Die Russen wandten in zunehmendem Masse schematische Taktiken an. Ein deutscher Verteidiger bemerkt dazu:

Über den Gebäuden, in denen man Widerstand vermutete und auf deren Dächern man Scharfschützen entdeckt hatte, flogen Flugzeuge, die kleinkalibrige Bomben oder möglicherweise Handgranaten Streubomben abwarfen. Gleichzeitig rückten Panzer nach vorn, indem sie mit ihrem Beschuß langsam einen Korridor errichteten. Hinter den Panzern kamen die Infanterie und meistens dreißig bis vierzig mit Maschinenpistolen bewaffnete Männer. Hinter den Sturmtruppen kamen andere Schocktruppen, die die Häuser links und rechts durchsuchten. Sobald ein Keller oder Gebäude in Augenschein genommen worden war, drängten die Sturmtruppen weiter, nachdem sie eine oder zwei Wachen zurückließen . . . Die Russen erledigten die Säuberung mit größter Sorgfalt und verbrannten mit Benzin all jene Häuser, von denen auf sie geschossen worden war.15

Als die Sowjets weiter vorwärts drängten, eroberten sie verschiedene Strafanstalten. Während Kriegsgefangene anderer Nationalitäten freigelassen wurden, wurde den russischen Häftlingen lediglich ein Gewehr gegeben und sie wurden der Front zugewiesen.16

Auf einer Straße in einer der Vorstädte warteten Werner Adamczyck und andere nervöse Artilleristen während Detektive Ziele ermittelten. Wie der junge deutsche Kanonier sich erinnert:

Ich konnte eine lange Schlange von Frauen vor einem Lebensmittelladen sehen, die, trotz des mageren Nahrungsmittelangebots darauf warteten, bedient zu werden. Plötzlich bekamen wir einen Schießbefehl. Es sollten drei Salven auf eine Stelle weniger als einen Kilometer vor uns entfernt abgefeuert werden. Als unsere Kanonen losgingen, duckten sich die Frauen in der Schlange bis zum Straßenpflaster . . . Nachdem die Salven explodiert waren, legten wir die letzte Granate ein und warteten . . .

Dann kam der Moment des alles besiegelnden Schicksals. Ein russischer Panzer scherte plötzlich an der Ecke einer der vor uns liegenden Seitenstraßen aus. Sein Panzerturm schwenkte von einer Seite zur anderen und Schoß Raketen aufs Geratewohl ab. Ich hörte auf zu atmen, als ich sah, wie eine seiner Raketen mitten in der Schlange der vor dem Lebensmittelladen wartenden Frauen zum Explodieren kam. Einige von ihnen fielen um; in Panik und Schmerz füllten schreckliche Schreie die Luft . . . Einige unbekannte Männer, vielleicht vom Rest unserer Infanterie, tauchten vor uns auf und schossen einen „Panzerschreck“auf jenen Panzer. Es war ein Volltreffer. Er explodierte mit höllischem Feuer. Aber seine Fragmente töteten auch gleichzeitig eine Reihe anderer Frauen in der Umgebung. Nur wenige Augenblicke später erschien vor unseren zum direkten Beschuß nach unten gerichteten Kanonenrohren ein anderer Panzer. Jedes Geschütz feuerte seine letzte Runde. Wenigstens zwei unserer Raketen trafen den Panzer und sprengten ihn in die Luft.17

Der junge Siegfried Losch schoß zusammen mit einer genesenden Fallschirmjäger Truppe von der italienischen Front von Fenstern aus dem Hinterhalt. Nachdem er über die Oder geflohen war, hatte der Siebzehnjährige für kurze Zeit erwägt, seine Uniform abzulegen und sich mit der Zivilbevölkerung zu vermengen. Die Treue zum Vaterland veranlaßte ihn aber, den Gedanken aufzugeben und die allgegenwärtige Feldpolizei gab ihm noch mehr zwingende Gründe, Verrat nicht in Betracht zu ziehen. Bald fanden Losch und seine Kameraden Schutz im Berliner Olympiastadium.

Es gab keine wirkliche Organisation. Jede kleine Gruppe kämpfte so gut wie sie eben konnte. Es gab viel Verwirrung. Zum Beispiel trugen Mitglieder des Volkssturms braune Mäntel und tschechischen Helmen. Ich erschoß fast einen von ihnen. Er war schon ziemlich alt. Ich empfahl ihm, seine Uniform zu wechseln, falls er Überleben wollte. Dann gab es Mitglieder der Adolf

Hitler Schule, einer nationalsozialistischen Eliteschule. Diese Jungens waren wie Cowboys bewaffnet. Jeder hatte verschiedene Pistolen. Sie gabelten sie von toten Soldaten auf. Sie waren sehr motiviert. Ich erinnere mich an einen T34 Panzer, der etwa 60 Meter von uns entfernt war und unaufhörlich an den Häusern entlang schoß. Plötzlich hörte ich einen Riesenknall, der von dem T34 ausging. Einer dieser Elite Schüler hatte den Panzer fertiggemacht. Er war auf den uns gegenüberliegenden Balkon gekrochen und—sich hinter einigen Petunien versteckend—schoß eine Bazooka-Panzerfaust ab . . . Er war vielleicht vierzehn.18

Wie die oben beschriebenen Zwischenfälle illustrieren und wie die

Sowjets bald selber herausfanden, war Berlin ein Panzerfriedhof. Die Panzerfaust und ihr sogar noch tödlicherer Vetter, der Panzerschreck, waren einfache und dennoch extrem wirkungsvolle Zerstörungsapparate, die mit etwas oder keinem Training abgefeuert werden konnten. Mit Waffen beladene Waggons, Fuhrwerke und Schubkarren sorgten für eine nicht abreißende Kette von neuen Lieferungen zu den Fronten und wurden wie Brotlaibe verteilt. Hinzu kam, daß die schmalen Straßen von Berlin, gesäumt von Stein oder Backsteinruinen, perfekt für Straßenschlachten aus dem Hinterhalt geeignet war.

General Wilhelm Mohnke beschreibt einen Panzerangriff auf eine seiner Stellungen:

Sie kamen im Morgengrauen mit Panzern und Infanterie. Ihre Panzer waren höchst unmanövrierbar, von Trümmern blockiert, und saßen in dieser klassischen Straßenkampf Situation auf dem Präsentierteller. Selbst kleine Jungen und alte Männer oder mit Bazookas und heroischer Verzweiflung ausgerüstete Frauen konnten deshalb aus kürzester Entfernung, normalerweise weniger als 50 Metern, oft von Kellern aus, an sie herankommen . . . Die Russen hatten brillante Panzerkommandanten, die ihr Vorgehen gegen uns in Steppen und freiem Gelände erprobt hatten. Selbst in Städtekämpfen, zum Beispiel in Stalingrad oder Warschau, stießen sie nie auf feindliche und bewaffnete Zivilisten. Erst nachträglich, nach dem Verlust von hunderten von Panzern, erkannten sie ihren Fehler . . .

Nach jenem ersten Frontalangriff wurden sie gescheiter. Sie zogen sich einfach zurück und bepflasterten uns mit Artillerie, die sie in Hülle und Fülle

hatten. Sie versuchten nicht mehr, unsere Stellungen zu erstürmen.19

Auch in anderen Sektoren schirmten die sowjetischen Kommandanten ihre Panzer mit Eisenplatten oder Zementsäcken ab und hielten sie zurück, bis Kraftstellen von der Artillerie vernichtet worden waren. Ein französischer Kriegsgefangener beobachtete ein typisches Unternehmen vor der Schultheiß Brauerei:

Die Verteidiger hinter den Straßen Barrikaden wurden von schweren—in einigen zu Ruinen gewordenen naheliegenden Häusern aufgestellten—Granatwerfern bombardiert. Dann stellten die Russen eine mehrere hundert Meter von der Barrikade entfernte 75 oder 105 mm Kanone auf. Die russischen Kanoniere waren vollkommen ungeschützt aber nach verschiedenen Verlusten gelang es ihnen, einige Schüsse ins Ziel zu bringen, die Barrikade zu zerstören und dabei eine ganze Reihe Deutscher zu töten. Dann stürmte die grölende sowjetische Infanterie, etwa hundert von ihnen, auf die noch übriggebliebenen Verteidiger zu und überschwemmte sie, öffnete die Barrikaden und formierte sich an der der Brauerei gegenüberliegenden Straßenecke neu. Deutsche Verluste erhöhten sich auf Grund der Bitternis sowjetischer Soldaten, denen man wohl Drogen gegeben hatte und die kaum Gefangene machten. Wir fanden zahlreiche deutsche Leichen, Zivilisten und Soldaten, als wir in der Lage waren, die Brauerei zu verlassen.20

Mit Berlin umstellt, versuchten die Sowjets die letzte Verbindung mit der Welt, den Flughafen Tempelhof, zu überrennen. Einer von denen, die die Annäherung zum Rollfeld aus der Ferne verteidigte, kritzelte in sein Tagebuch:

Die russische Artillerie feuert pausenlos . . . Wir brauchen Infanterie Verstärkungen und bekommen statt dessen kunterbunte Notstandseinheiten. Hinter den Kampflinien versuchen die unter schwerem russischem Artilleriefeuer stehenden Zivilisten mit ihrem Letzten in dieser Welt noch Verbleibendem, in elende mitgeschleppte Bündel gepackt, zu entkommen. Ab und zu versuchen einige der Verwundeten, sich zurückzuziehen. Jedoch bleiben die meisten aus Angst vor den eingreifenden Militärgerichten, die sie erfassen und aufhängen könnten. Die Russen brennen mit Flammenwerfern ihren Zugang in die Häuser. Die Aufschreie der Frauen und Kinder sind schrecklich . . .

Nachmittags. Unsere Artillerie nimmt beim Sich zurückziehen neue Stellungen ein. Es bleibt nur sehr wenig Munition. Das Heulen und die Explosionen der Stalinorgeln, die Schreie der Verwundeten, das Tosen von Motoren und das Geratter von Maschinengewehren. Rauchwolken, Gestank von Chlor und Feuer. Tote Frauen in der Straße, erlegt beim Versuch, Wasser zu beschaffen. Aber auch, hier und da, Frauen mit Bazookas, nach Rache lechzende schlesische Mädchen . . .

Acht Uhr abends: Fußvolk befördernde russische Panzer fahren zum Flughafen. Schwere Kämpfe.
25. April 16:30: Neue massive Panzerangriffe. Wir sind zum Rückzug gezwungen . . . Der russische Vorstoß zum Flughafen wird unwiderstehlich . . . Schwere Straßenkämpfe—viele zivile Opfer. Sterbende Tiere. Von Keller zu Keller fliehende Frauen. Wir werden nach Nordwesten abgedrängt . . . Schwere russische Angriffe. Beschriebene Häuserwände: „Die Stunde vor dem Sonnenaufgang ist die dunkelste“ und „wir ziehen uns zurück aber wir werden siegen.“ Aufgehängte oder erschossene Deserteure. Was wir auf diesem Marsch sehen, bleibt unvergeßlich.21

Als sich die grimmigen Kämpfe der Flughafeneingrenzung näherten, erkannte General Weidling, daß er die kritische Verbindung nicht mehr lange aufrechterhalten konnte. Major Knappe:

Am Abend betrat ich ein Zimmer, in dem sich Weidling mit zwei Generälen befand. Sie diskutierten darüber, ob es angemessener sei, Berlin pflichtgemäß zu verteidigen oder die Russen an beiden Seiten vorbeizulassen und dann den im westlichen Teil der Stadt gelegenen Grunewald zu durchbrechen und sich dort den westlichen Alliierten zu ergeben. Falls wir blieben, um Berlin zu verteidigen, würde es nötig sein, unser Hauptquartier ins Stadtzentrum zu verlegen, weil die Russen in spätestens zwei Tagen dieses Gebäude besetzen würden. Dann entschloß sich Weidling aber dafür, zu bleiben und Berlin zu verteidigen . . .

Wir beschlossen, das Hauptquartier der Heeresabteilung in einen großen Luftschutzbunker, in der Nähe des Berliner Zoos, zu verlegen . . . Der Zoobunker, ein stark befestigter Platz mit schweren Flugabwehrgeschützen auf dem Dach, würde den Bombardierungen und Artillerieangriffen standhalten . . .

Als wir unser Hauptquartier verließen, mußten wir vorsichtig sein, denn der Eisenbahndamm hinter unserem Gebäude—den wir überqueren mußte, um zu unserem Kübelwagen-Jeep und dem Motorrad zu gelangen— war unter Beschuß. Wir überquerten ihn, indem wir von Deckung zu Deckung hasteten und schließlich wohlbehalten bei unseren Fahrzeugen ankamen. Als wir durch die Stadt fuhren bebte bei jedem Artilleriebeschuß die Erde und ein kolossaler Geysir von Schutt und Erde entlud sich mit jeder Explosion vom Grund. Der Lärm war ohrenbetäubend und das Schwanken der Erde beunruhigend. Ein Schrapnellsplitter von einem explodierenden Artilleriebeschuß durchstach einen der Reifen meines Kübelwagens.

Während mein Fahrer den Reifen wechselte bot mir eine Frau, die alles von einem nahegelegenen Haus mitangesehen hatte, eine Tasse Tee an. Sie war etwa fünfundvierzig und eine würdige ältere Dame, in abgetragener Kleidung, mit schmuddeligem Haar und einem gütigen Gesicht . . . In ihrer Wohnung herrschte, als Resultat der Raketenexplosionen, das reinste Tohuwabohu. Bedeutungslose Kinkerlitzchen, kleine Stücke aus ihrem Leben, lagen zerbrochen am Boden.

„Wann werden die Russen hier sein, Herr Major?“ fragte sie. „Es ist nur noch eine Frage von Stunden“, antwortete ich ehrlich. „Bestenfalls in einem Tag. Sie werden am sichersten sein, wenn sie im Keller bleiben“.22

Wie auch diese hilflose Frau, konnten weibliche Wesen kaum etwas anderes tun, als in ihren Kellern zu sitzen und zu warten. Es ging hier nicht wie bei Bombenangriffen von Flugzeugen zu, bei denen es eine Art Reim und Rhythmus gab. Hier könnte der Tod jederzeit von Artilleriefeuer eintreten. Demzufolge lief das Leben fast völlig wie ein unterirdisches Sprechen . . . und Denken ab.

„Das Wort ‚Russe‘ wird nicht länger in den Mund genommen. Die Lippen wollen es einfach nicht aussprechen“, bekannte eine Dreißigjährige. Während eine jede an Vergewaltigung dachte, fügte sie hinzu, „keine einzige Frau sprach ‚darüber‘ “.

Eine entnervende Fröhlichkeit bricht aus. Alle Sorten von Geschichten machen die Runde. Frau W. kreischt: „Lieber einen Russen auf dem Bauch als einen Ami auf dem Kopf!“—ein Witz, der nicht sehr gut zu ihrer Trauerkleidung paßte. Fräulein Behn schreit durch den Keller: „Laßt uns

doch jetzt mal ehrlich sein. Wetten, daß es keine Jungfrau mehr unter uns gibt!“ Keiner antwortet. Ich ertappe mich dabei, mir darüber Gedanken zu machen . . . Wahrscheinlich die jüngere Tochter des Hausmeisters, die erst sechzehn ist und auf die man, nach dem Fehltritt ihrer Schwester, aufs genaueste aufgepaßt hatte. Und bestimmt, falls ich auch nur das Geringste über den Gesichtsausdruck junger Mädchen wüßte, die Achtzehnjährige . . . die friedlich in der Ecke schläft.23

Als sich die Versteckenden schließlich, von Hunger und Durst gequält, nach draußen wagten, war, was sie sahen, schwindelerregend. Die Frau von oben fährt fort:

Wenn man in südlicher Richtung geht, wird einem klar, daß man sich der Front nähert. Der Eisenbahntunnel der Stadt ist schon blockiert. Die vor ihm Stehenden sagten, daß am anderen Ende ein Soldat in Unterhosen, mit einem von seinem Nacken baumelnden Schild hängt, auf dem „Verräter“ steht. Sie sagten, daß er so niedrig hängt, daß man seine Beine verdrehen kann. Dies wurde von jemandem berichtet, der es selber mit ansah und der einige Jungen fortjagte, als sie sich damit amüsierten, die Beine des toten Mannes zu verdrehen.

Die Berliner Straße sieht unrealistisch aus, halb aufgerissen und von Barrikaden blockiert. Schlangen vor den Läden, mit tosendem Flakfeuer über ihnen. Sich auf die Stadt zubewegende LKWs. Verdreckte und von Schmutz starrende Figuren mit leerem Gesichtsausdruck und sich in blutverschmierten Binden zwischen ihnen Dahinschleppende. Dahinter die von Grauköpfen geschobenen Heukarren. Die von Volkssturm Männern in ihren geflickten Uniformen bewachten Barrikaden. Zartgesichtige Kinder unter riesigen Stahlhelmen mit ihren entsetzenerregenden hohen Stimmen. So winzig und schmal in ihren viel zu weiten Uniformen, nicht älter als fünfzehn.24

„Es gibt keine Straßen mehr. Nur zerfetzte und mit Schutt angefüllte Gräben zwischen Ruinenreihen . . . “, sagte eine andere hungrige Plünderin, Ruth Andreas Friedrich. „Wir klettern über Ruinenberge, durchstöbern Trümmer und zerbrochenes Glas, kriechen durch unbekannte Keller, ziehen Kisten und Taschen anderer Leute hervor. Granatfeuer über uns. Wir kümmern uns nicht darum. Wir gehen kaum in Deckung. Ein Fieber übermannt uns“.25

Rita Kuhn suchte auch nach Lebensmitteln. Während das kleine Mädchen

sich der Bäckerei in der Nachbarschaft näherte, verlor sie sich schnell:

Ich dachte, daß ich in einer anderen Stadt wäre. Alles sah sehr unvertraut aus. Die Bäume hatten alle ihre Blätter verloren. Und die Gebäude auf beiden Seiten waren . . . kleine Löcher, große Löcher und das gesamte Gebiet ist völlig zerstört . . . Ich ging weiter, ich bemerkte die Bäume und sah Kleidungsstücke an ihnen. Bald darauf, als ich mich der Bäckerei näherte, gab es Stücke menschlichen Fleisches. Es gab sie in Hülle und Fülle, überall. Auf den Bäumen, auf den Balkonen, Kleidung, Stücke von Menschenfleisch . . . Ich fiel fast über eine Frau, die tot auf der Straße lag, deren Beine weggeblasen worden waren . . . Ich kam zu der Stelle, wo, wie ich dachte, die Bäckerei hätte sein müssen und wo es aber nur ein großes Loch gab. Tatsächlich war es dort, wo der Einschlag passierte und die Leute hatten keine Zeit gehabt, in Deckung zu gehen.26

So wie es sich an dieser unglücklichen Gruppe zeigte, konnte nichts—sobald eine Lebensmittel oder Wasserquelle gefunden war—die zum Äußersten entschlossenen Menschen verscheuchen.

„Ganze Familien wechselten sich ab, Schlange zu stehen, jedes Mitglied in einer Schicht von mehreren Stunden . . . “, schrieb ein Zeuge. „Mit ein paar Beefsteaks und Kotelette in Sicht, hätte selbst die zitterigste alte Großmutter ihre Stellung gehalten. Da stehen sie wie Wände, dieselben, die noch vor kurzem in die Bunker rannten, sobald die Rede von drei sich über Zentraldeutschland befindlichen Jagdbombern gewesen war“.27

„Als wir gerade an solch einer Schlange vorbeifuhren“, vermerkte Major Knappe, „explodierte ein Artilleriebeschuß neben der Frauenreihe. Als der Rauch sich zu verziehen begann, konnte ich sehen, daß viele der Frauen getroffen waren. Die unverletzten Frauen trugen die Toten, Sterbenden und Verwundeten in die Eingänge benachbarter Gebäude und kümmerten sich um sie—und ordneten sich dann wieder in die Schlangen ein, um nicht ihren Platz darin zu verlieren“.28

Als bei einem anderen Volltreffer auf die Lebensmittelreihen waren mehr als ein Dutzend getötet oder verwundet worden, und ein Zeuge war bestürzt, zu sehen, daß die Opfer lediglich das Blut von ihren Verpflegungskarten wischten und kurz danach eine neue Schlange bildeten.29 Als das Tosen der Straßenkämpfe näherkam, riskierten es allerdings immer weniger Leute, sich

für Lebensmittel und Wasser anzustellen. In ihren dunklen Kellern und allein ihren Gedanken überlassen, geschah es nun, daß sich ihrer eine entsetzliche Vorahnung bemächtigte.

Wir waren im Luftschutzbunker unseres Hauses behütet, als das Kampfgeschehen näherrückte . . . Wir hörten eine Menge von donnerndem Getöse, das näher und näher kam. Ein kleiner Junge in unserem Keller war mutig genug, einen kurzen Blick nach draußen zu werfen. Er erzählte uns, daß zwei russische Panzer und viele Soldaten zu Fuß kämen und daß die Panzer, während sie sich nach vorn bewegten, in die Häuser feuerten, Ein Panzer schoß auf das Haus zu unserer Linken. Plötzlich sprang der Junge von dem Schlitz, durch den er geblickt hatte, herunter, und im selben Augenblick wurde unser Haus von einer Rakete getroffen . . .

Der Lärm bewegte sich weg von uns. Der Klang des Beschusses wurde schwächer und schwächer. Wir saßen alle ziemlich still da . . . Jeder von uns mit seinen eigenen Gedanken. Meine drehten sich um meinen Mann, der irgendwo als Seemann unterwegs war . . . Alle saßen wartend, sich wundernd und bange da. Die Rote Armee würde bald hier sein. Plötzlich wurde die Tür aufgestoßen und in der Türöffnung stand die Silhouette eines Mannes. Dann ein anderer und noch einer. Die Taschenlampen wurden angeknipst und ihr Schein bedeutete ein Gesicht nach dem anderen in diesem Keller. „Alles kaputt", schrie eine der Silhouetten, „komm", und wir gingen den mühsamen Gang auf den Bunkertreppen nach oben und ins Tageslicht. Dort standen sie, die Soldaten, die in unseren Keller gekommen waren, lachend und grölend. „Alles kaputt". Sie sahen wie Sechzehnjährige aus. Die Iwans waren da.30

✠ ✠ ✠

Wie ihre angsterfüllten Landsleute im Osten schon vorher entdeckt hatten, fanden auch die Berliner bald heraus, daß, wie zäh und harte russische Schocktruppen auch sein konnten, so waren sie doch weit entfernt von den blutrünstigen Monstern, als welche sie uns in Propaganda und unserem eigenen Vorstellungsvermögen ins Bewußtsein gebracht worden waren. „Die ersten Truppen waren freundlich und gaben uns zu essen", sagte ein Jugendlicher. „Sie hatten Offiziere mit ihnen, die gut deutsch sprachen und uns sagten, uns nicht zu beunruhigen, denn alles würde in Ordnung sein".31 Aber wie ihre Brüder im Osten erfuhren sie, daß es einen himmelweiten Unterschied zwischen der ersten und zweiten Welle der Sowjetsoldaten gab.

„Dies sind gute, disziplinierte und anständige Soldaten“, erklärte ein russischer Offizier der Mutter Oberin in einer Geburtsklinik. „Aber ich muß ihnen sagen—die, die nach uns kommen, sind Schweine“.32

Warnungen dieser Art versuchten manche Frauen, sich der Front anzuschließen, von Keller zu Keller auszuweichen und starben in dieser Weise von Bomben und Kugeln, aber blieben so im Vorfeld der sich hinter ihnen abspielenden Grausamkeiten. Für die meisten war es jedoch zu spät.

Ich gehe in den dunklen Korridor hinaus. Dann schnappten sie mich. Beide Männer hatten dort gestanden und gewartet. Ich schreie, schreie . . . Einer der Männer ergreift meine Handgelenke und zieht mich den Korridor entlang. Jetzt schleift mich der andere auch und packt mich gleichzeitig mit der anderen Hand bei der Kehle, sodaß ich nicht mehr schreien kann . . . Ich bin schon auf dem Fußboden, mit meinem Kopf auf der untersten Kellertreppe. Ich kann die Kälte der Fliesen an meinem Rücken fühlen. Etwas Klingelndes fällt geräuschvoll aus meinem Mantel. Es müssen wohl meine Hausschlüssel sein . . .

Ein Mann hält Wache an der oberen Tür während der andere nach meiner Unterwäsche greift, meinen Strumpfhaltergürtel zerfetzt und mich brutal und rücksichtslos zu Willen macht . . .

Als alles vorbei ist und ich taumelnd versuche, aufzustehen, stürzt sich der andere auf mich und zwingt mich mit Fäusten und Knien zurück auf den Boden. Nun hält der erste Mann Wache, indem er flüstert, „Schnell, mach schnell . . . “

Plötzlich höre ich laute russische Stimmen. Jemand hat die Tür an der obersten Treppenstufe, Licht hereinlassend, geöffnet. Drei Russen kommen herein, die dritte Person ist eine Frau in Uniform. Sie blicken auf mich und lachen. Mein zweiter Angreifer, unterbrochen, springt auf. Sie verschwinden beide mit den anderen und lassen mich auf dem Fußboden liegen. Ich ziehe mich am Treppengeländer hoch, raffe meine Sachen zusammen und torkele an der Wand entlang zur Kellertür . . . Meine Strümpfe hängen über meinen Schuhen, mein Haar hängt wüst über meinem Gesicht, die Reste meines Strumpfhalters in meiner Hand.33

„Was folgte war schlimmer als alles, was wir uns je vorgestellt hatten“, erinnerte sich die Neunzehnjährige Juliane Hartmann.

Ein Russe ging in die Garage und der andere ging ins Haus. Ohne eine Ahnung, was denn nun passieren würde, folgte ich dem Mann ins Haus. Zuerst schloß er alle Türen hinter sich zu und steckte die Schlüssel in seine Tasche. Ich fing an, mich komisch zu fühlen, als wir zu einem der Schlafzimmer kamen. Ich wollte zum Balkon hinausgehen, aber er richtete sein Gewehr auf mich und sagte: „Frau komm!“ Wir hatten schon von einigen der grausamen Dinge, die sich abspielten, gehört und so wußte ich eine Sache ganz sicher, und die war: „Versuche nicht, dich zu widersetzen“. Als Kind der oberen Mittelschicht war mir die harte Wirklichkeit unbekannt.34

Kurze Zeit spaeter lernte Juliane die „harte Wirklichkeit“ kennen, als ihr „eine ganze Horde von Mongolen“ gegenüberstand.35
Eine deutsche Kommunistin, Ruth Andreas Friedrich, erzählt:

Ich wache mitten in der Nacht auf. Eine Taschenlampe scheint in mein Gesicht.

„Komm Frau“, höre ich eine Stimme sagen. Der Geruch von billigen Spirituosen dringt auf mich ein.
„Gute Frau . . . komm“, wiederholt die Stimme. Ein schwerer Körper fällt auf mich.
„Nein, nein“, gurgele ich, halb erstickt, indem ich versuche, tiefer in die Kissen zu versinken. Eine Fahne von billigem Alkohol. Keuchen in Ohrennähe. „O Gott! Lieber Gott!“36

Nach ihrer eigenen Qual versuchte Andreas-Friedrich, eine junge marxistische Freundin zu trösten:

Sie sitzt kauernd auf dem Sofa. „Man sollte sich umbringen“, stöhnt sie. „So kann man doch nicht leben“. Sie bedeckt ihr Gesicht mit ihren Händen und fängt zu weinen an. Es ist schrecklich, ihre geschwollenen Augen zu sehen, grausam, ihr entstelltes Gesicht zu erblicken.

„War es wirklich so schlimm?“ frage ich.
Sie sieht mich mit einem Mitleid erregendem Gesichtsausdruck, an. „Sieben“, sagt sie. „Sieben in einer Reihe. Wie Tiere . . . “

Sie ist achtzehn und wußte nichts von Liebe. Jetzt weiß sie alles. Wieder und immer wieder. Sechzig mal.

„Wie kann man sich da verteidigen?“ sagt sie ohne Empfindung, fast gleichgültig.
„Wenn sie an der Tür hämmern und mit ihren Gewehren sinnlos umherschiessen. Jede Nacht Neue, jede Nacht Andere. Das erste Mal, als sie mich nahmen und meinen Vater zwangen, zuzusehen, dachte ich, daß ich sterben würde . . . “
Es schaudert mich. Vier Jahre lang warnte uns Göbbels, daß die Russen uns vergewaltigen würden. Daß sie rauben, plündern, ermorden und brandschatzen würden.
„Schreckenspropaganda!“ sagten wir und warteten auf unsere Befreier.37

Ein deutscher Rechtsanwalt und seine jüdische Frau waren zwei andere Berliner, die erwartungsvoll die Ankunft der sowjetischen Truppen herbeigesehnt hatten. Gemäß eines Zeugen:

Das Ehepaar sah monatelang freudig der Befreiung Berlins entgegen und hatte nächtelang damit verbracht, den Übertragungen ausländischer Sender zuzuhören. Dann, als die ersten Russen ihren Weg in die Keller erzwangen und nach Frauen grölten, gab es ein Gerangel und Schüsse. Eine Kugel prallte von der Wand ab und drang in die Hüfte des Rechtsanwalts ein. Seine Frau hatte sich auf die Russen geworfen und sie in deutsch um Hilfe angefleht. Woraufhin sie sie in den Gang gezerrte hatten. Dort fielen drei Männer über sie her, während sie schrie: „Hört mal zu! Ich bin eine Jüdin! Ich bin doch eine Jüdin!“ Als die Russen mit ihr fertig waren, war ihr Mann verblutet.38

Wegen der Kämpfe in nahegelegenen Stadtvierteln, waren deutsche Truppen oft gezwungen, ungewollte Beobachter des um sie herum geschehenden Grausens zu werden. „Die Nächte, in denen die Frauen in den eingenommenen Seitenstraßen von den Russen vergewaltigt wurden, waren schauderhaft“, erinnerte sich ein sechzehnjähriger Hitlerjunge zurück. „Das Schreien war schrecklich. Es gab entsetzliche Szenen“.39 Ein anderer Landser fügte hinzu: „Es ist einfach kein reizender Anblick, eine von Schrecken erfüllte nackte Frau auf dem Dach—von einem halben Dutzend Bajonette schwingenden Soldaten verfolgt—umherrennen zu sehen, um sich schließlich vom fünften oder sechsten Stockwerk aus in den sicheren Tod zu stürzen“.40

✠ ✠ ✠

Nach dem Erleben solcher, wie der oben beschriebenen, Szenen, wurde der ohnehin schon feurige Widerstand fanatisch. So grimmig der Kampf aber auch wurde, so wenig—oder überhaupt nicht—konnte er das Unvermeidliche abwenden. Nirgendwo wurde man sich dieser Tatsache in schmerzvollerer Weise bewußt, als im Bunker tief unter der Reichskanzlei. Traudl Junge:

Ein intensives Angstgefühl breitete sich im Bunker aus. Und draußen war es wie in den Tiefen der Hölle. Tagsüber hörte das Grollen des Geschützfeuers nie auf, und man hörte die Erde erschütternden Explosionen während der ganzen Nacht . . . Im Bunker eingekerkert versuchten wir, einige den Ausgang des Kampfes betreffende Neuigkeiten in Erfahrung zu bringen. Er sollte eigentlich jetzt auf seinem Höhepunkt sein. War dies der Lärm unserer eigenen Kanonen und Panzer? Niemand wußte es . . .

Hitler ging hinaus zu den Offizieren, die im Korridor warteten. „Meine Herren“, sagte er, „das Ende rückt näher. Ich werde in Berlin bleiben und mich töten, wenn der rechte Moment dafür gekommen ist. Jeder von Euch, der mich verlassen will, möge es jetzt tun. Ihr seid alle frei, zu gehen“.41

Als die Anwesenden ihn anflehten, in den Süden zu den Alpen zu fliehen, solange noch Zeit dazu war, schob er ihre Worte einfach beiseite: „In dieser Stadt habe ich das Recht gehabt, Befehle zu geben; nun muß ich den Befehlen des Schicksals gehorchen. Selbst wenn es mir möglich wäre, mich selbst zu retten, würde ich es nicht tun. Der Kapitän geht mit seinem Schiff unter. Wie könnte ich die Truppen damit beauftragen, den entscheidenden Kampf um Berlin auf sich zu nehmen, wenn ich mich im selben Moment in Sicherheit brächte?“42

Während einige im Bunker noch eine gewisse Hoffnung hegten, indem sie ihr letztes Gebet an das Brechen des russischen Rings und die Befreiung der Hauptstadt durch General Wenck befestigten, unterlag Wenck einer solchen Wahnvorstellung nicht.

„Die Idee, sich durch Berlin hindurch zu kämpfen . . . war vollkommen absurd“, schrieb der General später. „Um wieder zu Kräften zu kommen und Kampfstärke zu erlangen, würde die Armee mehrere Wochen benötigt haben. Unsere Position verschlechterte sich von Stunde zu Stunde. Die Russen griffen nun mit einer erdrückenden Überzahl an“.43 Traudl Junge fährt fort:

Mit Ausnahme einer Radioverbindung wurden wir am 26. April von der

Außenwelt abgeschnitten . . . Es begann offensichtlich zu werden, daß keine Armee mehr hatten, die in der Lage gewesen wäre, uns zu befreien . . . Das Donnern der Kanonen kam näher und näher, aber die Atmosphäre im Bunker blieb dieselbe. Hitler war abgehärmt und geistesabwesend . . . Er war hohläugig und bleicher als je zuvor. Er schien seine Rolle als Führer aufgegeben zu haben. Es gab keine Lagebesprechungen und Versammlungen mehr, keine fixierten Pläne, keine auf dem Tisch ausgebreiteten Landkarten. Die Türen standen weit offen. Unsere einzige Zwangsvorstellung war die, daß der Moment von Hitler‘s Selbstmord näherrückte.

Göbbels . . . kam an, um mit Hitler den Plan für die letzte Radiosendung zu besprechen. Der Bevölkerung wurde mitgeteilt, daß der Führer in der besetzten Hauptstadt geblieben war, und daß er sich persönlich an der Verteidigung der Stadt beteiligen würde. Es war eine vergebliche Hoffnung, daß diese Botschaft den Deutschen den Mut und die Energie geben würde, das Unmögliche zu erreichen: die traurige Wahrheit war, daß nur wenige körperlich taugliche Männer übriggeblieben waren und daß eine große Zahl von Jungs ihr Leben zu einer Zeit, wo ihr Führer schon alles aufgegeben hatte, umsonst opfern würden.44

Trotz des sich schnell nähernden Endes lebten Einzelteile des Staates fort. Nach der Vernichtung eines sowjetischen Panzers im Alleingang, wurde ein in Staunen versetztes und schlafloses Kind nach unten zum Bunker gebracht und dem Führer vorgestellt.

„Mit einer starken Zurschaustellung von Gefühlen“, bemerkte ein Zuschauender, „heftete Hitler ein eisernes Kreuz an die schwächliche Brust dieses kleinen Burschen, an einen mit Schlamm bespritzten und für ihn viel zu großen Mantel. Dann fuhr er langsam mit seiner Hand über den Kopf des Jungen und schickte ihn zurück zum hoffnungslosen Kampf in die Straßen von Berlin“.45

Als sich der Kreis ums Zentrum von Berlin Schloß, wurde der Kampf immer barbarischer. „Eines der schlimmsten Dinge . . . war, daß die Russen immer frische Reservetruppen zum Kampfeinsatz brachten, sodaß sich ihre Truppen ausruhen konnten . . . “, schrieb Major Knappe. „Unsere Leute waren gezwungen, unaufhörlich zu kämpfen, Stunde um Stunde, Tag um Tag, bis sie tot oder schwer verwundet waren“.46

„Wir verloren allmählich jedes menschenwürdige Aussehen“, erzählte ein deutscher Soldat. „Unsere Augen brannten und unsere Gesichter waren gezeichnet und besudelt vom uns umgebenden Dreck“.47

„Der Staub der Trümmer hing wie ein dicker Schleier in der Luft . . . “, fügte General Weidling hinzu, während er sich duckte und von Tür zu Tür auswich, um seine Verteidigungen zu überprüfen. „Granaten explodierten um uns herum. Wir waren mit zerborstenen Steinfragmenten bedeckt“.48

Ein anderer erschöpfter Landser nahm sich die Zeit, die tägliche Agonie getreulich zu verzeichnen:

Kontinuierliche Angriffe die Nacht hindurch. Die Russen versuchen, durchzubrechen . . . Sich verstärkende Zeichen des Zusammenbruchs und der Verzweiflung . . . Es gibt kaum noch eine Kommunikation unter den Kampfgruppen, weil keine der aktiven Bataillone mehr Radioverbindungen herstellen kann. Das Durchschießen von Radiokabeln passiert zu schnell. Die körperliche Verfassung der Leute ist unbeschreiblich. Keine Ablösung und Ruhepause, kein reguläres Essen und fast kein Brot. Vom unaufhörlichen Artilleriefeuer verursachte Nervenzusammenbrüche. Das Wasser muß den Tunneln und der Spree entnommen und gefiltert werden. Um die nicht zu schwer Verwundeten wird sich kaum gekümmert, weil die Zivilisten Angst haben, die verwundeten Soldaten und Offiziere in ihren Kellern aufzunehmen, weil so viele als vermutliche oder wirkliche Deserteure aufgehängt werden und die Keller von den fliegenden Standgerichten gnadenlos nach Komplizen abgegrast werden . . .

Der Potsdamer Platz ist eine Wüstenei in Ruinen. Eine Menge zerstörter Wagen und emporgeschossener Ambulanzen mit Verwundeten darin. Der Tod ist überall, viele von ihnen in schrecklicher Weise von Panzern und Lastwagen zerfleischt . . .

Heftiger Beschuß des Stadtzentrums in der Abenddämmerung und gleichzeitiger Angriff auf unsere Stellungen . . . Russen, auf ihrem Weg zum Potsdamer Platz, überholen uns im gegenüberliegenden Tunnel.49

Der Tagebuchschreiber deutete an, daß, während ein Gefecht oben wütete, ein anderes unten stattfand. Berlin war nicht nur eine der größten Städte der Welt, es war auch eine der modernsten und unter seiner Oberfläche erstreckte sich ein Labyrinth von Tunneln, Fußwegen und riesigen Abwasserrohren. Mit

Karten in den Händen ergriffen deutsche Kommandeure die Initiative...mit vernichtenden Folgen. Ein russischer General gab zu:

Unsere Truppen dachten, daß sie es nach der Eroberung irgendeines Widerstandszentrums geschafft hätten, aber der Feind, unter Benutzung der unterirdischen Passagen, schickte sowohl Aufklärungstruppen als auch Saboteure und Scharfschützen in unseren Rücken. Solche Gruppen von Maschinengewehrschützen, Scharfschützen, Heckenschützen, Granatwerfern und mit Panzerfäusten bewaffnete Männer, aus dem Untergrund auftauchend, schossen auf Motorfahrzeuge, Panzer und Einheiten mit Geschützen, die sich auf schon eroberten Straßen befanden, unterbrachen unsere Kommunikationslinien und schufen angespannte Situationen hinter unseren Frontlinien.50

Obwohl die schwarzen Labyrinthe sie erschraken, wurden die Sowjetsoldaten dazu gezwungen, sie zu betreten. Alexander Hamkov und eine Aufklärer Truppe krochen durch eine Unterführung bis sie in der Ferne ein Licht bemerkten.

Wir beschlossen, den Rest des Weges zu kriechen. Es gab eine Nische in der Wand . . . und eine kleine erleuchtete Glühbirne. Nicht weit von uns hörten wir Deutsche sprechen. Es gab einen Geruch von Tabak und erwärmtem Büchsenfleisch. Einer von ihnen schien mit einer Taschenlampe in unsere Richtung, während die Deutschen im Schatten blieben. Wir preßten uns auf den Boden und spähten geradeaus. Vorn war der Tunnel von einer Backsteinwand mit in der Mitte angebrachten Schutzschilden versiegelt. Wir krochen noch ein paar Meter weiten nach vorn. Ganz plötzlich regnete es Kugeln. Wir verbargen uns in den Nischen. Nach einer Weile griffen wir an, indem wir Handgranaten warfen und Panzerfäuste abfeuerten und brachen am Ende durch. Noch 200 Meter und wieder eine Wand.51

„Dies ist die schlimmstmögliche Art von Kampf“, sagte ein Untergrundkämpfer. „Du siehst nur Feuerblitze auf dich zukommen: Flammenwerfer und Leuchtspurmunition“.52

Ein Horror für sich selbst genommen, vermehrten angsterfüllte Zivilisten auf den aus allen Nähten platzenden Bahnsteigen der U-Bahn das Grauenhafte in unermeßlicher Weise, wie ein Soldat aufdeckt:

Bahnsteige und Warteräume ähneln einem Armeelager . . . Explodierende

Granaten schütteln die Tunneldecken. Betonbrocken stürzten herab. Gestank von Schießpulver und Rauchwolken in den Tunneln. Krankenhauszüge der städtischen U Bahn rollen langsam vorbei. Plötzlich eine Überraschung. Wasser strömt in unser Kampfhauptquartier. Schreie, Weinen, Fluche, Menschen kämpfen um die Leiter, die durch die Lüftungsschächte zur Oberfläche führen. Die Massen drängen sich über die Schlafenden und lassen Kinder und Verwundete im Stich . . . Der Wasserspiegel erreicht eine Höhe von einem Meter bevor das Wasser langsam wieder versickert. Die schreckliche Angst und Panik dauert länger als eine Stunde. Viele ertrinken. Der Grund: Ingenieure hatten auf Grund irgendeines Befehls die Seiten des Landwehrkanals demoliert . . . um den Vormarsch der Feinde im Untergrund mit Hilfe der überfluteten Tunnel zu blockieren . . .

Am späten Nachmittag ziehen wir zum Potsdamer Platz um . . . Granaten durchbrechen das Dach. Oben schwere Verluste, Zivilisten und Verwundete. Rauch strömt aus den Granattrichtern . . . Nach der Explosion einer schweren Granate . . . beim Stationseingang neben der Pschorr Brauerei, ein furchtbares Bild: Männer, Frauen und Kinder sind förmlich an die Wände gepflastert.53

Und, fährt der Soldat fort, als ob das Grauen nicht schon groß genug wäre, „erscheint das fliegende Standgericht unter uns“.

Die meisten sind sehr junge SS Mitglieder . . . Kaum mit Dekorationen. Blind und fanatisch sind sie. Das Hoffen auf Erleichterung und die gleichzeitige Angst vor den Standgerichten belebt die Männer wieder. General Hans Mummert verbietet das Wiedererscheinen jeglicher fliegender Standgerichte in seinem Verteidigungssektor. Eine Abteilung mit den zahlreichsten Trägern des Ritterkreuzes verdient es nicht, von solch jungen Burschen verfolgt zu werden. Mummert ist entschlossen, persönlich jeden zu erschießen, der sich in seinem Sektor einmischen sollte.54

Wie schon oben erwähnt, waren die Kettenhunde allgegenwärtig und machten sicher, daß niemand „durchdrehte“ und wegliefe. „Wohin man auch ging sah man Militärpolizei“, stellte ein Hitlerjunge fest. „Selbst wo die Russen schon in Sicht waren, konnte man die Polizei, hundert Meter weiter, sehen, wie sie versuchten, Menschen zu überprüfen. Jeder, der nicht die korrekten Papiere oder einen korrekten Passe hatte, wurde als Deserteur aufgehängt“.55

Von den ursprünglich hundertvierzig Männern in Lothar Ruhls Truppe waren nur etwa ein Dutzend übriggeblieben. Trotzdem, sagte der mutige Siebzehnjährige, „stoppte mich eine SS Streife und fragte mich was ich hier mache. War ich ein Fahnenflüchtiger?“

Sie befahlen mir, mit ihnen zu gehen und sagten, daß alle Angsthasen und Verräter erschossen würden. Während wir gingen, sah ich einen Offizier, seines Rangabzeichens beraubt, von einer Auto Unterführung herunterhängen. Auf einem großen um seinen Nacken gehängten Schild stand: „Ich hänge hier, weil ich ein zu großer Angsthase war, dem Feind gegenüberzutreten“. Der SS Mann sagte: „Siehst du das? Da hängt schon ein Deserteur“. Ich sagte zu ihm, daß ich kein Deserteur war; ich war ein Bote. Er sagte: „Das sagen sie alle.“ Ich landete an einem SS Sammelpunkt. Einer unserer Zugführer saß dort. Er sah mich und schrie: „He, was macht ihr denn da mit einem unserer Männer?“ Die Antwort war: „Wir nahmen ihn fest“. Der Zugführer fragte, „Was meint ihr denn mit ‚festnehmen‘? Er ist unser Bote und ich kenne ihn sehr gut. Laßt ihn gehen, damit er seine Pflicht erfüllen kann!“ Dann ließen sie mich frei.56

Nach einer von vielen kleinen Konterattacken, besetzten deutsche Truppen kurzzeitig eine aufs übelste zugerichtete Nachbarschaft. Ein Zeuge schrieb:

Die dort Lebenden hatten weiße Flaggen der Kapitulation herausgehängt. Da war dies Mehrfamilienhaus mit weißen Bettlaken, mit denen man von den Fenstern aus winkte. Und die SS kam—ich kann es nie vergessen—ging ins Haus und zerrte alle Männer heraus. Ich weiß nicht, ob sie Soldaten in Zivilkleidung, alte Männer, oder was auch immer, waren. Jedenfalls führten sie diese zur Straßenmitte und erschossen sie dort.57

✠ ✠ ✠

Zwei von den fliegenden Standgerichten weitestgehend unbehelligte Gruppen waren die Hitlerjugend und der Volkssturm. Da sie oft nur wenige Blöcke entfernt lebten, von wo sie kämpften, war es nicht nötig, daß die Militärpolizei sie an das Schicksal—im Falle ihres Versagens—erinnern mußte, das ihre Mütter, Frauen, Schwestern und Töchter erwartete. Ein russischer General erklärte:

Während des alles entscheidenden Kampfes um Berlin könnte die im Volkssturm vorherrschende Stimmung als „hysterischer Opfermut“

beschrieben werden. Jene Verteidiger des Dritten Reichs, einschließlich der Jungen, sahen in sich selbst die Personifizierung der letzten Hoffnung auf ein Wunder. Man muß feststellen, daß solche mit Panzerfäusten bewaffneten Männer gewöhnlich bis zum Ende fochten und in dieser letzten Phase viel mehr Tapferkeit als die in die Mangel genommenen und von Niederlagen und den vielen Jahren voller Strapazen demoralisierten deutschen Soldaten an den Tag legten.58

Weit davon entfernt, einen Abschnitt passiv zu verteidigen, setzten die alten Männer und jungen Burschen rasende, wenn auch aussichtslose, Konterattacken in Gang. Folglich starben sie auch zu Tausenden. Als eine Hitlerjugendttruppe in den Kampf ging, war sie fünftausend Mann stark. Was nach fünf Tagen davon übrigblieb, waren weniger als fünfhundert.59

✠ ✠ ✠

Als der Kampf um Berlin sich intensivierte und das Blutbad zunahm, wurden Ärzte und Krankenschwestern mehr als bis zum Äußersten strapaziert. Ein Arzt erinnert sich:

Amputationen wurden auf einem alten mit einer Matratze bedeckten Holztisch vorgenommen. Der Chirurg operierte ohne Handschuhe, praktisch ohne antiseptische Mittel und mit kaum abgekochten Instrumenten. Alles war fehlerhaft oder aufgebraucht. Es war unmöglich, die Arbeitsbekleidung zu wechseln und selbst das Händewaschen war zu einem Problem geworden. Die Öllampen waren tot und die letzten Kerzen verbraucht. Glücklicherweise hatten wir zwei Fahrräder mit elektrischem Licht, die—mit handgedrehten Pedalen—für genug Beleuchtung auf dem Operationstisch sorgten.60

Sich in dunklen verräucherten Räumen umherbewegend, durch blutüberströmte Fußböden mit Körperteilen watend, erduldete das erschöpfte medizinische Personal auch noch einen Schwall von ihnen geltenden Flüchen in deutsch, russisch, französisch, spanisch und holländisch.

„Alle von uns durchlebten nun einen Alptraum im Wachzustand. Wir hatten jeglichen Sinn für Zeit oder Kalender verloren . . . “, sagte Ernst Guenther Schenck, ein zu chirurgischer Behandlung gezwungener Assistenzarzt, obwohl sein Fachgebiet Ernährung war.61

Jenen, die noch laufen konnten, Soldaten mit kleineren Verwundungen oder

Schüssen in Händen oder Füssen, war es nicht erlaubt, ihren ihnen bezeichneten Platz zu verlassen. Jene zu uns geschleiften oder auf Tragbaren hereingerollten, waren gewöhnlich bewußtlos . . . Viele verwundete Soldaten starben in furchtbarer Angst auf dem blutbeschmierten Operationstisch während ich operierte. Es waren verwirrte und drangsalierte junge Männer von der Hälfte Europas. Ich steckte bis zu meinen Ellenbogen in Gedärmen, Arterien und geronnenem Blut.62

Eine katholische und Doktor Schenck helfende Nonne steckte Arme, Beine, Knochen und Gedärme in diverse Abfalleimer.63

✠ ✠ ✠

Überraschenderweise existierte inmitten dieser rauchend-flammenden Hölle, zu der Berlin geworden war, eine andere Welt, eine Welt von fremdartigen und surrealen Kontrasten. Während Männer und Frauen an einer Straße kämpften und starben, brüllten und lachten betrunkene Narren, die auf ein letztes Techtelmechtel aus waren, in einer benachbarten. In den kurzen Flauten des fast ununterbrochenen Schlachtgetümmels hörten schockierte Landser das aus der deutschen Zone kommende Plärren von Jazz und Polka Musik und hinter sich die Schreie der Opfer von Vergewaltigungen in der russischen Zone.64 Len Carpenter, ein englischer Kriegsgefangener, der einfach aus seinem Gefängnis wegging, fand sich durch eine groteske Landschaft gehend, wie in einem „Koma“.

Ich erinnere mich, wie ich herausging und inmitten der Kämpfe für etwas gesalzenes Schweinefleisch Schlange stand und wie die Schlange stehenden von einem russischen Flugzeug bombardiert wurden und ich erinnere mich, mich daran beteiligt zu haben, als die Deutschen anfingen, Geschäfte zu plündern und wie ich eine große Dose Marmelade und eine Schreibmaschine, wie nutzlos auch immer, mitnahm. Ich erinnere mich, wie die Hitlerjungen sangen, als sie vorbeimarschierten, nachdem sie die Russen von der Herrenstrasse Station vertrieben hatten. Und auch an die ersten ankommenden Russen—es waren Russen, die auf deutscher Seite gekämpft hatten und als sie mit uns im Keller in Deckung gingen, dachte ich, „was für ein Glück, mit diesem Schicksalsschlag von der Roten Armee gefangengenommen zu werden.“65

Als die Rote Armee in der Tat ankam, verschlimmerte sich, im Gegenteil, Carpenter‘s „Koma“.

Nachdem sich all der Lärm der Geschütze mitsamt dem Jubelgeschrei gelegt hatte, zeigte ich mich auf der Straße. Ich hörte das Aufkreischen junger Mädchen. Ein ortsansässiger Flickschuster, der ein Kommunist war, ging nach vorn, um die Russen kennenzulernen und um ihnen seine Parteimitgliedskarte zu zeigen. Aber alles, was sie daraufhin taten, war, ihm seine Lederjacke von seinem Rücken zu reißen . . . Ich hatte einen Rettungsaufnäher in vier Sprachen, auf dem stand, daß ich ein britischer Staatsangehöriger sei aber sie waren daran nicht interessiert, sie konnten nicht lesen und warfen es auf den Boden. Ich ging mit ihnen auf einen Plünderungsbeutezug. Wir brachen in einen Schuhladen mit einem reizenden Vorrat von Schuhen ein, wir brachen in einen Wein und Spirituosenladen, in alle möglichen Arten von Läden ein.66

✠ ✠ ✠

Gegen Ende April 1945 befand sich ganz Berlin, mit Ausnahme des Stadtzentrums, unter russischer Kontrolle. Folglich fiel alles, was die Hauptstadt zu geben hatte, in die Hände der Sieger.

Ich fühle etwas Eigenartiges, Unantastbares in der Luft, etwas Böses und Bedrohliches. Einige dieser Burschen sehen in verdächtiger Weise an mir vorbei indem sie untereinander Blicke austauschen. Einer von ihnen, kurz und gelb und nach Alkohol stinkend, verwickelt mich in ein Gespräch und versucht, mich zur Seite in einen Hofraum zu locken, zeigt auf zwei an seinem Handgelenk befestigte Uhren und versprach, mir eine davon zu geben, falls ich . . .

Ich ziehe mich in den Eingang des Kellers zurück, schleiche durch den Innenhof und denke, daß ich ihn abgeschüttelt habe, als er mit einem mal neben mir steht und mir in den Keller folgt.67

„Plötzlich wirft er mich aufs Bett. Augen schließen, Zähne zusammenbeißen, geräuschlos. Erst als die Unterwäsche mit zerfetzenden Geräuschen weggerissen wird, folgt unbewußtes Zähneknirschen. Meine letzte Unterwäsche“.68

Ich fühle seinen Finger an meinem Mund, rieche den Mief von Pferden und Tabak. Ich öffne meine Augen. Die Finger ziehen meine Kiefer geschickt auseinander. Augen sehen in Augen. Dann läßt der Mann über mir langsam seinen Speichel in meinen Mund tropfen . . .

Lähmung. Kein Ekel, einfach äußerste Kälte. Die Wirbelsäule scheint gefroren, ein Schwindelgefühl nimmt die Rückseite meines Kopfes in die Zange. I finde, daß ich tief nach unten durch die Kissen sinke, durch den Fußboden . . .

Wiederum das: einander in die Augen blicken. Die Lippen über mir öffnen sich. Ich sehe gelbe Zähne, ein Vorderzahn ist halb zerbrochen. Die Ecken des Mundes ziehen sich langsam nach oben, kleine Falten formen sich um seine Schlitzaugen herum. Der Mann lächelt . . .

Als ich aufstand wurde mir schwindlig und ich wollte mich übergeben. Meine ruinierte Unterwäsche um meine Füße herum. Ich torkelte den Korridor entlang . . . zur Toilette. Dort erbrach ich mich. Im Spiegel sah ich mein grünes Gesicht, im Waschbecken mein Erbrochenes. Ich traute mich nicht, es herunterzuspülen, während ich noch würgte, denn es gab kaum noch Wasser im Eimer.69

Nach den Greuelgeschichten aus dem Osten erwarteten die meisten Berliner Frauen, vielleicht ein oder zweimal vergewaltigt zu werden . . . aber nicht dutzende Male.

Ich fühlte mich erbärmlich und gepeinigt von Schmerzen und kroch wie eine lahme Ente umher. Die Witwe, die sofort verstand, warum, holte vom Speicher, wo sie ihn versteckt hatte, ihren Medizinkasten. Wortlos gab sie mir ein Gefäß mit Vaselin, aber aus ihren Augen quollen Tränen. Auch ich fühlte mich zu schwach, meine Tränen zurückzuhalten und bemerkte, wie sich etwas aus meiner Gurgel nach oben drängte.

Es fiel mir auf, wieviel Glück ich bis jetzt gehabt hatte, wie die in der Vergangenheit sich abspielende körperliche Liebe niemals eine Last, sondern immer nur ein Vergnügen gewesen war. Weder hatte mich vorher jemand dazu gezwungen noch mußte ich mich selbst dazu zwingen. Egal wie es war, es war immer ein Vergnügen. Was mich in diesem Augenblick so tiefbetrübt, ist nicht das Zuviel, sondern die Schändung eines gegen seinen Willen mißbrauchten Körpers, der mit Schmerzen darauf reagiert . . . Während all dieser Kopulationen bin ich gefühlskalt geblieben. Es kann und darf nicht anders sein, denn ich möchte tot und eiskalt und herzlos bleiben, solange ich Beute sein muß. Daher bin ich froh, daß ich mich so wund und krank fühle. Und trotzdem stand ich heulend—das Glas Vaselin in meiner Hand—vor der

gleichermaßen heulenden Witwe.70

Überall in Berlin erhoben die Sieger gnadenlos Anspruch auf die „Kriegsbeute".

„Sie stehen Schlange", flüstert seine Frau, während Elvira einfach sprachlos dort sitzt. „Sie warteten solange aufeinander, wie sie eben brauchten, fertig zu werden . . . Sie denkt, daß es wenigstens zwanzig von ihnen waren. Aber sie ist sich dessen nicht sicher. Die andere fühlte sich unwohl, sie haben sie nach dem vierten Mal in Ruhe gelassen . . . "

Ich starre Elvira an. Ihr geschwollener Mund hängt von ihrem totenähnlich weißen Gesicht wie eine blaue Pflaume herab. „Zeig es ihnen nur einfach", sagt die Frau des Schnapsbrenners. Und wortlos knöpft Elvira ihre Bluse auf, öffnet ihr Hemd und entblößt ihre mit Knutschflecken bedeckten und von Zähnen zerbissenen Brüste . . . Sie fing zu sprechen an. Wir konnten kaum ein Wort verstehen, so sehr waren ihre Lippen geschwollen. „Ich betete die ganze Zeit", nuschelte sie. „Ich betete: Lieber Gott, ich danke dir, daß du mich betrunken gemacht hast . . . " Denn sowohl bevor sie vor ihr eine Schlange gebildet hatten, als auch danach, hatten die Iwans der Frau gewaltsam alkoholische Getränke eingetrichtert.71

Nichts schien geeignet zu sein, sich der Tätlichkeiten zu erwehren. „Die meisten von uns versuchten, sich viel älter zu machen, als wir in Wirklichkeit waren", sagte Hedwig Saß, die etwas über vierzig war. „Aber dann sagten die Russen immer: ‚Du nicht alt. Du jung!' Sie lachten über uns, weil wir alte Kleidung und Brillen trugen".72 Eine andere Frau fügte hinzu: „Die jüngere, flüsterte die Mutter mir zu, weil sie wußte, daß die Iwans menstruierende Frauen vermieden, hatte sich mit Watte vollgestopft. Aber es half ihr gar nichts. Unter Protestgeschrei und Gelächter hatten die zwei Raufbolde die Watte über die ganze Küche ausgebreitet und legten das sechzehnjährige Mädchen auf das Chaiselongue, das in der Küche stand".73

Dieselbe Frau fuhr fort:

Wir sitzen am Küchentisch, jede von uns hohläugig und vom Mangel an Schlaf grünlich weiß. Wir flüstern alle und atmen unruhig . . . Wir starren abwechselnd auf die verriegelte und verbarrikadierte Hintertür und flehen, daß sie halten würde . . . Plötzlich das Geräusch von Schritten auf der Hintertreppe, und die fremdartigen Stimmen, die, was unsere Ohren betrifft,

sehr rauh und bestialisch klangen. Stillschweigen und Gelähmtsein faßte Fuß über dem Tisch. Wir hören zu kauen auf und unser Atem stockt. Unsere Hände zittern und unsere Augen öffnen sich weit vor Schreck. Dann ist es wieder ruhig hinter der Tür; der Klang von Schritten hat sich verflüchtigt. Jemand flüstert: „Wenn das so weitergeht . . . “

Niemand antwortet. Plötzlich wirft sich das Flüchtlingsmädchen von Königsberg schreiend auf den Tisch: „Ich kann es nicht länger ausstehen, ich werde alldem ein Ende setzen . . . “ Letzte Nacht mußte sie es mehrere Male über sich ergehen lassen, unter dem Dach, wohin sie geflohen war, von einer ihr nachstellenden Meute verfolgt. Ihr Haar hängt über ihrem Gesicht; sie lehnt es ab, zu essen und zu trinken.

Wir sitzen, warten, lauschen. Wir können entferntes Schießen hören. Schüsse peitschen auf unsere Straße hinunter.74

Wie das außer sich geratene Mädchen von oben, entschieden sich viele Frauen tatsächlich für den letzten Schritt. „Es gibt kein anderes Gespräch in der Stadt. Und auch keinen anderen Gedanken“, offenbarte Ruth Andreas Friedrich. „Selbstmord liegt in der Luft . . . Hunderte von denen bringen sich um“.75

Jene Frauen, die nicht Selbstmord begingen, spürten Offiziere, Kommissare und andere mächtige Männer auf, denen sie ihre Körper in der Hoffnung anboten, den brutalen, blindwütigen Sturmangriffen ein Ende zu bereiten.

✠ ✠ ✠

Von Hunger und Durst zum Verlassen ihrer Höhlen getrieben, versetzte sie das, was sie in den Straßen sahen, in Schock. Vielen erschien es, als ob Berlin ins finstere Mittelalter zurückversetzt worden wäre. Primitive asiatische und turmhoch mit Plunder beladene Karren und amerikanische Panzer und Jeeps standen nebeneinander. Kulaken und Tartaren brieten Schweine und Ochsen an Spießen. Pferde, Kühe und Schafe, viele gefolgt von ihren Jungen, füllten die Straßen mit ihrem chaotischen Durcheinander von Geräuschen.

„Der Gestank von Kuhfladen und Pferdeäpfeln war überall“, erinnerte sich ein Deutscher
Nicht alle stinkenden Gerüche waren so bäuerlich. Ruth AndreasFriedrich:

Wir gehen schnell nach oben. Ein unerträglicher Gestank überfällt uns . . . Über etwas Schleimigem rutsche ich aus. „Nüchtern können die nicht gewesen sein“. Angewidert halte ich meine Nase zu. Andrik steht an der Tür des Badezimmers. Fassungslos starrt er auf die Ursache des Gestanks.

„Büffelochsen müssen das getan haben“, stammelt er, total überwältigt und versucht, es herunterzuspülen. Es gibt kein Wasser. Gas, Elektrizität oder Telefon gibt es auch nicht. Nur ein Chaos. Ein totales und undurchdringliches Chaos.

Dagmar kommt zurück vom Keller. „Dort ist es sogar noch schlimmer“, teilt sie mit und fuchtelt mit ihren Händen verwirrt in der Luft herum. „Es ist eine Sintflut, sag ich dir, eine wirkliche Sintflut!“76

„Scheiße schaufeln“ wurde nun zu einer Hauptbeschäftigung für manch eine reinliche Hausfrau. Geknebelt und gewürgt versuchten die Frauen mit aller Macht, jede Menge von in Wohnzimmern, Fluren und Küchen zurückgelassenen Exkrementen zu entfernen.77

„Sie haben sicher nicht viel Zurückhaltung, diese Eroberer“, schrieb eine angeekelte Frau nieder. Sie verrichteten ihre Bedürfnisse an Wänden; Urin Pfützen stehen im Flur und tropfen die Treppe hinunter. Ich habe gehört, daß sie sich ebenso in leeren ihnen anvertrauten Wohnungen benehmen . . . In einer Ecke der Hintertreppe liegt einer in einem von ihm selbst verursachten Tümpel“.78

In ihrem benommenen und verwilderten Zustand waren selbst Deutsche in keiner Gemütsverfassung, eine Fassade von Zivilisation aufrechtzuerhalten. „Während wir nach einem Hintereingang suchten“, sagte ein Zeuge, „stießen wir auf eine Frau, die sich—mit hochgezogenem Rock—ziemlich ungeniert in einem Vorgarten entleerte. So etwas hatte ich vorher nie in Berlin gesehen“.79

Viele Berliner fielen wie knurrende und ausgehungerte Rudel von Wölfen ins Recht des Stärkeren zurück. Ruth Andreas-Friedrich:

Ein weißer Ochse kam vor uns um die Straßenecke herum angetrottet. Mit liebevollen Augen und schweren Hörnern . . . Frank und Jo sehen sich an . . . Kurze Zeit später haben wir das Tier umzingelt . . .

Fünf Minuten später ist es vollbracht. Fünf Minuten später benehmen wir uns

so, als wären wir alle wahnsinnig geworden. Küchenmesser schwingend, mit hochgerollten Hemdsärmeln, hocken Frank und Jo um das tote Tier herum. Blut tropft von ihren Händen, Blut läuft von ihren Armen herunter und verrinnt in dünnen Linien in der zertretenen Rasenfläche. Und ganz plötzlich, als hätte eine Unterwelt sie herausgespuckt, versammelt sich ein lärmender Haufen um den toten Ochsen herum. Sie kommen aus Hunderten von Kellerhöhlen herausgekrochen. Frauen, Männer, Kinder. War es der Blutgeruch, der sie herlockte? Sie kamen mit Eimern angerannt. Mit Kübeln und Fässern. Schreiend und gestikulierend ziehen sie sich gegenseitig Fleischstücke aus den Händen.

„Die Leber gehört mir“, knurrt jemand grimmig.
„Das ist meine Zunge . . . die Zunge . . . die Zunge!“ Fünf blutüberströmte

Fäuste ziehen ärgerlich die Zunge des Ochsen aus seinem Rachen . . . „Ah“, schreit eine Frau, und bevor sie sich von dem Haufen trennt, dreht sie sich zweimal um sich selbst und hastet weg. Über ihrem Kopf schwenkt sie einen Ochsenschwanz.80

Ein andrer Betrachter hält fest:

Jemand kam mit der Freudenbotschaft in den Keller gerannt, daß draußen ein Pferd zusammengebrochen war. In Sekundenschnelle befand sich die Kellersippschaft auf der Straße. Das Tier zuckte noch und rollte noch seine Augen, als sich auch schon die ersten Brotmesser ins Fleisch bohrten—all dies natürlich unter schwerem Beschuß. Jeder schlitzte etwas auf und riß etwas weg, wo immer er auch war. Als die Frau des Philologen etwas vom gelben Fett ergreifen wollte schlug jemand mit dem Griff eines Messers auf ihre Finger. „Du da - bleib, wo du bist!“ Trotzdem war es ihr gelungen, ein sechs Pfund schweres Stücke Fleisch herauszuschneiden...Wir hatten kein Schamgefühl mehr.81

✠ ✠ ✠

In der Zwischenzeit ging das Ringen mit dem Tod im schrumpfenden Kessel, der das deutsche Berlin darstellte, weiter. Aus Angst, die von allen Seiten in Berlin eindringenden Kameraden zu treffen, richteten sie ihre Geschütze nach unten und stellten sie auf die kürzeste Entfernung ein. Nirgends war der Kampf verbissener als in den Straßen, die sich in der Nähe der schwer befestigten Flugabwehrkanonentürme befanden. Ein sich nahe am Zooturm

aufhaltender Zivilist sagt aus:

Die Barrikaden . . . wurden von Überresten des Volkssturms und von einigen Kindern verteidigt. Die Russen hatten ein paar leichte Geschütze vor unserem Gebäude aufgestellt, um auf diese Hindernisse zu schießen. Sie stießen mit vorgehaltener Waffe alle arbeitstauglich scheinenden Männer und Frauen aus den Kellern heraus und ließen sie den Schutt, Metallschrott und Stahlplatten, die als Antipanzersperren gedient hatten, von den Straßen wegräumen, und das, ohne Werkzeuge. Viele von ihnen wurden von den Schüssen der noch durchhaltenden deutschen Soldaten getötet.82

„Der Geruch von Tod durchdrang nun alles“, schrieb Major Knappe, der sich im Innern des Zoo-Bunkers befand. Zusätzlich zu den Menschenleichen waren aber auch viele aus dem Zoo ausbrechende Tiere getötet worden . . . Der beißende Gestank von Rauch war mit dem Gestank der Verwesenden vermischt. Der pulverisierte Backstein und Gipsstaub erhob sich wie ein schwerer Schleier über die Stadt. Die von Trümmern übersäten und pockennarbigen und von riesigen Kratern ausgehöhlten Straßen waren menschenleer“.83

Vom Kopfende des Turmes wurden die Flugzeugabwehrgeschütze nach unten gerichtet und pausenlos in die sie umgebenden Straßen gefeuert.84 Trotz alledem, gab ein Soldat im Bunker zu, kann man „dem russischen Druck nicht länger standhalten. Wir müssen uns wieder zurückziehen“.85

„Wir erlebten eine brutale Erschütterung, als alle acht 125 Millimeter Flugabwehr Geschütze auf die Russen feuerten . . . “, erinnert sich ein Landser im Humboldthain Flak-turm. „Ihr Artilleriefeuer gegen die Mauern des Bunkers war besonders heftig, weil ihre Infanterie nichts gegen sie ausrichten konnte. Die mutigen Kanoniere wurden auf ihren Posten gnadenlos getötet und sie waren fast alle junge FLAK Aushilfen, Vierzehn bis Sechzehnjährige. Diese mutigen Jungs fuhren fort, ihren Geschützen furchtlos zu dienen, und einige von ihnen fielen direkt vor unseren Augen“.86

Einer von den Tausenden von Zivilisten, die sich hinter den massiven Mauern zusammendrängten, beschrieb die Atmosphäre:

Ich sah nichts vom tatsächlichen Kampf aber wir hörten eine Menge, weil die Wände nicht so dick waren, das Tosen der gegen die Flakturmmauern

berstenden Raketen und Bomben abhalten zu können. Der Turm wurde bald zu einem Krankenhaus für Notfälle und es wurde von uns allen erwartet, Hilfe zu leisten . . . Mehr und mehr Verwundete wurden hereingebracht und viele starben. Begräbniskommandos brachten die Leichen nach draußen und weil es nicht genug Männer gab, ordentliche Gräber zu schaufeln, wurden die Leichname nur in Granattrichter gelegt und mit ein wenig Erde bedeckt . . .

Es gab zusätzliche Selbstmorde im Turm. Es war eine grauenhafte Zeit und als die Bombardierungen richtig nahe zu kommen begannen, wurde es mir klar, daß die Russen bald an den Türen sein würden. Wir wußten alle, was das bedeutet und entschlossen uns, nicht bis zur Ankunft der Iwans zu warten sondern unser Leben hier und jetzt zu beenden.87

Um Hitler bezüglich der Kämpfe auf dem Laufenden zu halten, waren General Weidling und Major Knappe gezwungen, eine Menge ihrer Zeit damit zu verbringen, sich zwischen dem Hauptquartier und der Reichskanzlei hin und her zu bewegen. Knappe äußert sich dazu:

Die ganze Gegend lag in Ruinen . . . Artilleriegeschosse explodierten ohne Unterbrechung mit donnerndem Getöse. Als ich nun nach draußen ging, schnitt der Rauch der brennenden Stadt durch meine Nasenlöcher und Lungen wie der Grat einer zerklüfteten Klinge. Die Straßen waren von Trümmern und Körpern überfüllt, obwohl die Körper als solche kaum noch erkennbar waren. Die Leichen von sowohl Soldaten als auch Zivilisten, die bei Beschuß und Bombardierungen getötet worden waren, lagen unter dem Schutt und alles war mit einem, von der Zerstörung der Gebäude herrührenden, grauroten Puder bedeckt. Der Gestank der Toten war zum Ersticken . . . Infanteriekämpfe gab es nun überall . . .

Als ich nun meinen Abstecher zum Führerhauptquartier machte (etwa ein Kilometer entfernt), war ich gezwungen, mich von Deckung zu Deckung zu stürzen und nicht nur auf die entgegenkommenden Artillerierunden sondern auch auf das MG-Feuer achtzugeben. Einige der die Kanzlei verteidigenden SS Truppen hatten sich vor dem Gebäude eingegraben . . . Die tausend Mann starken und das Führerhauptquartier verteidigenden SS Truppen waren rotäugig und lebten—schlaflos—in einer Welt von Feuer, Rauch, Tod und Schrecken.88

Im Bunker unter dem eigentlichen Gebäude, war Ernst Günther Schenk nun

in seinem siebten Tag ohne Unterbrechung am Operationstisch. „Verletzte taumelten nun von nur drei Häuserblöcken entfernten grimmigen Straßenkämpfen herein . . . und vom noch viel größeren Kampf, der um den Reichstag herum tobte . . . “, sagte Dr. Schenk. „Von Zeit zu Zeit erzählten mir Soldaten, die noch bei Bewußtsein und noch fähig waren, zu sprechen, von ihrem hoffnungslosen Kampf. Die Jüngeren, viele unter sechzehn, hatten Angst und weinten laut“.89

Kehren wir nun wieder zu Major Knappe zurück:

Wir stellten, was die Leute im Führerhauptquartier angeht, die Außenwelt dar. Niemand hatte den Bunker seit mehreren Tagen verlassen. Sie waren im Bunker—mit seinen vielen Betonschichten—beschützt und waren unter vielen Metern von Erde, aber sie wußten nicht, was sich draußen abspielte und daß der Kampf in einer Entfernung von nur etwa einem Kilometer tobte und daß die „Rettungsarmeen“ zum Halt gezwungen worden waren. Hitler und sein Führungsstab waren jonglierende Abteilungen, die nicht mehr existierten und nur noch Skelette ihrer selbst waren.

Jedesmal, wenn ich in den Bunker kam, war Martin Bormann darauf erpicht, zu erfahren, was draußen los war. Er war immer da, im großen Vorraum zu Hitler‘s Amtssitz und Wohnbereich. Jedesmal wenn ich hereinkam, bestand er darauf, mich in einen der grünen Ledersessel zu setzen und ein paar Süßigkeiten mit ihm zu teilen und ihn über die Situation von draußen auf dem Laufenden zu halten.90

Die „Lage“ war natürlich immer trostlos, aber Bormann, Göbbels, Hitler und die anderen Bunkerbewohner brauchten genaue Informationen bezüglich der russischen Nähe, so daß jeder Vorkehrungen für sein individuelles Ende treffen könnte. Dieser Abstecher war für den mit Major Knappe vereinten General Weidling—wie sich später zeigte—sein letzter. Knappe fährt fort:

Der Bunker roch klamm und der Laut des kleinen Motors, der das Entlüftung System versorgte, erzeugte ein ständiges Hintergrundgeräusch . . . Ich salutierte und Hitler ging direkt auf mich zu. Als er sich mir näherte erschütterte mich sein Aussehen. Er war gebückt und sein linker Arm war angewinkelt und zitterte. Die Hälfte seines Gesichts hing herab, als ob er einen Schlaganfall gehabt hätte und seine Gesichtsmuskeln auf jener Seite waren funktionsunfähig. Seine beiden Hände zitterten und ein Auge war

angeschwollen. Er sah wie ein sehr alter Mann aus, wenigstens zwanzig Jahre älter als sein wirkliches Alter von sechsundfünfzig.

Weidling stellte mich Hitler vor: „Major Knappe, mein Geschäftsoffizier".

Hitler schüttelte meine Hand und sagte, „Weidling hat mir beschrieben, was sie durchmachen. Ihnen wurde das Leben schwer gemacht".
Da ich daran gewöhnt war, „jawohl Herr General", zu sagen, sagte ich automatisch „Jawohl, Herr . . . " und dann, gewahr werdend, daß es falsch war, korrigierte ich es schnell zu „Jawohl, mein Führer". Hitler lächelte flüchtig und Göbbels lächelte breit—aber Weidling runzelte die Stirn, weil sein Untergebener einen Schnitzer begangen hatte.
Hitler verabschiedete sich, indem er meine Hand schüttelte und in der Richtung von Göbbels' Wohnbereich verschwand. Wenn auch sein Verhalten nicht teilnahmslos, so war sein Auftritt doch bemitleidenswert gewesen. Hitler war nun kaum mehr als eine körperliche Karikatur dessen, was ihn so beliebt gemacht hatte. Ich fragte mich, wie es möglich gewesen war, daß in nur sechs Jahren dieses Idol aller jungen Leute meiner gesamten Generation so ein menschliches Wrack geworden sein konnte. Da begriff ich plötzlich, daß Hitler trotz allem immer noch das lebendige Symbol Deutschlands war—des Deutschlands der Gegenwart. In denselben sechs Jahren war dieses blühende und hoffende Land in rauchende Ruinen und in einen Schutthaufen verwandelt worden.91

Ein Grund, warum Weidling Hitler persönlich traf, war, daß seine Männer ihre Stellung nicht länger halten konnten; es wurde die Erlaubnis erbeten, aus dem Standort ausbrechen zu dürfen. Der andere Grund seines Kommens bestand darin, seinen Führer zu drängen, zu flüchten, solange noch Zeit dazu verblieb. Die erste Bitte wurde bewilligt; Hitler blieb aber fest, was das Drängen zur Flucht angeht. Auch andere, wie der Privatpilot des Führers, Hans Baur, flehten Hitler an, Berlin den Rücken zu kehren.

„Mir stand ein Prototyp sechsmotorige Junkers zur Verfügung von einer Reichweite von fast 10 000 Kilometern", erinnerte sich Baur. „Wir wären in der Lage gewesen, zu jedem dem Führer freundlich gesinntem Land im mittleren Osten zu fliegen".92

Hitler's Antwort auf all dieses Flehen war ein und dieselbe: „Man muß den Mut haben, den Konsequenzen ins Auge schauen zu können. Das Schicksal

wollte es so“.93

Traudl Junge, die Sekretärin des Kanzlers, fährt fort:

Der Bunker bebte vom Donnern der russischen Artilleriebombardierungen und von Luftangriffen. Granaten und Bomben explodieren unaufhörlich und das allein genügte, um uns zu warnen, daß es nur noch eine Frage von Stunden wäre, bis der Feind an der Tür stünde. Aber im Bunker gab es keine ungewöhnliche Aktivität. Die meisten Oberhäupter des Landes waren dort versammelt und taten nichts, als auf die endgültige Entscheidung des Führers zu warten. Sogar der immer bis zum Extrem energiegeladene Bormann und der methodische Göbbels saßen herum, ohne auch nur die kleinste Aufgabe in Angriff nehmen zu können . . . Siegeshoffnungen waren während der letzten Tage gehegt worden, aber niemand hielt mehr daran fest . . . Es schien mir staunenswert zu sein, daß wir trotz allem noch aßen, tranken, schliefen und die zum Sprechen notwendige Energie aufbringen konnten.94

Trotz der Finsternis und Verzweiflung taten viele—sowohl oben als auch im Untergrund—mehr, als nur Essen und Schlafen. Einige, sagte ein Zeuge, „gingen die Palme hoch“. Dr. Schenk erinnert sich:

Viele fingen zu trinken an. Trinken seinerseits schwächt die Hemmungsschwellen, indem es primitive tierische Instinkte freisetzt. Von Zeit zu Zeit muß ich einen Patienten auf dem Tisch lassen, während ich mir eine fünfminütige Pause an der frischen Luft gönne—zur Nervenberuhigung, und um meine Seziermesserhand zu stabilisieren. Viele jener rotwangigen Frauen, die aus ihren Berliner Wohnungen—aus Angst vor Vergewaltigungen durch sowjetische Soldaten—geflohen waren, warfen sich nun in die Arme oder auf die Pritschen der nächstbesten deutschen Soldaten, die ihnen über den Weg liefen. Und die Soldaten waren nicht unwillig. Trotzdem war es schockierend für mich, einen deutschen General zu sehen, der ein halbnacktes Blitzmädel, zwischen und über Feldbetten springend, verfolgte. Die Diskreteren zogen sich in die obere Kanzlei, auf den Zahnarztstuhl von Dr. Kunz, zurück. Dieser Stuhl schien eine besondere erotische Attraktion zu bewirken. Die wilderen Frauen genossen es, darauf festgebunden zu werden und Liebe in einer Reihe von neuen sexuellen Positionen machen zu können . . . Gruppensex wurde zu einem anderen Zeitvertreib, aber das geschah im Allgemeinen in dunkleren Ecken.95

Zurück zu Traudl Junge:

Uns überkam in zunehmendem Maße eine generelle Gleichgültigkeit. Wir warteten nicht einmal mehr darauf, daß etwas passieren würde. Es gab ein beträchtliches Gefühl von Erschöpfung und in mir breitete sich eine gewaltige Leere aus. Irgendwo in einer Ecke fand ich ein Feldbett, legte mich hin und schlief darauf für etwa eine Stunde ein. Es muß wohl Mitternacht gewesen sein, als ich aufwachte. In den Korridoren und im Wohnbereich des Führers gab es ziemlich viel Kommen und Gehen von beschäftigt aussehenden Dienern und Krankenträgern. Ich wusch mein Gesicht mit kaltem Wasser, mich erinnernd, daß es wohl Zeit für den Nachttee des Führers sein müßte. Als ich in seine Kanzlei ging, streckte er seine Hand nach mir aus und fragte: „Haben sie etwas Ruhe gehabt, meine Liebe?“

Von der Frage etwas überrascht von, antwortete ich: „Ja, mein Führer!“ „Gut. Es wird nicht mehr lange dauern, bis ich ihnen etwas diktieren möchte“.96 Später sprach Hitler während Traudl schrieb:

Es ist nicht wahr, daß ich oder irgendein anderer in Deutschland im Jahre 1939 Krieg wollte. Es wurde einzig und allein gewünscht und provoziert von solchen internationalen Politikern, die entweder jüdischer Abstammung oder Agenten jüdischer Interessen sind. Nach all meinen verschiedenen Abrüstungsangeboten kann die Nachwelt mir nicht auch nur die geringste Schuld für diesen Krieg in die Schuhe schieben . . .
Nach einem Kampf von sechs langen Jahren, welcher—trotz vieler Rückschläge—eines Tages in unseren Geschichtsbüchern als die glorreichste und tapferste Manifestation des Lebenswillens einer Nation überliefert werden wird, kann ich diese Stadt, welche die deutsche Hauptstadt ist, nicht verlassen. Da wir nicht mehr genug militärische Stärke haben, den feindlichen Angriffen auf diese Stadt zu widerstehen, ist es mein Wunsch, dasselbe Schicksal, das die Millionen anderen Deutschen akzeptiert haben, zu teilen . . .

Das Volk und die Wehrmacht haben in diesem langen und harten Kampf ihr Letztes gegeben. Das Opfer war eine ungeheures. Aber mein Vertrauen wurde von vielen mißbraucht . . . Deshalb war es mir nicht vergönnt, mein Volk zum Siege zu führen . . . Die Anstrengungen und Opfer des deutschen Volkes in diesem Krieg waren so groß, daß ich nicht glauben kann, daß sie umsonst gewesen waren.97

Um ungefähr 3:15 Uhr nachmittags, am 30. April, zog sich Hitler in sein Zimmer zurück, richtete eine Pistole auf seine Schläfe und drückte ab.98 Seine neu vermählte Frau, Eva, lag auch tot da.

Nachdem Joseph und Magda Goebbels ihre Kinder vergiftet hatten, nahmen sie Abschied von denen, die sich hier niedergelassen hatten. Ein Zeuge, der beobachtete, wie das Paar sich darauf vorbereitete, den Bunker für ihren letzten Akt im oberen Hofgarten, zu verlassen, schrieb:

Indem er zur Garderobe in dem kleinen Raum ging, der ihm als Studierzimmer gedient hatte, setzte er seinen Hut auf, nahm seinen Schal und seinen langen Uniformmantel. Langsam zog er an seinen Glacéhandschuhen, um sie um die Finger herum enganliegend zu machen. Dann, wie ein echter Kavalier, bot er seiner Frau seinen rechten Arm. Sie waren nun wortlos. Wie auch ihre drei Betrachter. Langsam, aber ohne Unterbrechung, etwas gegeneinander gelehnt, gingen sie die Treppen zum Hofgarten hinauf.99

✠ ✠ ✠

Nach dem Bekanntwerden von Hitler‘s Tod beschlossen viele, der Schlinge zu entgehen.

„Ich werde nie vergessen, wie ich im Bunker saß und von Hitler‘s Ende hörte. Es war, als wenn eine ganze Welt zusammenbräche . . . “, erklärte ein sechzehnjähriger Hitlerjunge. „Adolf Hitler‘s Tod gab mir ein Gefühl von Sinnlosigkeit“.

Wie dem auch sei, dachte ich trotzdem daran, daß mein Schwur, was Hitler betraf, nicht länger gälte . . . So war der Schwur nun null und nichtig geworden. Es ging jetzt darum, Berlin zu entrinnen, ohne in die Hände der Russen zu fallen . . . Berlin brannte: Flammenmeere, furchtbare Rauchwolken. Eine ganze Pilgerschaft von Leuten fing an, aus Berlin auszubrechen. Ich entdeckte eine SS Tiger Panzer Einheit mit Platz für eine Person und ich wurde mitgenommen.100

„Selbst für hartgesottene Soldaten war Berlin höchst unreal und phantasmagorisch“, sagte ein anderer der Flüchtenden. Der größte Teil der bedeutenden Stadt war pechschwarz; der Mond versteckte sich; aber Leuchtsignale, das Zerplatzen von Granaten, die brennenden Gebäude im Stadtzentrum, all das reflektiert von einer niedrig liegenden schwarzgelben Wolke von schwefelähnlichem Rauch . . . wir würden die hervorragendsten

mobilen Zielscheiben darstellen, wie Attrappen in einer Schießbude“.101

Der junge Siegfried Losch, dessen Krieg scheinbar vor einem Menschenleben an der Oder begonnen hatte, schloß sich auch dem Ausbruch an:

Die Brücke, die wir überqueren mußten, stand in Flammen . . . Ich bemerkte, daß ein deutscher Panzer die Brücke überquerte und ich benutzte diese Gelegenheit, auf der den Flammen entgegengesetzten Seite entlang zu rennen. Auf der anderen Seite der Brücke versammelten wir uns alle und fanden heraus, daß wir niemanden verloren hatten. Als wir weitergingen . . . gesellten sich mehr Soldaten zu unserer Gruppe...von allen Dienstgraden und Abteilungen, Armee, SS, Luftwaffe und uniformierte Zivilisten. Es gab sogar einen Panzergeneral mit zwei Sternen unter uns.102

Je besser die Sowjets mitbekamen, was hier vor sich ging, desto mehr wurde der Ausbruch zu einem Massaker.

Die Körper derer, die es nicht geschafft hatten, bis zur Brücke zu kommen, lagen am Boden. Sie hatten Pech gehabt; laßt uns auf mehr Glück hoffen, denn in einer Minute werden wir an der Reihe sein, über die Brücke zu rasen. Alle Männer auf unserem LKW feuerten ihre Waffen; Maschinengewehre, Maschinenpistolen oder Knarren. Wir rollen auf den Brückenübergang zu. Der LKW gewinnt an Fahrt und rast über den offenen Raum. Es ist keine gerade Fahrt sondern eine Art Hindernisrennen, ein Ausweichen, um Laster, Panzer und Autos zu vermeiden, die zertrümmert und brennend auf der Fahrbahn liegen. Es gibt ein Ekel erregendes Gefühl, als wir über Hunderte von Körpern holpern, die auf der Brücke herumliegen.103

Obwohl die meisten solcher Gruppen scheiterten, schlug sich eine überraschende Anzahl von ihnen mit Täuschungsmanövern, Mut und reiner Willenskraft durch den Ring. Sobald die zerlumpten, blutenden Kolonnen es geschafft hatten, sich von der flammenden Hauptstadt abzusetzen, wendeten sie sich westwärts und hofften, auf die Briten und Amerikaner zu stoßen.

✠ ✠ ✠

In der Zwischenzeit ging der hoffnungslose Kampf um Berlin weiter, trotz des Todes ihrer Führer und des Zusammenbruchs des organisierten Widerstandes, besonders dank der Elite SS. „Bolschewismus bedeutet das Ende des Lebens . . . “, sagte ein junger Deutscher ganz einfach. „Das ist der

Grund für den schrecklich bitteren Kampf um Berlin, der nicht nur einer von Straße zu Straße war, sondern von Haus zu Haus, von Zimmer zu Zimmer, von Stockwerk zu Stockwerk . . . Man kämpfte erbittert um jeden einzelnen Backstein".104

Anstatt sich zu ergeben und ermordet zu werden, waren die meisten SS-Leute entschlossen, kämpfend zu sterben. Von den dreihundert Mitgliedern des französischen Bataillons, die die ersten im Kampf um Berlin gewesen waren, waren nur noch dreiunddreißig übriggeblieben. Ähnliches könnte bezüglich der Balten, Letten, Dänen, Holländer Spanier, Schweizer und anderer SS-Einheiten gesagt werden.

„Sie alle kämpften immer noch wie Tiger", berichtete ein russischer General seinem Kommandanten, Marschall Georgi Zhukov, der darauf hoffte, die deutsche Hauptstadt Stalin als Ersten Mai Preis übergeben zu können.105

„Wir wollten es alle zum Mai Feiertag beendet haben, um unseren Menschen einen zusätzlichen Grund zum Feiern zu geben", erklärte der verärgerte Zhukov, „aber der Feind, in seiner Agonie, hörte nicht auf, sich an jedes Gebäude zu klammern, jeden Keller, jede Etage und jedes Dach. Die sowjetischen Truppen bewegten sich zentimeterweise vorwärts, Straße um Straße, Gebäude um Gebäude".106

General Weidling gab am zweiten Mai die Stadt formell auf. Während die meisten ihrem Kommandeur gehorchten und ihre Waffen niederlegten, lehnten es viele ab, sich zu unterwerfen. Lothar Ruhl erinnert sich:

Wieder und wieder hörten wir Schüsse . . . sodaß ich fragte, wer dafür verantwortlich sei. Mir wurde gesagt, „komm nach hinten, die SS-Leute erschießen sich selbst". Ich sagte, „ich will es nicht sehen". Aber man sagte mir: „Du mußt es dir anschauen". Da standen wirklich Leute umher und erschossen sich. Die meisten von ihnen waren keine deutschen SS Männer; sondern Ausländer, einige West- und einige Osteuropäer. In der Gruppe befanden sich auch eine Anzahl von Franzosen und Wallonen.107

„Als die Russen uns schließlich gefangengenommen hatten", fährt Ruhl fort, „wurden wir in verschiedene Marschkolonnen unterteilt . . . Die Russen wählten niemanden im Besonderen aus; sie sagten einfach nur, ‚du gehst hier, du gehst dort und diese Männer sollen auf dem Platz sitzen, . . . Niemandem war es erlaubt, aufzustehen. Sobald es jemand versuchte, feuerten die Russen

sofort scharfe Munition in Kopfhöhe“.108

„Wir Gefangenen“, sagte ein abgespannter Landser, „warteten, wie Soldaten immer warten müssen, saßen in jener erschöpften Benommenheit, die das Ende einer jeden Schlacht mit sich bringt. Es gab solch eine Verzweiflung, daß wir kaum sprachen sondern nur in einem leichten Schlaf wegnickten oder rauchten und darauf warteten, mehr über unser Schicksal zu erfahren“.109

Das „Schicksal“, wie es Gerüchte schon andeuteten, war in einem Kälte verbreitenden Wort schon enthalten—Sibirien. Trotz allem waren viele der Soldaten glücklich mit dem, was sie hatten. Johannes Hentschel:

Ich begann mich selbst zu trösten. Ich war noch am Leben. Als wir nun aus der Reichskanzlei herausgetrieben wurden . . . wo ein LKW darauf wartete, uns weg zu transportieren, mit unbekanntem aber vermutetem Bestimmungsort, sahen wir nach oben und erblickten etwas Schreckliches. Baumelnde Körper von sechs oder sieben deutschen Soldaten hingen von Straßenlaternen herab. Man hatte sie aufgehängt. Jeder hatte ein primitives Plakat an sein Glied geheftet oder geschnürt—VERRÄTER, DESERTEUR, ANGSTHASE, VOLKSFEIND.

Sie waren alle so jung. Der Älteste mag wohl so um die zwanzig gewesen sein, die anderen um die fünfzehn. Die Hälfte von ihnen trugen Volkssturm Armbänder oder Uniformen von Hitlerjungen. Als wir auf den Laster geschoben wurden, mit Bajonetten angestupst, sah ich, daß ich fast in der Lage gewesen wäre, einen von diesen leblosen Jungen mit der Hand zu erreichen. Er war vielleicht sechzehn. Seine wilden, sich nach vorn wölbenden porzellanblauen Augäpfel starrten verständnislos und ohne zu blinken, auf mich herab. Mir schauderte, ich blickte weg.110

Ein anderer, der von Berlin in die Sklaverei ging, war Wilhelm Mohnke. Als der General und tausende andere entmutigte Gefangene auf den Straßen in den Osten marschierten, waren sie bestürzt über das, was sie sahen.

Es gab sehr wenig Verkehr in unserer Richtung. Aber uns entgegen kam Kolonne auf Kolonne, ohne Ende, Rote Armee Hilfstruppen. Ich sage Kolonnen, aber sie ähnelten mehr einer Horde, einer Reiterzugsszene aus einem russischen Film. An diesem Tag zog Asien in die Mitte Europas, ein seltsames und exotisches Panorama. Es gab da unzählige von Pferden oder Ponys gezogene Panya Wagen, mit hoch oben auf Strohballen hockendem

und singendem Militär. Viele von ihnen hatten alle möglichen Arten von Zivilbekleidung angezogen einschließlich Kostüme, die von der Garderobe von Theater und Opernhäusern stammten . . . Jene, die bemerkten, daß wir Deutsche waren, schüttelten ihre braunen Fäuste und feuerten erbost Salven in die Luft . . . Dann folgten zu Fuß ganze Gruppen von viel disziplinierteren Frauensoldaten . . . Schließlich kam der Troß oder Quartiermeisterelemente. Diese Truppen schienen direkt dem Dreißigjährigen Krieg zu entstammen.111

Hinter den nach Osten ziehenden Gefangenen lagen etwa 20,000 tote Kameraden unter den Trümmern eines Platzes, der nicht mehr wie etwas zu dieser Welt Gehörendes aussah, begraben. „Die Hauptstadt des Dritten Reiches ist zu einem Haufen ausgebrannter und flammenversengter Gebäude geworden“, berichtete einer der ersten in Berlin ankommenden amerikanischen Journalisten. „Es ist eine Wüste von hunderttausend aus Backsteinen und pulverisiertem Gemäuer bestehenden Dünen. Über allem hängt der penetrante Geruch von Tod . . . Die Beschreibung der Verwüstung macht eine Übertreibung unmöglich . . . Das Zentrum Berlins sieht nicht wie etwas aus, das Menschen ersinnen könnten. Beim Durchfahren der berühmten Frankfurter Allee sah ich kein einziges Gebäude, in dem man auch nur Äpfel hätte verkaufen können“.112

Ein deutscher Besucher fügte später hinzu:

Der erste Eindruck von Berlin, der einen überwältigt und der das Herz schneller schlagen läßt, ist der, daß doch noch irgend etwas Menschliches in diesen unbeschreiblichen Ruinen in einer unbekannten Form existieren muß. Nichts Menschliches ist übriggeblieben. Das Wasser ist verseucht, es riecht nach Leichen, man kann die außergewöhnlichsten Ruinenformationen sehen und mehr und noch mehr Ruinen; Häuser, Straßen, Wohngebiete in Ruinen. All die Leute in Zivilbekleidung zwischen den Ruinenbergen scheinen diesen Alptraum lediglich zu verstärken. Bei ihrem Anblick hofft man fast, daß sie keine Menschen seien.113

Aber wunderbarerweise gab es dennoch Menschen, die in Berlin lebten. Als die Geschütze endlich zu schweigen begannen, strömten benommene Überlebende aus ihren Ritzen und Höhlen heraus, Überlebende, die versucht hatten, sich von einem Alptraum zu befreien, aber nicht wußten, wohin.

„Menschenmengen versuchten mühselig, sich einen Weg durch den

Steinschutt zu bahnen“, notierte Traudl Junge. „Alt und jung, Frauen und Kinder und auch ein paar Männer trugen kleine Bündel oder schoben verrostete Karren und Kinderwagen mit vielerlei Habseligkeiten vor sich her. Die russischen Soldaten schienen diesen verzweifelten menschlichen Wesen nicht viel Beachtung zu schenken“.114

Ruth Andreas-Friedrich:

Wir kraxeln über Bombenkrater. Wir schlängeln uns durch Stacheldraht und über die hastig errichteten Möbelbarrikaden. Unsere Armee hatte versucht, den russischen Vormarsch mit Sofas zu blockieren! Mit Wachstuch Sofas, Ohrensesseln und zerbrochenen Kleiderschränken. Man hätte darüber lachen können, falls es einem nicht eher zum Weinen zumute gewesen wäre.

Durchlöcherte Panzer blockieren die Straße. Ein jämmerlicher Anblick, mit ihren Laufmündungen in den Himmel zielend. Ein Verhängnis kommt von ihnen. Süßlich, schwer, beklemmend . . . Ausgebrannte Gebäude links und rechts. Gott sei mit uns, falls unsere Zukunft so aussähe! Wir gehen schweigend weiter. Das Gewicht unseres Gepäcks drückt uns nieder . . .

Hinter einem Mauervorsprung sitzt ein alter Mann. Eine Pfeife in seiner rechten Hand, ein Feuerzeug in seiner linken. Er sitzt völlig bewegungslos in der Sonne. Warum sitzt er so still? Warum bewegt er sich nicht? Eine Fliege krabbelt über sein Gesicht. Grün, fett und funkelnd. Nun krabbelt sie in seine Augen. Die Augen . . . o Gott erbarme dich! Etwas Schleimiges tropft auf seine Wange . . .

Zu guter Letzt ragt in der Ferne der Wasserturm nach oben. Wir sind am Friedhof. Die Pforte zur Leichenhalle ist weit geöffnet. Wieder dieser süßliche, beklemmende Geruch . . . Körper, nichts als Körper. Auf dem Boden ausgebreitet. Reihe auf Reihe, Körper auf Körper. Es gibt Kinder unter ihnen, Erwachsene und einige sehr alte Leute. Hergebracht von wer weiß woher. Das zieht einen endgültigen Strich unter fünf Jahre Krieg. Leichenhallen füllende Kinder und Greise, die hinter Mauern verwesen.115

Während bestürzte Überlebende sich zwischen den Ruinen wie Gespenster auf einem Friedhof treiben ließen—oder stundenlang in endlosen Wasserwarteschlangen standen—veranstalteten die Sieger eine Orgie von

Saufen und Schänden, mit Musik und Gesang. „Ein rosenwangiger, Akkordeon spielender Russe, geht neben unserer Reihe auf und ab“, sagt eine gebrochene Frau, die dutzende Male vergewaltigt worden war. „‚Gitler kaputt, Göbbels kaputt, Stalin gut!‘ Grölt er uns zu. Dann lacht er, brüllt einen Fluch, schlägt einem Kameraden auf die Schulter und, auf ihn zeigend, schreit in russisch . . . ‘Schaut ihn Euch an! Dies ist ein russischer Soldat, der die ganze Strecke von Moskau nach Berlin zurückgelegt hat‘. Mit dem Stolz von Eroberern platzen sie aus ihren Hosennähten heraus. Es überraschte ihn offensichtlich selbst, daß er von so weit weg gekommen war“.116

Obwohl es ihm nicht gelungen war, Stalin die deutsche Hauptstadt als ein Geschenk zum ersten Mai zu übergeben, und trotz der mit der Einnahme von Berlin verbundenen enormen Kosten—mehr als 300,000 Todesopfer—war Zhukov nichtsdestoweniger außer sich vor Freude.117

Was für ein Gedankenstrom raste in diesem freudigen Moment durch meinen Kopf! Ich erlebte den Kampf um Moskau noch einmal, in dem unsere Truppen bis zum Tod nicht aufgeben wollten, stellte mir Stalingrad in Ruinen aber unbesiegt vor, die ruhmreiche und eine lange Hungerblockade überstehende Stadt Leningrad, die tausenden zerstörten Dörfer und Städte, die Opfer der Millionen von Sowjetmenschen, die all jene Jahre überlebt hatten, das Zelebrieren des hervorstechenden Kursk Sieges. Und nun, zu guter Letzt, das Ziel, für welches unsere Nation sein großes Leiden erduldet hatte: die komplette Vernichtung von „Nazi“–Deutschland, das Vernichten des „Faschismus“, Triumph unserer gerechten Sache.118

Niemand war jedoch mit mehr Stolz erfüllt und zutiefst erleichtert als Josef Stalin. Und niemand witterte besser den großen Gewinn des politischen und Nachkriegspreises, als der kommunistische Diktator.

„Stalin sagte“, erinnerte sich Nikita Chrustchov, daß „es uns ohne den Beistand Eisenhowers nicht gelungen wäre, Berlin einzunehmen“.119

8 Unsagbar

Deutsche Wehrmacht, meine Kameraden!

Der Führer ist gefallen. Getreu seiner großen Idee, die Völker Europas vor dem Bolschewismus zu bewahren, hat er sein Leben eingesetzt und den Heldentod gefunden. Mit ihm ist einer der größten Helden deutscher

Geschichte dahingegangen . . .

Der Führer hat mich zu seinem Nachfolger als Staatsoberhaupt und als oberster Befehlshaber der Wehrmacht bestimmt.
Ich übernehme den Oberbefehl über alle Teile der deutschen Wehrmacht mit dem Willen, den Kampf gegen die Bolschewisten fortzusetzen, bis die kämpfende Truppe und bis die Hunderttausenden von Familien des deutschen Ostraumes vor der Versklavung und der Vernichtung gerettet sind . . .
Gegen Engländer und Amerikaner muß ich den Kampf soweit und solange fortsetzten, wie sie mich an der Durchführung des Kampfes gegen die Bolschewisten hindern . . .
Ein Feigling und Verräter ist, wer sich gerade jetzt seiner Pflicht entzieht und damit deutschen Frauen und Kindern Tod oder Versklavung bringt. Der dem Führer von Euch geleistete Eid gilt nunmehr für jeden Einzelnen von Euch ohne weiteres mir, als dem vom Führer eingesetzten Nachfolger.
Deutsche Soldaten, tut Eure Pflicht! Es gilt das Leben unseres Volkes!

Groß-Admiral Karl Dönitz1

Obwohl Hitler tot und Berlin erbeutet und die Nation halbiert worden war und weiterer Widerstand nicht nur zwecklos sondern auch fast unmöglich geworden war, nahm das langsame Sterben Deutschlands kein Ende. Wie Dönitz es klarmachte und obwohl kein Zweifel an der vollkommenen Niederlage und des bevorstehenden Sichergebenmüssens bestand, mußten die zerstreuten Überreste der deutschen Armee eine letzte Schlacht ausfechten, um den Millionen von deutschen Flüchtlingen genug Zeit zu geben, es bis zur Elbe zu schaffen, wo die Amerikaner und Engländer haltgemacht hatten. Trauriger-und-grausamer Weise war die alliierte Führung aber dazu entschlossen, die bemitleidenswerte Flucht, unter allen Umständen zu vereiteln. Schwärme von amerikanischen und RAF Jagdmaschinen— im Tiefflug über den Straßen—beschossen und bombardierten die Kolonnen, und schlachteten so Tausende ab. Nachdem die in Angst versetzten Trecker auseinandergejagt worden waren und sich in die naheliegenden Wälder und Bauernhöfe gerettet hatten, kamen die Bomber zurück und ihre Granaten zerrissen deren Schlupfwinkel zu Fetzen.2

Als die Überlebenden die breite Elbe erreicht hatten, verhinderten die amerikanischen Truppen unter Eisenhower die Überfahrt. Obwohl deutschen Soldaten das Überqueren und das Sichergeben erlaubt wurden, lehnte der

General es ab, den Zivilisten dasselbe Recht zuzugestehen. Weil bald darauf sowjetische Flugzeuge erschienen, waren die Amerikaner gezwungen, sich zurückzuziehen, um den Bombardierungen aus dem Wege zu gehen. Demzufolge riskierten und schafften es dreihunderttausend der in panischer Angst Flüchtenden, durch den Fluß zur anderen Seite zu gelangen. Die Tausenden, die noch auf der anderen Seite am Ufer standen, wurden ihrem Schicksal überlassen.3

Im Gegensatz zu den Amerikanern erlaubten es die britischen Truppen unter Bernard Montgomery allen Deutschen, wobei er zwischen deutschen Soldaten und Zivilisten keinen Unterschied machte, eine Zufluchtsstätte in seinen Reihen zu finden. Erschrocken über das, was er gesehen und gehört hatte, verhinderte das männliche Auftreten des Generalfeldmarschalls die Vergewaltigungen, Folterungen und das Abschlachten von Tausenden von Frauen und Kindern.

„Die Russen", schrieb Montgomery spaeter, „wenn auch eine Rasse guter Kämpfer, waren in der Tat barbarische Asiaten".4
Wenn Flüchtlinge nicht zu den Briten kamen, kamen die Briten zu ihnen. In den ersten Maitagen sausten Montgomeries Männer nach oben, um das nördliche Deutschland zu besetzen. Obwohl die Engländer von vereinzelten SS-Truppen in Bremen in fanatische Gefechte verwickelt wurden, waren die Leute am Hafen überglücklich; nicht nur das Bombenwerfen würde nun aufhören, sondern sie würden auch vor den Sowjets sicher sein.
„Ihre Erleichterung darüber, daß man sich nicht um ihre Köpfe stritt, hatte zur Folge, daß wir als Befreier begrüßt wurden", erinnert sich ein Tommy.5
Weil man, ähnlich wie in Berlin, ein Blutbad erwartet hatte, war man nun um so mehr verblüfft, als Montgomery`s Truppe die zweitgrößte Stadt Deutschlands erreichte. Der nervöse Richard BrettSmith, während er in einem gepanzerten Fahrzeug durch die Straßen von Hamburg holperte, notierte:

Diesem Schweigen haftete etwas irgendwie Unnatürliches an, etwas Unheimliches. Als wir auf die letzte große Brücke über die Elbe zufuhren, die letzte Hürde, die uns hätte zurückhalten können, schien es uns unfaßbar, Hamburg so schnell besetzt zu haben. Beim Betrachten der tief unter uns rauschenden kaltgrauen Elbegewässer, hatten wir wieder jenes komische Gefühl, das jedesmal dann kam, wenn wir eine Brücke des Feindes überqueren mußten, und es würde uns nicht sehr überrascht haben, wenn die

gesamte Struktur plötzlich unter uns zusammengekracht wäre. Aber nein, sie wurde nicht in die Luft gejagt . . . wir hatten das letzte Hindernis überwunden und es gab keine Flüsse mehr zu überqueren. Kurz nachdem sich Hamburg, der größte Hafen Deutschlands, geschlagen gegeben hatte, gab es eine Menge von Absatzklacken und Ehrenbezeugungen . . .

Wir hatten uns oft gefragt, wie unorganisiert der Feind wohl wäre und inwieweit seine Verwaltungsbehörden aufgehört hatten, zu funktionieren, aber was wir sahen, war eigenartiger als erwartet. Tausende von Panzergrenadieren, Männern der Luftwaffe, SS Männern, Männern der Panzerabwehr, der Kriegsmarine, Ungarn, Rumänen, Rettungssanitätern, Mitgliedern der Hitler-Jugend, Soldaten jeglichen Alters und jeglicher Einheiten, schubsten sich in vollständiger Unordnung gegenseitig herum . . . auf jeder Straße war die Wehrmacht, mit gebrochenem Stolz und mit ihrer Ausdauer am Ende, bestrebt, sich selbst zu ergeben.6

Andere deutsche Soldaten waren, wie ein kanadischer Offizier sich erinnerte, „hungrig und verängstigt und warteten in nur zwanzig Meter von uns entfernten Kornfeldern bereitwilligst darauf, sich zum angemessenen Zeitpunkt mit den Händen nach oben zu ergeben“.7

Für jene Landser, die jahrelang an der barbarischen und kein Pardon kennenden Ostfront gekämpft hatten, war das sich zum ersten Mal Ergeben, wenn auch nur den westlichen Alliierten, der schwierigste und unnatürlichste Schritt der Welt. Guy Sajer:

Zwei unserer Männer standen mit erhobenen Armen auf . . . Wir waren gespannt, was passieren würde. Würden englische Maschinengewehre uns niedermähen? Würden unsere Anführer es vorziehen, sich selbst zu erschießen, anstatt so aufzugeben? Aber nichts passierte. Der alte Mann, der immer noch an meiner Seite war, nahm mich beim Arm und flüsterte: „Komm schon. Gehen wir!“

Wir standen zusammen auf. Andere folgten rasch unserem Beispiel . . . Mit pochenden Herzen und trockenen Mündern gingen wir auf die Sieger zu . . . Wir wurden von englischen Soldaten mit rachsüchtigen Gesichtern grob umhergeschubst und zusammengetrieben. Wir hatten jedoch Schlimmeres bei unserer eigenen Armee, besonders während des Trainings, erlebt . . . Die Grobheit, mit der die Engländer uns behandelten, erschien uns

vergleichsweise unbedeutend und sogar von einer gewissen Nettigkeit begleitet.8

„Bei totalem Chaos“, sagte ein dankbarer Deutscher, „können sich nur Engländer immer noch wie Ehrenmänner benehmen“.9
Obwohl in den meisten Fällen gerechtfertigt, ereigneten sich eine Reihe von häßlichen Zwischenfällen, die zeigten, wie der Engländer, dank der scheußlichen Lügen der jahrelangen antideutschen Propaganda, irregeführt worden war.
Am dritten Mai bombardierten und sanken RAF Kampfflugzeuge das deutsche Flüchtlingsschiff Cap Arkona, als es sich der Lübecker Bucht näherte. Unter den tausenden ertrinkenden Opfern befand sich eine riesige Zahl von Konzentrationslagerhäftlingen aus Polen. Als die Briten kurze Zeit später Lübeck eroberten und sahen, wie Hunderte von Leichen an der Küste angeschwemmt wurden oder sich in der Bucht auf und ab bewegten, schien es ein klarer Fall von Nazi Brutalität gewesen zu sein, von der die Welt schon soviel gehört hatte. Als Feldmarschall Erhard Milch sich anschickte, in kompletter militärischer Amtskleidung, die Kapitulation der Garnison formell zu bestätigen, zog ein empörter englischer Kommandosoldat den Kommandostab mit einem Ruck aus seiner Hand und schlug ihm damit brutal über den Kopf.10 Paradoxerweise war Gen. Milch ein Jude.

✠ ✠ ✠

Während die Briten riesigen nördlichen Gebieten den Gnadenstoß erteilten, taten die Amerikaner dasselbe weiter südlich. Die Truppen der Vereinigten Staaten wurden in der überwiegenden Mehrheit auch mit weißen Fahnen, Jubelrufen und Erleichterungstränen von Seiten der kriegsmüden Bevölkerung begrüßt. In Fällen, wo die Amerikaner entschlossene Verteidiger antrafen, waren es oft kleine Widerstandsnester von Greisen und Knaben. Ein GI dachte: „Ich konnte ihn nicht verstehen, diesen Widerstand, diesen unsinnigen Widerstand gegen unseren Vormarsch. Der Krieg war überall vorbei und unsere Truppen verteilten sich in ganz Deutschland und Österreich. Wir waren einfach nicht aufzuhalten. Wir konnten die Welt erobern; das war unsere glühende Überzeugung. Und der Feind hatte nichts. Obwohl er sich an manchen Stellen mit unerbittlichem Fanatismus widersetzte“.11

Jene Verteidiger, die bis zum Sichergeben überlebten, wurden dort

niedergemetzelt, wo sie gerade standen. Gustav Schutz erinnerte sich, wie er überraschenderweise auf die Stelle eines Massakers stieß, wo eine Einheit des Arbeitsdiensts mehrere amerikanische Panzer außer Gefecht gesetzt hatte.

„Mehr als hundert tote Männer vom Arbeitsdienst lagen da in langen Reihen —alle mit aufgedunsenen Bäuchen und bläulichen Gesichtern“, sagte Schutz. „Wir mußten uns übergeben. Obwohl wir schon tagelang nichts mehr zu uns genommen hatten, erbrachen wir uns“.12

Nach dem Massaker von Malmedy und auf Grund der schon jahrelangen antideutschen Propaganda in mörderische Stimmung versetzt, als die Truppen der Vereinigten Staaten die verschiedenen Konzentrationslager betraten und dort die riesigen Halden abgemagerter nackter Leichen entdeckten, wurde ihre Wut unkontrollierbar. Sobald General Eisenhower zusammen mit seinen Leutnants Patton und Bradley im Gefängnislager in Ohrdruf Nord eintrafen, waren sie angeekelt von dem, was sie sahen. In flachen Gräben oder aufs Geratewohl auf den Straßen verstreut, gab es Tausende von skelettartigen Überresten von deutschen und jüdischen Gefangenen, sowie Zigeunern, Kommunisten und Verbrechern.

„Ich will, daß alle amerikanischen Truppen, insofern sie nicht an der Frontlinie kämpfen, diesen Ort besichtigen“, befahl Eisenhower. „Es wurde uns gesagt, daß der amerikanische Soldat nicht weiß, wofür er kämpft. Jetzt wird er wenigstens wissen: wogegen“.13

„Wir führten die Stadtbewohner durch eins dieser Lager, damit sie sich ein Bild davon machen könnten“, sagte ein Offizier an der Seite Pattons. „Der Major und seine Frau gingen nach Hause und schnitten sich ihre Pulsadern auf“.

„Nun ja, das ist ja die ermutigendste Sache, die ich je gehört habe“, brummte Eisenhower und telegraphierte sofort nach Washington und London, um dringend Vertreter der Regierung und der Medien darum zu bitten, sich so schnell wie möglich her zu begeben, um das Grauen mit den eigenen Augen zu sehen.14

Auf Grund jener Umstände war das Schicksal der in der Nähe dieses oder anderer Konzentrationslager Lebenden so tragisch wie vielleicht auch voraussehbar. Nachdem sie die Leute nötigten, die Körper zu betrachten, zwangen amerikanische und britische Offiziere die Männer, Frauen und

Kinder dazu, die verwesenden Überreste mit ihren Händen auszubuddeln und sie zu den für die Beisetzung vorgesehenen Begräbnisorten zu schleppen. Der Zeuge eines Lagers schrieb:

Männer und Frauen rannten den ganzen Tag gleichermaßen, mit den klebrigen Überresten der Opfer auf ihren Schultern, von der Totenhalde zur Totengrube. Als einer der Leute vor Erschöpfung umfiel, wurde er mit einem Gewehrkolben geschlagen. Als eine andere, um eine kleine Pause zu machen, stoppte, wurde solange auf sie eingetreten bis sie wieder wie vorher rannte oder—mit obszönen Zurufen und Gelächter—mit einem Bajonett angestupst. Diejenigen, die zu fliehen versuchten oder einem Befehl nicht gehorchten, wurden erschossen.15

Jene zum Hantieren der Leichname Gezwungenen starben oft bald darauf an Leichenvergiftung.
Wenige der Sieger, von Eisenhower abwärts, schienen zu bemerken, ganz zu schweigen von: beunruhigt darüber zu sein, daß die in den Lagern angetroffenen Zustände und die der Zivilbevölkerung in weiten Teilen Deutschlands dieselben waren. Wegen der durch pausenloses Bombardieren verursachten fast totalen Lähmung der Reichsstraßen und Schienenwege, wurde die Lebensmittel-Benzin-Kleidungsstückeund-Medizinversorgung in deutschen Städten und Dörfern immer karger und versiegte in den Konzentrationslagern fast völlig. Daraus folgte, daß in den letzten Kriegswochen prompt Tausende der Lagerinsassen an Typhus, Ruhr, Tuberkulose, Unterernährung und Vernachlässigung sterben mußten.16
Als einer der Lagerwaechter, dem es gelungen war, zu entkommen, von einem seiner Freunde bedrängt wurde, zum Vorwurf des Verhungernlassens Stellung zu nehmen, protestierte er:

„Es war nicht so, glaub mir; so war es nicht! Ich bin vielleicht der einzige Überlebende, der aussagen kann, wie es wirklich war, aber wer würde mir schon glauben!“

„Es ist also alles eine Lüge?“
„Ja und nein“, antwortete er. „Ich kann nur sagen, was ich von unserem Lager weiß. Die letzten Wochen waren schrecklich. Weder Zuteilungen noch medizinische Versorgung trafen ein. Leute wurden krank, magerten ab und es wurde immer schwieriger, Ordnung zu halten. Selbst unsere eigenen Leute verloren in dieser extremen Situation ihren Verstand. Aber denkst du denn,

daß wir es bis zum Ende hier ausgehalten und die Kommandogewalt des Lagers ordnungsgemäß an andere abgegeben hätten, wenn wir solche Mörder gewesen wären?“17

Als die amerikanischen Truppen durch Bayern in Richtung München fegten, flohen die meisten Wachleute des Lagers Dachau. Um die Ordnung aufrechtzuerhalten und eine ordnungsgemäße Übergabe der 32,000 Häftlinge an die Alliierten zu gewährleisten, und trotz der Warnschilder am Lagereingang „KEIN ZUTRITT— TYPHUS EPIDEMIE“, wurden mehrere hundert deutsche Soldaten zum Lager beordert.18 Als amerikanische Einheiten unter der Leitung von Oberleutnant Felix Sparks am folgenden Tag das Lager erreichten, waren die GIs entsetzt von dem, was sie sahen. Außerhalb des Lagers standen Schienenfahrzeuge, die mit verpesteten und abgemagerten Leichen bis zum Rand gefüllt waren. Sparks fand im Lager einen Raum mit „hochbepackten Haufen von nackten und abgemagerten Leichen. Als ich mich abwendete, um mir den Gefängnishof anzusehen, traute ich meinen Augen nicht, als ich eine große Zahl toter Insassen sah, die in den letzten Stunden oder Tagen vor unserer Ankunft genau dort lagen, wo sie hingefallen waren. Da sich all diese Körper in verschiedenen Verwesungsphasen befanden, war der Leichengestank überwältigend“.19

Von dieser Horrorszene völlig verstört, ließ Sparks seine in gleicher Weise aufgebrachten Truppen auf die unglückseligen deutschen Soldaten los. Während dreihundert von ihnen in ein Gehege getrieben wurden, wurden andere entwaffnete Landser in Wachtürmen und Baracken ermordet oder durch die Straßen gescheucht. Der Armeeseelsorger der Vereinigten Staaten, Kapitän Leland Loy:

Ein deutscher Wächter rannte auf uns zu. Wir ergriffen ihn und waren damit beschäftigt, mit ihm zu sprechen, als . . . ein GI mit einer ThompsonMaschinenpistole angerast kam. Er packte den Gefangenen, wirbelte ihn umher und sagte: „Da bist du also, du Hurensohn!“ Der Mann war nur etwa einen Meter von uns entfernt, als der Soldat ihn mit seiner Maschinenpistole niedermachte. Ich schrie ihm zu, „warum hast du das denn getan, er war ein Gefangener?“ Er sah mich an und brüllte: „man muß sie töten, man muß sie töten“. Als ich den Blick aus seinen Augen und die Maschinenpistole in der Luft sah, sagte ich zu meinen Männern: „Laßt ihn gehen“.20

„Die Männer verwundeten die Wächter mutwillig“, erinnerte sich ein amerikanischer Soldat. „Vielen Wächtern wurde in die Beine geschossen, so daß sie sich nicht mehr bewegen konnten. Dann händigte man sie den Häftlingen aus. Einer wurde mit einem Bajonett geköpft. Anderen wurden die Körperglieder, Stück für Stück, abgerissen“.21

Während die Folterungen im Gang waren, zwängte Leutnant Jack Bushyhead fast 350 Gefangene gegen eine Wand, stellte zwei Maschinengewehre auf und befahl seinen Männern, das Feuer zu eröffnen. Die nach den Gewehrsalven noch am Leben Gebliebenen wurden gezwungen, sich mitten ins Blutbad zu stellen, während die Kanoniere nachluden. Kurze Zeit spaeter traf der Feldscher Howard Büchner an der Unglücksstelle ein:

Leutnant Bushyhead stand auf dem Flachdach eines niedrigen Gebäudes . . . Neben ihm kümmerten sich einer oder mehrere Soldaten um ein .30mm Kaliber Maschinengewehr. Auf der gegenüberliegenden Seite dieses Gebäudes gab es eine lange und hohe Wand aus Backsteinen und Beton. Am Fuß der Mauer lagen—Reihe an Reihe—deutsche Soldaten, einige tot, andere sterbend und wieder andere, die vortäuschten, tot zu sein. Drei oder vier mit Streifenanzügen bekleidete Lagerhäftlinge, jeder mit einer .45mm Pistole bewaffnet, gingen die Reihe entlang . . . Im Vorbeigehen feuerten sie systematisch eine Runde in den Kopf eines Jeden.22

„Am äußersten Ende der Reihen von toten oder sterbenden Soldaten“, fuhr Büchner fort, „ereignete sich ein kleines Wunder“.

Die Häftlinge, die die Gnadenschüsse abgaben, hatten noch nicht jenen Punkt erreicht, und einige noch am Leben gebliebene Wachleute wurden von deutschen Sanitätern auf Bahren gelegt. Unter der Aufsicht eines deutschen Arztes transportierten die Bahrenträger diese wenigen Soldaten zur Behandlung in ein naheliegendes Krankenhaus.

Ich näherte mich diesem Arzt, der ein Offizier war, und bot ihm meine Hilfe an. Aber er begriff nicht, daß ich auch ein Doktor war, da ich kein Rotes Kreuz Abzeichen trug. Er konnte offensichtlich meine Worte nicht verstehen und dachte höchstwahrscheinlich, daß ich ihn darum bat, seine Patienten zur Exekution freizugeben. Jedenfalls winkte er mit seiner Hand ab und sagte: „Nein, Nein, Nein“.23

Trotz seiner Heldentaten und seines Mutes, sich in Todesgefahr zu begeben,

waren die Bemühungen des Arztes zum Scheitern verurteilt. Die verwundeten Männer wurden kurz darauf erfaßt und getötet, wie jeder andere Deutsche im Lager.

„Wir knallten alles ab, was sich bewegte“, prahlte ein GI.

„Wir haben all diese Schweinehunde erledigt“, brüstete sich ein anderer. Zusammengenommen wurden mehr als fünfhundert hilflose deutsche Soldaten kaltblütig niedergemetzelt. Um das Werk zu vollenden, zwang Oberleutnant Sparks die Einwohner von Dachau, die Tausenden von Lagerleichen zu begraben, was garantierte, daß viele krank wurden und an Leichenvergiftung starben.24
Wenn auch vielleicht das Schlimmste, war das Dachauer Vorkommnis lediglich nur eines von vielen von den Truppen der Vereinigten Staaten verübten Massakern. Von dem tiefsitzendem Haß der Alliierten auf sie nichts ahnend, erwarteten die stolzen SS-Truppen naiverweise, daß sie als die einzigartigen Kämpfer, die sie ja zweifelsohne waren, respektiert würden. Leutnant Hans Woltersdorf war im genesendem Zustand in einem Lazarett, als die Truppen der Vereinigten Staaten eintrafen.

Diejenigen, welche es konnten, standen am Fenster und teilten denjenigen von uns, die in Betten lagen, mit, was da vor sich ging. Ein Motorrad mit Seitenwagen mit einem Offizier und zwei Männern von der Waffen SS war vorgefahren. Sie lieferten sowohl ihre Waffen als auch das Fahrzeug ab. Den zwei Männern wurde erlaubt, weiterzugehen, aber die Amerikaner führten den Offizier weg. Sie begleiteten ihn einen Teil der Strecke, etwa fünfzig Meter. Dann gab es eine Maschinenpistolensalve. Die drei Amerikaner kamen allein zurück.

„Hast du das gesehen? Sie haben den Leutnant erschossen! Hast du das gesehen? Sie erschießen alle Waffen SS Offiziere!“
Das muß ein Irrtum gewesen sein! Warum? Warum denn das?!
Unsere Kameraden verloren keine Zeit mehr damit, umherzustehen und eine Antwort darauf zu finden. Sie gingen hinunter in die Verwaltungsgebäude, zerstörten alle Unterlagen, die besagten, daß wir zur Waffen SS gehörten, fingen an, neue medizinische Unterlagen für uns anzufertigen, die uns als Wehrmachtsangehörige ausweisen, besorgten Wehrmachtsuniformen für uns und ordneten uns neuen Wehrmachtseinheiten zu.25

Diese Arten von List waren allerdings selten erfolgreich, da die Blutgruppe der SS Soldaten unter dem linken Arm eintätowiert war.

„Wieder und wieder“, fährt Woltersdorf fort, „marschierten andere Amerikaner auf den Platz und verlangten von Gruppen von Leuten, den Oberkörper freizumachen und den linken Arm hochzuhalten. Dann sahen wir, wie einige von ihnen mit Gewehrkolben auf Laster geschubst wurden“.26

Als französische Truppen unter Jacques-Philippe Leclerc in der Nähe von Karlstein ein Dutzend SS-Franzosen gefangennahmen, fragte der General sarkastisch einen der Festgenommenen, warum er denn die deutsche Uniform trüge.

„Sie sehen sehr smart in ihrer amerikanischen Uniform aus, General“, erwiderte der Junge.
Voller Wut befahl er, die zwölf Gefangenen zu erschießen. „Alle lehnten es ab, sich ihre Augen verbinden zu lassen“, bemerkte ein anwesender Priester, „und alle brachen in heldenhafter Weise zusammen, indem sie schrieen: ‚Vive la France‘ “.27
Da kapitulierende SS-Truppen routinemäßig niedergemetzelt wurden, sah man jeden, der die deutsche Uniform trug, als einen Glückspilz an, der lediglich von ihnen geschlagen oder getreten wurde und dann nach hinten abmarschieren durfte. „Bevor sie ordnungsgemäß ins Gefängnis gesteckt werden konnten“, schrieb ein Zeuge, als eine Gruppe kleiner Jungen vorbeigetrieben wurde, „fielen die amerikanischen GIs über sie her und schlugen sie blutig, nur weil sie deutsche Uniformen trugen“.28
Nach relativ milder Behandlung von Seiten der Briten, wurden Guy Sajer und andere Landser den Amerikanern übergeben. „Sie waren“, sagte Sajer, „große Männer mit plumpen, rosigen Backen und betrugen sich wie Halbstarke“.

Ihr Benehmen war lässig . . . Ihre Uniformen bestanden aus weichem Stoff, wie Kleidung von Golfspielern, und sie bewegten unaufhörlich ihre Kiefer auf und ab, wie wiederkäuende Tiere. Sie schienen weder glücklich noch unglücklich, sondern trotz ihres Sieges gleichgültig zu sein, wie Männer, die mit einer gewissen Anteilnahme ihre Pflicht erfüllen, aber ohne jeglichen Enthusiasmus dafür . . . Von unseren dreckigen ekligen Reihen betrachteten wir sie mit Neugier . . . Sie schienen nichts entbehren zu müssen, ausgenommen Freude . . .

Die Amerikaner demütigten uns, so sehr sie konnten . . . Sie steckten uns in ein Lager mit nichts als nur ein paar großen Zelten, die kaum groß genug für den zehnten Teil von uns waren . . . In der Mitte des Lagers rissen sie verschiedene große mit Konserven gefüllte Büchsen auf. Mit ein paar Tritten beförderten sie die Büchsen in den Dreck und gingen weg . . . Das Essen war so köstlich, daß wir den strömenden Regen nicht bemerkten, der den Grund in einen Schwamm verwandelt hatte . . .

Von ihren Schutzdächern aus beobachteten sie uns und sprachen über uns. Angesichts unserer Bereitwilligkeit, uns auf so elementare Dinge zu stürzen, verachteten sie uns wahrscheinlich und stuften uns, angesichts des Akzeptierens der Sachlage dieser Gefangenschaft, als Feiglinge ein . . . Wir waren nicht im Entferntesten wie die deutschen Truppen, die unseren charmanten Eroberern in Dokumentarfilmen gezeigt worden waren, bevor sie ihr Heimatland verlassen hatten. Wir gaben ihnen keinen Grund, auf uns böse zu sein; wir waren nicht die arroganten, jähzornigen Boches, sondern einfach unterernährte und im Regen stehende Männer, bereit, ungewürztes Büchsenfleisch zu essen. Lebendige Tote, mit von Angst geprägten Gesichtern, die sich an alles zu lehnen bereit waren, was ihnen als Stütze dienen könnte, im Halbschlaf auf unseren Füssen stehend; krank und verwundet, nicht um Behandlung bittend, sondern zufrieden damit, einfach nur einmal stundenlang und ungestört schlafen zu dürfen. Soviel Bedürfnislosigkeit unter den Besiegten war für die kämpfenden Missionare offensichtlich deprimierend.29

Ironischerweise waren es jene Soldaten, die während des Krieges mit solch brutaler Grausamkeit gekämpft hatten und deren Regierung nicht einmal die Genfer Konventionen unterzeichnet hatte, die nun dem niedergeschlagenen Gegner oft größte Gewogenheit und tiefstes Mitgefühl entgegenbrachten. Zweifellos hatten diese kampferfahrenen sowjetischen Schocktruppen in den vergangenen vier Jahren viel zuviel Blut und Tod gesehen, um nach mehr davon zu dürsten. Panzerkommandant Oberst Hans von Luck:

Da standen wir also mit erhobenen Händen da; von allen Seiten kamen die Russen mit schußbereiten Tommy Gewehren auf uns zu. Zu meinem Schrecken sah ich Mongolen unter ihnen, deren Schlitzaugen von Haß, Neugier und Habgier strotzten. Als sie versuchten, mir meine Uhr und mein eisernes Kreuz wegzunehmen, mischte sich plötzlich ein junger Offizier ein.

„Stop, laß ihn in Ruhe. Er ist ein geroi (Held), ein Mann, vor dem man Respekt haben muß“.
Ich sah ihn an und sagte, „SPASIBA(danke) . . . “
Dieser korrekte junge russische Offizier nahm uns auf einmal zum Regimentskommandoposten mit, wo er uns einem Panzerkorpsoberst übergab . . . Nach kurzer Zeit stellte sich heraus, daß es sein Panzerregiment war, dem wir so schwere Verluste in Lauban zugefügt hatten. Dieser stämmige Mann, der zuerst einen so brutalen Eindruck gemacht hatte, schlug sich auf die Oberschenkel und lachte.
„Wie ihr nun seht“, schrie er, „ist das poetische Gerechtigkeit: Ihr habt meine Panzer in die Luft gejagt und uns zum Rückzug gezwungen; als Entschädigung dafür seid ihr nun meine Gefangenen“.
Er holte zwei Gläser und füllte sie nach russischem Brauch bis zum Rand mit Wodka, damit wir sie zusammen in einem Zug herunterspülten.30

In zahlreichen anderen Einzelfällen wurden die Landser im Osten korrekt behandelt, indem man ihnen zu Essen, Kleidung und Zigaretten gab und indem ihnen der Status eines Kriegsgefangenen zuerkannt wurde. Wenn es nach den russischen Soldaten gegangen wäre, hätte es keine Gulags, keine Sklaverei und kein Sibirien für den geschlagenen Feind gegeben—es reichte dem durchschnittlichen Iwan aus, einfach überlebt zu haben.

✠ ✠ ✠

Admiral Dönitz, nachdem er so lange, wie er es sich erlauben konnte, um Zeit gerungen hatte, unterzeichnete am 7. Mai letzten Endes die Paragraphen der bedingungslosen deutschen Kapitulation und das Dritte Reich hörte somit auf, zu existieren.

„Mit dieser Unterschrift“, gab Feldmarschall Alfred Jodl den Alliierten zu verstehen, „sind das deutsche Volk und die deutschen Streitkräfte auf Gedeih und Verderb den Händen der Sieger ausgeliefert . . . In dieser Stunde kann ich deshalb nur meine Hoffnung ausdrücken, daß der Sieger sie mit Edelmut behandelt“.31

Für jene, entschlossen, solange bis zum Tode zu kämpfen, wie die Nation weiterkämpfen würde, war die formelle Kapitulation das Signal dafür, daß sie nun mit unangetasteter Ehre ihre Waffen niederlegen konnten. Viele, so wie auch das berühmte Fliegerass Hans-Ulrich Rudel, waren entschlossen, sich

dem Schmach der Niederlage mit soviel Würde zu stellen, wie sie dafür aufbringen konnten. Als der einbeinige Mann sein Flugzeug auf einem der amerikanisch besetzten Luftlandeplätze aufsetzte, stürzte ein GI auf ihn zu und fuchtelte ihm mit einer Pistole vor seinem Gesicht herum und grabschte nach seinen Dekorationen. Rudel knallte unverzüglich sein Kabinendach zu. Kurze Zeit spaeter, als das humpelnde Ass zur Offizierskantine geleitet wurde, sprangen andere Gefangene auf und gaben ihm den römischen Gruß. Daraufhin erbat sich der empörte Kommandeur der Vereinigten Staaten Ruhe und fragte Rudel, ob er englisch spreche. „Egal, ob ich englisch kann oder nicht, wir sind hier in Deutschland und hier spreche ich nur deutsch. Und was den Gruß angeht, wir sind dazu verpflichtet, uns so zu begrüßen und als Soldaten folgen wir unseren Befehlen. Und, nebenbei, kümmert es uns nicht, ob sie es billigen oder nicht. Der deutsche Soldat ist nicht auf Grund seiner mangelnden Verdienste besiegt worden, sondern wurde auf Grund der überwältigenden Masse der alliierten Materialausstattung niedergewalzt worden“.32

Für die sich ergebenden SS-Einheiten, die das Glück hatten, dem brutalen Verprügeln und der Exekutionen zu entgehen, waren manchmal die erlittenen Demütigungen schlimmer als der Tod. Als sich eine Gruppe von Überlebenden, nach sechs blutigen Kriegsjahren, ihre Medaillen in einem letzten Akt von Stolz ansteckten, wurden sie von Souvenirjägern umringt, die ihnen so auch noch den letzten Rest ihres Heldentums wegrupften.33

✠ ✠ ✠

Währenddessen ergaben sich hinter der russischen Front die restlichen deutschen Widerstandsnester. In der Kurischen Nehrung an der Ostsee legten 190,000 Soldaten und 14,000 lettische Freiwillige ihre Waffen nieder.34 Nach siebzig Tagen verzweifelten, heldenhaften Kampfes, hißte auch die belagerte Garnison Breslau ihre Fahnen auf Halbmast. Kurz nach der Kapitulation sannen die abgehärmten weiblichen Wesen von Breslau darüber nach, „ob das Leben während der schlimmsten Tage der Belagerung nicht besser gewesen sei“.35 Ein Mädchen erinnert sich:

Vergewaltigungen begannen fast sofort und es gab eine Gemeinheit in dem Akt, als ob wir Frauen dafür büßen sollten, daß Breslau sich so lange gewehrt hatte . . . Ich möchte sagen, daß ich jung, hübsch, mollig und ziemlich unerfahren war. Eine Reihe von Iwans gab mir während der nächsten ein oder

zwei Wochen eine lebenslange Erfahrung. Glücklicherweise dauerten nur wenige ihrer Vergewaltigungen länger als eine Minute. Bei vielen war es sogar nur eine Sekundensache, bevor sie keuchend zusammensackten. Was mich geistig gesund hielt, war die Tatsache, daß ich fast von Anfang an nur Verachtung für diese tyrannischen und übelriechenden Proleten empfand, die es nicht einmal verstanden, sich den Frauen gegenüber behutsam zu verhalten, und die ungefähr soviel sexuelle Technik wie Kaninchen hatten.36

Im verwüsteten Dresden, in Chemnitz und anderen Städten, die nun zum ersten Mal die Erfahrung sowjetischer Okkupation machten, war die Situation nicht anders.

„Am Morgen des 9. Mai schwärmten russische Truppen in die Stadt“, schrieb ein Priester von Görlitz.

Gegen Mittag plünderten die siegestrunkenen Russen alle Häuser und vergewaltigten das Weibervolk. Die meisten der Soldaten handelten unter Alkoholeinfluß und die Zahl der Greueltaten begann aus diesem Grund auf alarmierende Weise zuzunehmen . . .

Sobald es dunkel wurde, hallten die Straßen vom Kreischen der in russische Hände gefallenen Frauen wider. Alle zehn Minuten oder so überfielen Soldatenkommandos das Haus. Da ich in Ordenskleidern war, versuchte ich, die Hauseinwohner dadurch zu beschützen, daß ich auf mein Kreuz, das ich trug, zeigte . . . bis drei Uhr morgens ging alles gut. In dem Moment, wo wir begannen, zu hoffen, daß die greuliche Nacht vorüber sei, erschienen vier betrunkene Russen und fingen an, das Haus wegen der zwei Mädchen, die sich in einem Zimmer im vierten Stock versteckt hatten, zu durchkämmen. Nachdem sie unsere Wohnung durchwühlt hatten, gingen sie nach oben . . . Sie fanden die beiden Mädchen und schlossen uns drei im Zimmer ein. Ich flehte sie auf meinen Knien an, sie nicht zu schänden. Daraufhin befahlen sie mir, mich auf einen Stuhl zu setzen; einer von ihnen stand vor mir und richtete seinen Revolver auf mich und zwang mich, mitanzusehen, wie der andere die armen Mädchen vergewaltigte. Es war entsetzlich.37

„Es gab keine Grenzen für die Bestialität und Zuchtlosigkeit dieser Truppen . . . “, pflichtete ein Pastor von Milzig bei. „Mädchen und Frauen wurden aus ihren Verstecken, aus Gräben und Dickichten, in denen sie Schutz vor den Russen gesucht hatten, herausgerissen und wurden geschlagen und

vergewaltigt“.38

„Die Angst ist allgegenwärtig“, fügte Regina Shelton hinzu. „Bei Geschichten von Greueltaten lodert sie als panische Angst auf. Verstümmelte, an Wegesränder geschleuderte nackte Körper, eine in Adlerposition an einen Karren genagelte und bei Gruppenvergewaltigungen aus ihren Wunden zu Tode blutende Frau, von Mongolen im Sexrausch übertragene schreckliche ansteckende Krankheiten“.39

„Ist dies der Frieden, nach dem wir uns so lange gesehnt hatten?“, weinte Elsbeth Losch, die aus einer Stadt nicht weit von Dresden kam. „Wann wird das alles endlich aufhören?“40

✠ ✠ ✠

Während die Schändung in Deutschland weiterging, wurden unvorstellbare in der Tschechoslowakei begangene Greueltaten bekannt. Am 5. Mai, als sich das Gerücht verbreitete, daß die amerikanischen Truppen nur noch zehn Kilometer entfernt waren, erhoben sich die Bewohner der tschechischen Hauptstadt gegen die nationalsozialistische Besatzung. Noch vor Tagesende war der größte Teil der deutschen Garnison isoliert und umzingelt.41 In der Zwischenzeit begann das Zusammentreiben der Gefangenen, von denen viele Flüchtlinge waren. Jahrelang aufgestaut, ließ nun die Bevölkerung ihrem Haß auf die deutsche Minderheit in ihrer Mitte freien Lauf. Juergen Thorwald schrieb:

Tschechische Volksmassen warteten in den Straßen auf den Transport der deutschen Gefangenen, bewarfen sie mit Steinen, spuckten ihnen ins Gesicht und schlugen sie mit den erstbesten Gegenständen, die in ihre Hände gelangten. Deutsche Frauen, Kinder und Männer liefen Spießruten, mit ihren Armen über den Köpfen, damit sie die Gefängnistore unter dem Hagel der Hiebe und Tritte erreichen konnten. Frauen jeden Alters wurden aus Gruppen herausgezogen, ihre Köpfe kahlgeschert, ihre Gesichter mit Farbe beschmiert und Hakenkreuze auf ihre entblößten Rücken und Brüste gezeichnet. Viele wurden geschändet, andere dazu gezwungen, ihre Münder für die Spucke ihrer Folterknechte zu öffnen.42

Am 9. Mai, beim Ende der Kämpfe, richtete sich die Aufmerksamkeit des Pöbels auf Tausende der in Gefängnisse gesperrten Deutschen. „Mehrere mit deutschen Verwundeten und medizinischem Personal beladene Laster fuhren

in den Gefängnishof“, fuhr Thorwald fort. „Die kaum aus den Fahrzeugen ausgestiegenen Verwundeten, Krankenschwestern und Ärzte sahen sich plötzlich einer sie überfallenden Bande von Aufständischen gegenüber. Sie rissen ihnen die Krücken, Gehstöcke und Verbände weg, warfen sie zu Boden und schlugen mit Knüppeln, Stöcken und Hämmern so lange auf sie ein, bis die Deutschen sich nicht mehr regten“.43

„So begann ein Tag, so übel, wie kein anderer in der Geschichte“, murmelte Thorwald.

In den Straßen warteten die Menschenmassen auf die, welche man aus den Gefängnissen herausmarschieren ließ . . . Sie waren mit all dem, was ihre erregten Leidenschaften zu begehren vermochten, ausgerüstet, von heißem Pech zu Gartenscheren . . . Sie . . . ergriffen die Deutschen, nicht nur SS-Männer, übergossen sie mit Benzin, hängten sie, mit den Füssen nach oben, auf, steckten sie an und weideten sich an ihrem Todeskampf, der sich dadurch verlängerte, daß der nach oben entweichende Rauch und die Hitze sie nicht gleich zum Ersticken brachten. Sie . . . banden deutsche Männer und Frauen mit Stacheldraht zusammen, schossen in die Bündel und rollten sie in die Moldau hinunter . . . Sie schlugen jeden Deutschen so lange, bis er regungslos dalag, zwangen nackte Frauen, die Barrikaden wegzuräumen, zerschnitten die Sehnen ihrer Fersen und lachten wenn sie sich vor Schmerz krümmten. Andere traten sie tot.44

„An der Eckenöffnung zur Wasser Straße“, sagte Czech Ludek Pachmann, „hingen drei bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte nackte Leichen, mit völlig ausgeschlagenen Zähnen und blutigen Löchern als Münder. Andere mußten ihre toten deutschen Gefährten hinter sich her in die Stefansstraße zerren . . . ‘Dies sind eure Brüder, küßt sie!‘ Und so mußten die noch lebendigen Deutschen, mit zusammengepreßten Lippen, ihre Toten küssen“.45

Als er versuchte, aus der Stadt zu entkommen, wurde der als Priester verkleidete Gert Rainer, ein deutscher Soldat, Zeuge von Dingen, die direkt aus der Hölle zu stammen schienen:

Eine schluchzende junge Frau kniete, ein Kind in ihren Armen mit Küssen überschüttend . . . Die Augen des Kindes waren ausgestochen worden und es hatte ein noch herausragendes Messer in seinem Bauch. Die zerrissene Kleidung und ihr zerzaustes Haar verrieten, daß sie wie eine Furie gekämpft

haben mußte. In ihrem Schmerz verloren, hatte sie den sich nähernden Fremden nicht bemerkt. Er neigte sich ihr zu und ermahnte sie, nicht hier zu bleiben. Sie wäre in Gefahr, selber erschossen zu werden.

„Aber das ist doch, was ich will!“, schrie sie plötzlich. „Ohne meinen kleinen Peter möchte ich nicht weiterleben!“
In ihrem sadistischen Rausch machten Leute aus einem öffentlichen Massenmord ein Volksfest . . . Fünf junge Frauen waren mit einem sie mehrmals umwickelnden Strick an eine Litfaßsäule gebunden worden. Ihre sieben Kinder wurden in einer Art Abflußgraben zu ihren Füßen verstaut . . . Eine vielleicht fünfzigjährige Tschechin goß Benzin über die festgebundenen Mütter. Andere spuckten in ihre Gesichter, klatschten sie und rissen ihnen Büschel von Haaren aus. Die Älteste von ihnen lachte frenetisch, zündete eine Zeitung an und rannte damit—die mit Benzin durchtränkten Opfer in Brand steckend—um die Säule herum. Die Säule verschwand, zusammen mit den fünf, in einer mehrere Meter hohen Stichflamme . . . Die Zuschauer hatten nicht bemerkt, daß eine der brennenden Deutschen den verkohlenden Strick durchrissen hatte und sich in die vom Abdeckgitter hervorschießenden lodernden Flammen warf. Mit todüberwindendem Mut hob sie, auf dem Bauch liegend, den Abdeckrost ab und versuchte, in den Wirrwarr lodernder Kinder hinunterzulangen. Leblos lag sie in den Flammen.
In der Zwischenzeit waren, nachdem der Halt der Stricke nachgegeben hatte, die anderen vier Frauen, brennend von Kopf bis Fuß, zusammengesackt. Dies war das Zeichen für ihre Mörder, mit dem jauchzenden und frohlockenden Tanz um die Säule loszulegen. Das Johlen der Schlächter wurde lauter und lauter.
Am Wenzelsplatz gab es keine Straßenlaterne, von der nicht wenigstens ein angeknüpfter deutscher Soldat herunterbaumelte. Die meisten von ihnen waren Kriegsbeschädigte . . . Eine buchstäblich vor Freude hüpfende Horde umgab ein arenaartiges Gebiet, in dessen Zentrum zwei Männer eine splitternackte Deutsche hielten. Jede ihrer Brüste war mit einer großen Sicherheitsnadel durchstochen worden, an die man eiserne Kreuze gehängt hatte. Außerdem hatte man ihr eine Fahnenstange mit Hakenkreuzflagge durch den Bauchnabel gerammt . . . Eine nackte Deutsche lag bewegungslos neben ihrem zertrampelten Kind. Man hatte sie totgeschlagen. Eine klaffende Kopfwunde legte ihr Gehirn, das daraus herausquoll, frei.
Verschiedene Männer waren von einem Wehrmachtslaster heruntergezerrt worden. Das andere Ende des Strickes, mit dem ihre Hände

zusammengebunden worden waren, hatte man am hinteren Haken der Anhängerkupplung des Lasters befestigt . . . Ein junger Tscheche kletterte in den Fahrersitz. Als der LKW losfuhr, kam unter den Zuschauern eine Ekstase von Haß und Horrorhunger in Gang . . . Die fünf Gefangenen wurden etwa 20 Meter von den Stricken gezogen. Solange, wie es ihnen möglich war, mit dem Fahrzeug Schritt halten zu können. Aber je mehr der Fahrer beschleunigte, desto weniger gelang es ihnen, auf ihren Füßen zu bleiben. Einer nach dem anderen fiel mit einer ruckartigen Bewegung vornüber und wurde bei immer höher werdender Geschwindigkeit mitgeschleift. Nach ein paar Runden waren die Deutschen zerfleischt und bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Die bemitleidenswerte Beute dieses Streitwagens der Bestialität hatte man in einen blutigen Patzen Fleisch und Dreck verwandelt.46

Tausende Deutsche wurden ins riesige Sportstadium getrieben, um der lachenden und johlenden Menge Belustigung zu garantieren. „Vor unseren eigenen Augen . . . wurden sie in jeder erdenklichen Weise zu Tode gefoltert“, erinnert sich Josefine Waimann. „Eine schwangere Frau, deren Bauch . . . uniformierte Tschechen öffneten, den Fötus herausrissen und dann, mit schadenfrohem Johlen, einen Dackel in den aufgerissenen Leib der entsetzlich schreienden Frau steckten, markierte meine Erinnerung zutiefst . . . Die sich vor unseren Augen in der Arena abspielende Schlachterei war wie die im alten Rom“.47

Der in Prag geborene Horror spielte sich bald auch im gesamten Rest der Tschechoslowakei ab, besonders im Sudetenland, wo Deutsche seit siebenhundert Jahren ansässig waren.

„Nehmt den Deutschen alles weg“, forderte der tschechische Präsident, Edvard Benes, „laßt ihnen lediglich ein Taschentuch, in das sie hineinschluchzen können!“48

„Ihr könnt die Deutschen töten, es ist keine Sünde“, schrie ein Dorfpriester einem Pöbelhaufen zu.49
In Bilna, schrieb ein Chronist,

. . . wurden Männer und Frauen auf dem Marktplatz zusammengetrieben und gezwungen, sich splitterfasernackt auszuziehen und im Gänsemarsch zu laufen, während sie von der Bevölkerung mit Peitschen und Stöcken geschlagen wurden. Danach . . . mußten die Männer auf alle Vieren, wie

Hunde, einer hinter dem anderen, kriechen, und wurden so lange geschlagen, bis ihre Stuhlkontrolle nicht mehr funktionierte; jeder wurde danach gezwungen, die Exkremente des vor ihm Kriechenden aufzulecken. Diese Folter wurde so lange fortgesetzt, bis viele der Deutschen totgeschlagen worden waren . . . Was man den Frauen dort antat, kann einfach nicht beschrieben werden; die sadistische Ungeheuerlichkeit jener Taten übersteigt den Bereich des Beschreiblichen.50

„Als ich die Tschechoslowakei nach dem Zusammenbruch durchreiste“, berichtete ein deutscher Soldat später, „sah ich auf den Fensterbrettern aneinandergereihte abgeschlagene Köpfe und in Metzgereien an Fleischerhaken hängende nackte Körper“.51

Während der Raserei, die in der Tschechoslowakei ihr Unwesen getrieben hatte, waren rund 200,000 Deutsche abgeschlachtet worden. Ähnliche auf Deutsche abzielende „Säuberungsaktionen“ spielten sich in Rumänien, Ungarn und Jugoslawien ab, wo Männer, Frauen und Kinder zu Hunderttausenden kaltblütig ermordet worden waren. Die Schlachterei durch ganz Europa hindurch beschränkte sich nicht nur auf die deutschstämmige Bevölkerung. Im Zusammenhang mit der alliierten Okkupation Frankreichs wurden 100,000 Franzosen, auf Grund ihrer Zusammenarbeit mit den Deutschen oder wegen ihrer antikommunistischen Einstellung, von ihren eigenen Landsleuten ermordet. Ähnliches, wenn auch in kleinerem Maßstab, trug sich in Belgien, Holland, Dänemark und Norwegen zu.

✠ ✠ ✠

Während blutige Pogrome in ganz Europa wüteten, bewerkstelligten die amerikanischen und britischen Truppen ihre eigenen geheimen Razzias. Als die westlichen Alliierten Deutschland überrannten, fielen Millionen von Sowjetbürger in ihre Hände. Unter den vielen in Jalta diskutierten Punkten, lag Stalin besonders einer am Herzen—die Wiedereinbürgerung aller Sowjetbürger, einschließlich der großen Anzahl Kriegsgefangener und Zwangsarbeiter.52 Unter den sowjetischen Staatsangehörigen gab es nämlich einen, Andrei Vlasov, den feurigen antikommunistischen General, der darauf gehofft hatte, seine Millionen Mann Armee für die Befreiung Rußlands einzusetzen und auf den es Stalin ganz besonders abgesehen hatte. Begierig wie immer, jeden Wunsch ihres „Onkel Joe“ zu erfüllen, versprachen Roosevelt und Churchill freudig, alle Sowjetbürger, die ihnen in die Hände

fallen würden, Gesetzen, Abkommen oder Grundsätzen allgemeiner Menschlichkeit zum Trotz, in die Sowjetunion zurückzusenden. Obwohl verschiedene Wiedereinbürgerungen russischer Kriegsgefangenen kurz nach Jalta stattgefunden hatten, hatte die Angst vor deutschen Vergeltungsmaßnahmen gegenüber den alliierten Kriegsgefangenen viele dieser Wiedereinbürgerungen verhindert.53 Nun aber, ohne einen deutschen Gegenschlag fürchten zu müssen, kam das Zurücksenden der Russen voll in Gang.

Da den sich in deutschen Uniformen gefangengenommenen oder sich den Alliierten ergebenden Sowjetsoldaten, gemäß der Genfer Konvention, Schutz garantiert war, fühlten sich die meisten russischen Kriegsgefangenen vor dem Zugriff Stalins sicher. Denn sie glaubten, daß die auf Freiheit, Gleichheit und Gesetzen errichteten westlichen Demokratien diesen Vereinbarungen zustimmen und ihnen zum Recht verhelfen würden.54 Obwohl zu Beginn viele britische und amerikanische Soldaten ihre russischen Gefangenen dafür verachteten, sowohl Feinde als auch „Verräter“ zu sein, wandelte sich bei näherer Betrachtung die Einstellung vieler.

„Als das Verhör begann, hatte ich wenig Sympathie für diese Russen in abgetragenen deutschen Uniformen . . . “, schrieb William Sloane Coffin, Jr., der verschiedenen Oberleutnanten, die die Gefangenen verhörten, als Übersetzer diente. „Aber als die Obersten—darum bemüht, sicherzugehen und gleichzeitig ihre Neugier zu befriedigen—die Gefangenen ermutigten, ihren persönlichen Lebenslauf mitzuteilen, fing ich an, das Dilemma, dem sich diese Männer gegenübersahen, zu verstehen“.55

Sie äußerten sich nicht nur zu den Grausamkeiten der Kollektivierung in den dreißiger Jahren, sondern auch zu den Verhaftungen, Erschießungen und massenhaften Verschleppungen ganzer Familien. Viele der Männer hatten selber Zeit hinter Gittern in sowjetischen Gefängnissen verbracht. Mein eigenes Interesse bekam allmählich so rege, daß ich begann, meine Abende im Lager damit zu verbringen, mehr und mehr Tatsachen über Gefangennahme und Folter in Erfahrung zu bringen. Beim Anhören . . . der persönlichen Erlebnisse jener, die sich Vlasows Armee angeschlossen hatten, lösten Worte wie „Verräter“ und „Fahnenflüchtiger“, sobald man sie auf diese Männer bezog, in zunehmendem Maße ein gewisses Unbehagen in mir aus. Verdiente Stalin es denn nicht, Fahnenflucht zu begehen und Verrat zu verüben?56

Ein russischer Soldat, einer von Tausenden, die sich den Deutschen ergeben hatten und die es vorzogen, sich Vlasow anzuschließen, anstatt in Kriegsgefangenenlagern an Hunger zu leiden, gab Folgendes von sich:

Sie, Herr Oberst, mögen denken, daß wir uns für ein Stuck Brot an die Deutschen verschachert haben? Können sie mir erklären, warum die russische Regierung uns im Stich gelassen hat? Warum hat sie Millionen ihrer Gefangenen im Stich gelassen? Wir sahen Gefangene aller Nationalitäten, um die sich gekümmert wurde. Über das Rote Kreuz erhielten sie Päckchen und Briefe von zu Hause. In Kassel sah ich gefangene amerikanische Neger, die ihren Kuchen und ihre Schokolade mit uns teilten. Warum hat uns denn die sowjetische Regierung, die wir als die unsere betrachtet hatten, nicht einfach nur schlichtes Essen geschickt? Hatten wir denn nicht gekämpft? Hatten wir denn nicht die Regierung zu verteidigen versucht? Hatten wir denn nicht für unser Land gekämpft? Da Stalin sich aber entschied, nichts mit uns zu tun haben zu wollen, so wollten auch wir nichts mehr mit Stalin zu tun haben!57

„Da ich verlor, bleibe ich ein Verräter . . . “, gestand Vlasov ein, der es vorzog, obwohl er sich leicht hätte retten können, das Schicksal seiner Männer zu teilen. Aber der russische General versäumte es nicht, seine Geiselnehmer daran zu erinnern, daß, für den Fall, daß er als Verräter gälte, zu ihrer Zeit auch George Washington und Benjamin Franklin Verräter gewesen seien.58

Trotz der Genfer Konvention, trotz zwingender Wahrscheinlichkeit, daß man die Zurückgeschickten massakrieren würde, waren General Eisenhower und andere Führungsspitzen fest entschlossen, die russische Heimführung aufs Peinlichste zu befolgen. Zu einer Zeit, als der Krieg noch in vollem Gange war, hatte ein schreckliches Omen schon seine höllischen Schatten über das, was sich in der Nachkriegszeit abspielen würde, vorausgeworfen.

Als die britische Regierung im Winter des Jahres 1944/45 Vorkehrungen traf, Tausende der Sowjets von England aus zurückzuschicken, versuchten viele, sich entweder umzubringen oder zu fliehen. Sobald das sterbenselende Beförderungsgut mit Gewalt auf die Schiffe verfrachtet wurde, postierte man starke Wachmannschaften auf Deck für den Fall, daß die Gefangenen auf den Gedanken kämen, sich über Bord werfen zu wollen. Nur ganz wenige

britische Säemänner zweifelten am Schicksal der unter der Aufsicht der NKVD, der Geheimpolizei, Weggeführten und in der Ferne verschwindenden Schiffsladung, sobald man an russischen Häfen angelegt hätte. Lärmende Bomber erschienen bald in immer enger werdenden Kreisen über dem Kai von Odessa am Schwarzen Meer, während laute Sägemühlen in den Lärm einstimmten, um die Schreie und das Rattern der in den Warenhäusern aufgestellten Maschinengewehre zu übertönen. Nach etwa einer halben Stunde verließen die Flugzeuge das Gebiet, die Sägemühlen wurden ausgeschaltet und alles war wieder ruhig.59 Ein ähnliches Szenario spielte sich ab, als viertausend Sowjets gezwungenermaßen von den Vereinigten Staaten aus zurückgeschickt wurden.60

Um nach Kriegsende russische Aufstände in Europa zu vermeiden, hielten die alliierten Autoritäten ihre Unternehmen streng geheim, indem nur eine geringstmögliche Anzahl von Offizieren in ihre Aktionen eingeweiht wurde. Darüber hinaus brachte man Gerüchte und Gegengerüchte in Umlauf, die besagten, daß die Gefangenen bald zu reinlicheren Lagern transportiert oder sogar freigesetzt würden.61 Nicht alle Amerikaner verdauten das gut. Als Dolmetscher hatte William Sloane Coffin Jr. die Männer nicht nur zu schätzen und zu liebengelernt, sondern war darüber hinaus auch in der Lage, sich in ihre Misere hineinzuversetzen. In der Nacht vor der überraschenden

Rücksiedlung vom Lager in Plattling führten die Russen zu Ehren der Vernehmungsoffiziere ein Theaterstück auf. Angewidert von ihrer eigenen Heimtücke, ließen sich die Offiziere von Coffin vertreten und verbrachten die Nacht damit, sich zu betrinken.62

Ich dachte zeitweise, daß es mich körperlich krank machen würde. Ich wandte mich mehrmals an den russischen Kommandanten, der neben mir saß. Es wäre ein Leichtes gewesen, ihn zu warnen. Es gab noch Zeit dazu. Das Lager war kaum bewacht. Draußen wäre es einfach, Ausweise zu zerreißen und Kleidung zu wechseln . . . Und trotzdem konnte ich mich nicht dazu überwinden. Die Angst, vor ein Militärgericht gestellt zu werden, spielte dabei nicht die entscheidende Rolle . . . Aber ich stand unter Befehlszwang . . . An der Tür, als der Kommandant Gute Nacht sagte, war ich sehr nahe daran, mich im anzuvertrauen . . . Ich plapperte es fast aus . . . “Haut ab, macht schnell“. Aber ich hielt mich zurück. Statt dessen fuhr ich—den Kommandanten wegen seiner Leichtgläubigkeit verfluchend—weg.63

Noch vor Morgengrauen, während der Dunkelheit des folgenden Tages, mit Scheinwerfern und Panzern ums Lager herum, rückten Hunderte von Soldaten der Vereinigten Staaten an. Wenn auch davon überrascht, handelten die Russen schnell.

„Trotz der Tatsache, daß auf jeden Russen drei GIs kamen", stellte

Coffin fest, „sah ich, wie sich mehrere Männer umbrachten. Zwei von ihnen rammten ihre Köpfe durchs Fenster und sägten ihre Nacken solange am zerbrochenen Glas, bis ihre Halsvene durchschnitten war. Ein anderer nahm seine Stiefelriemen, verknotete eine Schleife an der Spitze seines Tripelstockbettes, steckte seinen Kopf durch die Schlinge und machte ein Rückwärtssalto über die Ecke, was ihm sein Genick brach".64

Mit schwingenden Knüppeln trieben die Truppen die bestürzten Überlebenden auf die Lastwagen, die dann in Richtung sowjetischer Kampflinien wegrasten.65

„Wir standen mit unseren auf sie gerichteten Knarren da und uns war befohlen worden, sie—im Fall eines Fluchtversuchs—zu erschießen. Es ergibt sich von selbst, daß viele der Fliehenden den Tod riskierten".66

So, wie viele der britischen und amerikanischen Seemänner, die ihren Henkern eine Schiffsladung mit Lebewesen übergeben hatten, wußten die alliierten Soldaten auch sehr gut, daß diese Reise eine ohne Rückfahrkarte war. „Wir . . . waren uns darüber im Klaren, daß es eine Reise in den Tod war. Daran gab es nichts zu zweifeln", gab ein britischer Tommy zu. „Es geschah in jener Nacht und am darauffolgenden Tag, daß wir anfingen, die Salven von Kleinwaffen zu zählen, die einen Chor von Männerstimmen begleiteten, Stimmen von solch feiner Qualität, wie wir sie noch nie gehört hatten. Der Gesang hallte wie ein Kreise ziehendes Echo von allen Seiten dieses ländlichen Gebietes wider. Den Gewehrsalven folgte ein riesiges Jubelgeschrei".67

Der Rest der unter Vlasov's Leitung stehenden Truppen der russischen Befreiungsarmee, die aus den deutschen und österreichischen Lagern herausgetrieben worden waren, wurden, ähnlich wie oben beschrieben, an Stalin ausgeliefert. Viele, wenn nicht sogar die meisten, waren innerhalb weniger Tage tot.

„Nachdem wir sie festgenommen hatten, erschossen wir sie, sobald sie das erste verständliche russische Wort aussprachen“, sagte Oberst Alexander Solschenitzyn.68

Eine andere Gruppe von „Verrätern“, auf deren Rücksendung Stalin erpicht war, waren die Kosaken. Seit langem für ihren Mut und ihren leidenschaftlichen Unabhängigkeitsdrang bekannt, suchte—als die deutsche Armee mit ihrem Rückzug nach Westen begann—diese farbenfreudige Nation ihr Heil in der Flucht aus Sowjetrußland und ein Vergessen der damit verbundenen Jahre kommunistischer Verfolgung.69 Ein Soldat der Alliierten hielt fest:

Als Armee boten sie einen verblüffenden Anblick. Ihre Uniformen waren im Grunde wie die der Deutschen, aber mit ihren Kosakenmützen, ihren schwermutigen, Lord Dundreary ähnelnden, Schnurrbärten, ihren kniehohen Reitstiefeln, und ihren in roher Art verfertigten Pferdekarren, in denen sich all ihre weltlichen Güter und Mobilien befanden—Frauen und Familien eingeschlossen—gab es keinen Zweifel darüber, daß sie etwas anderes als typische Russen sein konnten. Sie waren ein Gemälde vom Rußland des Jahres 1812. Kosaken sind als Reiter weltbekannt und diese hier machten ihrem Namen alle Ehre.70

So, wie die Amerikaner, die Vlasov‘s Armee zurückschickten, befleißigten sich auch die Briten, Stalin mit der Rückgabe der unglückseligen Kosaken zu besänftigen. Allerdings erkannten die Briten, im Unterschied zu den Amerikanern, daß die Übergabe der Gefolgschaft von Dreißigtausend nach ihrer Trennung von der Führerschaft unproblematischer vonstatten ginge. Als man die Stammesältesten bat, an einer „Konferenz“, in der es um ihren Standortwechsel in Europa gehen sollte, teilzunehmen, sagten diese zu. Ehrlich und schlicht— viele von ihnen hatten ja in der zaristischen Armee gedient—wurden die Offiziere der Kosaken mit Leichtigkeit hinters Licht geführt.71

„Bei meiner Ehre als britischer Offizier . . . “, versicherten die Engländer, sobald die Leute nach ihren Führern fragten, „werden heute abend alle zurück sein. Die Offiziere nehmen lediglich an einer Konferenz teil“.72

Mit der Enthauptung der Kosakennation vollzog sich die Rückführung des führerlosen Rests etwas reibungsloser, wenn auch nicht problemlos. Als die

Männer, Frauen und Kinder der verschiedensten Kosakenlager sich widersetzten und nicht willfährig auf die zu ihrem Abtransport bereitgestellten Lastwagen steigen wollten, rückten die mit Gewehren, Bajonetten und Spitzhacken ausgerüsteten Tommies an. „Wir ziehen es vor, zu sterben, anstatt in die Sowjetunion zurückzukehren . . . “, stand in primitivem Englisch auf ihren Schildern. „Wir, Ehemänner, Mütter, Brüder, Schwestern und Kinder beten um unsere Rettung!!!“73

Ein britischer Offizier vom Kosakenlager in Lienz schrieb:

Sobald sich ein Polizeiaufgebot näherte, um das Beladen in Gang zu bringen, vereinigten sich die Leute und wurden zu einer niederknienden und sich mit ihren Armen gegenseitig umschlingenden soliden Masse. Nach dem Abtrennen Einzelner aus ihrer Umschlingung verdichteten sich die Zurückbleibenden zu einem noch solideren Körper, und als Panik ausbrach und um die Soldaten von sich fernzuhalten, fingen sie in verzweifelten Versuchen an, übereinander zu klettern. Dies resultierte in einer Pyramide hysterisch schreiender menschlicher Körper, in deren Mitte eine gewisse Anzahl von Leuten eingezwängt war. Die Soldaten versuchten fieberhaft, die Masse zu entwirren, um die Gefangenen, die in der Mitte mit dem Tode rangen, nicht sterben zu lassen, indem sie ihre Spitzhackenstiele und Gewehrkolben—auf Arme und Beine losdreschend—benutzten, um dem Zusammenhalt der Menschenbündel entgegenzuwirken. Als wir am Ende mit dieser Gruppe fertig waren, stellten wir fest, daß ein Mann und eine Frau erstickt waren. Jede einzelne Person dieser Gruppe mußte auf die Laster getragen werden.74

Nachdem ein zusammengedrängter Haufen zur Unterwürfigkeit gezwungen worden war, watete man durch den nächsten. Eine Kosakenmutter, während die Tommies sich ihren Weg mit Keulen bahnten, erinnert sich:

Es herrschte großer Andrang; ich bemerkte, daß ich auf einem Körper stand und ich konnte nur versuchen, nicht auf sein Gesicht zu treten. Die Soldaten rissen einen nach dem anderen an sich und beeilten sich, sie in Lastwagen zu verstauen, die nun, nur halb gefüllt, wegfuhren. Von allen Seiten tönte es aus der Menge: „Weiche von mir, Satan! Christ ist erstanden! Herr, erbarme Dich!“

Jene, die sie festhalten konnten, strampelten verzweifelt und die Soldaten

schlugen deshalb auf sie ein. Ich sah, wie ein englischer Soldat ein Kind von seiner Mutter losriß und es auf den Laster werfen wollte. Der Mutter gelang es aber, ein Bein des Kindes zu umklammern, und sie zogen beide in die entgegengesetzte Richtung. Danach sah ich, daß die Mutter das Kind nicht länger hielt sondern daß es auf die Seite des Lasters geschleudert worden war.75

Wie aus dem oben Beschriebenen zu entnehmen ist, versuchten die Soldaten zunächst, die Kinder den Armen ihrer Mütter zu entreißen, denn sobald die Kinder auf die Lastwagen geschleudert worden waren, war man sicher, daß die Eltern ihnen nachfolgen würden. Im Durcheinander gelang es einigen, sich loszureißen und wegzurennen. Die meisten wurden dann von MGs niedergemäht. Die nicht Getroffenen ertränkten sich im nahen Fluß oder schnitten ihrer gesamten Familie die Kehlen durch. Allein in der Linz Operation begingen siebenhundert Männer, Frauen und Kinder Selbstmord oder wurden von Kugeln und Bajonetten niedergemacht.76

Am Ende war die gesamte Nation der Kosaken an die Sowjets ausgeliefert worden. Die meisten von ihnen waren innerhalb weniger Tage entweder tot oder befanden sich in zugeriegelten Viehwagen auf ihrer schicksalhaften einmaligen Hinreise nach Sibirien.77

Nicht jeder britische oder amerikanische Offizier beteiligte sich begeistert an der Rücksiedlung, die im allgemeinen—und in angemessener Weise—als „Operation Keelhaul“ bekannt ist. Einige setzten sogar ihre Karriere aufs Spiel. Als Alex Wilkinson befohlen wurde, die sich in seinem Machtbereich befindlichen Russen auszuliefern, erwiderte der britische Oberst**:** „Nur dann, wenn sie sich mit ihrer Auslieferung einverstanden erklären“.

Dann wurde mir vorgeschlagen, daß sie in Züge gesteckt werden müßten, egal, ob sie es wollten oder nicht. Dann fragte ich, in welcher Weise man sie in die Züge stecken sollte? Und mir wurde gesagt, daß ein paar MGs ausreichen würden, ihre Meinung zu ändern. Worauf ich erwiderte: „Das wird nicht geschehen, solange ich hier bin“.78

Als Wilkinson unter der Voraussetzung einwilligte, daß die Züge nicht nach Osten sondern nach Westen fahren müßten, wurde sein Vorgesetzter zornig.

„Nach diesem Zusammentreffen wurde ich binnen zwei Wochen meines Amtes enthoben und mit dem Vermerk nach England zurückgeschickt, daß es

mir an ‚Schwung fehlte'", sagte der Oberst.79

Ein anderer britischer Offizier, dem es „an Schwung fehlte" war Sir Harold Alexander. „Sie zur Rücksiedlung . . . zu verdonnern", schrieb der Feldmarschall an seine Regierung von Italien aus, „würde mit Sicherheit Gewalt erfordern oder die Leute zum Selbstmord treiben . . . Solch eine Verfahrensweise, zusammen mit der Gewißheit, daß diese unglückseligen Individuen in ihren fast sicheren Tod geschickt würden, hat nichts mit der Tradition von Demokratie und Gerechtigkeit zu tun, so wie sie uns bekannt sind".80

Unglücklicherweise hatte solch ein mutiges Auftreten wenig Einfluß auf die Abtransporte. Alexander, wie schon früher Wilkinson, wurde anderswohin beordert und mit weniger renitenten Offizieren ersetzt. Nichtsdestotrotz sickerte das sich Abspielende durch und zwang hoch plazierte alliierte Funktionäre zu Dementis.

„Eine Wiedereinbürgerung von Russen gegen ihren Willen war und ist nicht das Konzept der britischen und der Regierung der Vereinigten Staaten . . . ", versicherte ein Sprecher der Obersten Heeresleitung der Alliierten.81

„Fälle von Zwang sind uns nicht bekannt . . . ", griff der Staatssekretär der Vereinigten Staaten George C. Marshall auf. „Es widerspricht unseren amerikanischen Traditionen, die sich nun unter unserer Autorität befindenden Personen gegen ihren Willen zur Rückkehr zu zwingen".82

Die Alliierten arbeiteten fieberhaft, ihren Pakt mit Stalin zu erfüllen, während Angelegenheiten wie diese, die kaum öffentliches Interesse erweckten, mit Beschwichtigungen abgetan wurden. „Wir sollten uns von all denen so schnell wie möglich befreien", schrieb ein ungeduldiger Winston Churchill.83

Eine andere von den Alliierten zurückgeführte Gruppe von Russen waren die Kriegsgefangenen in deutscher Hand. Wegen Stalins wohlbekannter Gleichsetzung von Gefangennahme oder Kapitulation auf dem Schlachtfeld mit Verrat, waren nur wenige dieser ausgehungerten und von Krankheiten befallenen und zerlumpten Roten Armee Veteranen willig, dorthin zurückzukehren, wo bestenfalls ein langsamer und qualvoller Tod in Sibirien auf sie wartete. Und selbst für jene tapferen Patrioten, die es kategorisch abgelehnt hatten, mit den Deutschen zusammenzuarbeiten und in ihren

Gefangenenlagern blieben, wo sie sich von Baumrinde, Grass und ihren verstorbenen Kameraden ernährten, war ihnen wenigstens der „Zehnte“, oder anders ausgedrückt—zehn Jahre Sibirien—sicher.84 Als ein neugieriger russischer Aufseher einen Zurückgekehrten fragte, was er denn getan hätte, daß er zu einer fünfundzwanzigjährigen Strafe verdonnert worden war, antwortete der unglückliche Gefangene, „überhaupt nichts“.

„Du lügst“, lachte der Wächter, „die Strafe für ‚überhaupt nichts‘ ist zehn Jahre“.85

Noch eine andere Gruppe auf der anscheinend endlosen Liste derjenigen, die Stalin zurückhaben wollte, waren sowjetische Zwangsarbeiter. Auch in diesem Fall beeilten sich die Alliierten, sich zu fügen.

„Wir mußten die Bauernhöfe durchkämmen, um jene Russen, die als Tagelöhner auf den Feldern arbeiteten, mitzunehmen“, erinnerte sich ein britischer Leutnant. „Es waren meist alte Männer und Frauen und wir waren erstaunt und irgendwie sogar verlegen, daß Leute, die buchstäblich Sklaven auf deutschen Bauernhöfen gewesen waren, vor uns auf ihre Knie fielen und uns anflehten, auf den Bauernhöfen bleiben zu dürfen und bitterlich weinten —und es waren keine Freudentränen—als ihnen gesagt wurde, daß man sie nach Rußland zurückschicken würde“.86

„Es wurde schnell offenkundig“, fügte ein anderer englischer Offizier hinzu, „daß 99% dieser Leute eine Rückkehr ins Vaterland nicht wünschten, da sie die kommunistische Partei und das Leben, das sie in Rußland geführt hatten, fürchteten und das Leben als Sklavenarbeiter im nationalsozialistischen Deutschland besser als das Leben in Rußland gewesen war“.87

Wegen ihres westlichen Preisgegebenseins, mit all ihrer Freiheit und ihrem hohen Lebensstandard, fürchtete Stalin mit Recht, den „verpestenden“ Einfluß auf den Kommunismus sowohl zu Hause als auch im Ausland, falls es ihnen erlaubt werden würde, zu bleiben.

Eine andere Gruppe, deren Rückkehr Stalin forderte, waren die Emigrierten, oder „Weißen“, die 1917 gegen die Bolschewisten gekämpft hatten und nach ihrer Niederlage in den Westen geflüchtet waren. Davon betroffen waren auch jene, die zur Zeit der Revolution noch Kinder gewesen waren. Selbst die sowjetischen Autoritäten waren angesichts der Willfährigkeit der Alliierten überrascht, denn jeder Wunsch Stalins wurde erfüllt und die Übergabe auch dieser letzten Gruppe von „Verrätern“ an ihre Henker vollzog sich reibungslos.88

Die Zusammentreibereien und Rücksiedlungen setzten sich in ganz Europa

solange fort, bis die Auslieferung von mehr als fünf Millionen sowjetischen Bürgern an Tod, Folter und Sklaverei schließlich ein Ende nahm.89 Falls die Alliierten erwartet hatten, Stalin mit ihren Taten für sich gewinnen zu können, hatten sie sich jedoch gewaltig geirrt. Es passierte nämlich genau das Gegenteil. Da der rote Diktator und andere sowjetische Führungskräfte die Rücksiedlungen zu Recht als Verrat des Westens an seinen natürlichen eigenen Alliierten ansah, entpuppte sich das gesamte Programm als ein Beweis des moralischen Zerfalls der Amerikaner und Briten und darüber hinaus als ein himmelschreiender, „kriecherischer" Beschwichtigungsversuch.90

Erstaunlicherweise hatte Stalin vor Liechtenstein—einem Land ohne Armee und mit einer nur elf Mann starken Polizeitruppe—der winzigsten Nation Europas und der einzigen, die es wagte, mit moralischer Rechtschaffenheit das zu tun, was andere nicht wagten, den größten Respekt. Als die Kommunisten „wegen Vaterlandsverbrechen" empört die Auslieferung aller Sowjetbürger, die sich in dieser kleinen Nation befanden, verlangten, forderte Prinz Franz Joseph der Zweite höflich Beweise dafür. Als nichts in dieser Hinsicht zum Vorschein kam, ließen die Sowjets die Sache einfach auf sich beruhen. Ein Interviewer erinnert sich:

„Ich fragte den Prinzen, ob er denn keine Befürchtungen oder Ängste, in Bezug auf seine Politik zu jener Zeit, gehabt hätte. Er schien von dieser Frage ziemlich überrascht zu sein. ‚O nein', erklärte er, ‚wenn man hart zu den Sowjets spricht, sind sie ziemlich glücklich. Denn Härte ist letztendlich die Sprache, die sie verstehen' ".91

Als die Lager am Ende geräumt und die dunklen Machenschaften zur Realität geworden waren, wünschten viele der Soldaten, die sich daran beteiligt hatten, nichts sehnlicher, als die gesamte Episode schnellstmöglich zu vergessen. Den meisten war dies aber nicht vergönnt.

„Meine Teilnahme an dieser . . . Operation ließ Schuldgefühle in mir zurück, die mich mit Sicherheit bis an mein Lebensende plagen werden", gestand William Sloane Coffin, Junior ein.92

„Die Schreie dieser Männer, ihre Fluchtversuche, ihr Wille, lieber Selbstmord zu begehen, als in die Sowjetunion zurückgeschickt zu werden . . . plagen mich immer noch", pflichtete Brigadegeneral Fran L. Howley bei.93

„Es war unmenschlich", sagte ein amerikanischer GI ganz einfach.94

Sich der mit der Operation Keelhaul in Verbindung stehenden grimmigen Einzelheiten sehr wohl bewußt, setzten die Führungskräfte der Alliierten alles

daran, jedes Gemunkel zu zerstreuen und die Öffentlichkeit zu beruhigen. „Die Regierung der Vereinigten Staaten steht zu ihrer unerschütterlichen Mißbilligung einer erzwungenen Wiedereinbürgerung und wird diese Position auch in Zukunft vertreten . . . “, sagte ein Sprecher des Kriegsministeriums, lange, nachdem die meisten der russischen Heimkehrer entweder getötet oder versklavt worden waren. „ Es besteht keine Absicht, einen Flüchtling gegen seinen Willen nach Hause zu schicken.“95 Dies zu tun, versicherte General Eisenhower später, „würde . . . die von uns unterstützten fundamentalen humanitären Prinzipien verletzen.“96 Während er die öffentliche Betroffenheit über die russische Wiedereinbürgerung einzuschläfern versuchte, trieben Eisenhower‘s „humanitäre Prinzipien“ in vielen amerikanischen Konzentrationslagern ihr Unwesen.

✠ ✠ ✠

„Gott, wie ich die Deutschen hasse!“, hatte Eisenhower 1944 an seine Frau geschrieben.97

Wie Frau Eisenhower und jeder, der den General kannte, genau wußten, war Dwight David Eisenhower‘s Haß auf alles Deutsche nichts weniger als pathologisch.

Mit der endgültigen Kapitulation am achten Mai oblag dem Oberkommandierenden der alliierten Mächte die Kontrolle über fünf Millionen zerlumpte, sich abhärmende aber noch nicht tote Soldaten des Feindes.98 „Es ist doch nur zu schade, daß wir vorher nicht mehr von ihnen hatten töten können“, murrte der General, unzufrieden mit der geringen Leichenzahl des größten Blutbades in der Geschichte der Menschheit.99

Und so begnügte der Oberkommandierende sich mit dem Nächstbesten: Da es ihm nicht gelungen war, bewaffnete Deutsche im Krieg zu bezwingen, würde er die entwaffneten Deutschen im Frieden töten. Da die Genfer Konvention den Kriegsgefangenen derjenigen Nationen, die sie unterzeichnet hatten, dieselbe Ernährung, Unterkunft und medizinische Fürsorge wie die der Sieger garantierte und weil diese Gesetze vom Internationalen Roten Kreuz erzwungen werden sollten, umging Eisenhower einfach den Vertrag, indem er seine eigene Kategorie für Gefangene schuf. Unter Anwendung seiner Neuklassifizierung wurden deutsche Soldaten nicht länger als Kriegsgefangene, sondern als „entwaffnete Feindestruppen“ (Disarmed

Enemy Forces) bezeichnet. Mit diesem Taschenspielertrick—und damit in direktem Verstoß der Genfer Konvention—konnte Eisenhower nun insgeheim mit den ihm Ausgelieferten tun und lassen, was er wollte, ohne dabei die neugierigen Blicke der Welt fürchten zu müssen.100

Selbst vor Beendigung des Krieges waren schon tausende deutsche Kriegsgefangene in amerikanischer Haft an Hunger, Vernachlässigung oder purem Mord gestorben. Ein Überlebender aus einem der Lager des Jahres 1945 schrieb:

Jedem der aus zehn Leuten bestehenden Gruppe gab man nicht mehr Raum als den eines mittelgroßen Wohnzimmers. Wir waren gezwungen, drei Monate lang so zu leben, ohne Dach über dem Kopf. Selbst die Schwerverwundeten erhielten nur ein Strohbündel. Und es regnete am Rhein. Tagelang. Und wir waren immer im Freien. Die Leute starben wie Fliegen. Dann bekamen wir unsere ersten Rationen . . . Zehn Männer bekamen eine Scheibe Brot. Jeder bekam einen winzigen Streifen dieser Brotschnitte . . . Und dies Monate lang. Ich wog nur noch 90 Pfund. Jeden Tag trug man die Toten weg. Dann verkündete ein Lautsprecher: „Deutsche Soldaten, eßt langsam. Ihr hattet lange nichts zu Essen. Wenn ihr heute Eure Rationen von der bestgenährten Armee der Erde erhalten werdet, werdet ihr sterben, wenn ihr nicht langsam eßt.“101

Als zwei Mitglieder des Army Medical Corp der Vereinigten Staaten zufällig Eisenhower‘s Lager zu Gesicht bekamen, waren sie entsetzt über das, was sie sahen:

Sie frierend hinter dem Stacheldrahtzaun aneinander gekuschelt zu sehen, war das furchteinflößendste Bild—fast 100 000 abgezehrter, teilnahmsloser, verdreckter, ausgemergelter, ausdruckslos vor sich hin glotzender Männer, die in schmutzigen feldgrauen Uniformen bis zu den Knöcheln im Schlamm steckten . . . Der deutsche Abteilungsleiter berichtete, daß die Männer schon seit zwei Tagen nichts gegessen hätten, und daß die Wasserversorgung ein Hauptproblem war—obwohl der Rhein nur 200 Meter entfernt war und der Wasserpegel sich auf Uferhöhe befand.102

Dank der deutschen Kapitulation und der erloschenen Drohung eventueller Vergeltungsmaßnahmen gegen die alliierten Kriegsgefangenen nahmen die Todesfälle in den amerikanischen Konzentrationslagern in dramatischer

Weise zu. Während Zehntausende an Hunger und Durst starben, gingen Hunderttausende an Überbelegung und Seuchen zugrunde. Wie der sechzehnjährige Hugo Stehkamper es ausdrückte:

Ich hatte nur einen Pullover, um mich vor dem strömenden Regen und vor der Kälte zu schützen. Es gab einfach keine Zufluchtsstätte. Man stand einfach da, völlig durchnäßt, in Feldern, die diesen Namen schon nicht mehr verdienten—sie waren ruiniert. Selbst das Laufen erforderte eine Anstrengung, weil man die Schuhe aus dem Schlamm herausziehen mußte . . .

Es ist mir ein Rätsel, wie wir tagelang einfach nur dastehen konnten, tagelang, ohne zu sitzen, ohne zu liegen, einfach nur völlig durchnäßt dastehen konnten. Tagsüber liefen wir herum und kauerten zusammengedrängt—uns gegenseitig etwas wärmend—einfach da. In der Nacht standen wir, weil wir nicht umherlaufen konnten und versuchten, uns mit dem Singen oder Summen von Liedern wachzuhalten. Immer wieder ermüdete einer nach dem anderen und die Knie wurden schwach und dann brach man einfach zusammen.103

Ein hungernder Kamerad von einem Lager in der Nähe von Remagen fügte hinzu:

Die Latrinen waren unbehauene über Gräben geworfene Holzstämme gleich neben den Stacheldrahtzäunen. Mit bloßen Händen gruben wir uns Löcher und klammerten uns darin aneinander, um schlafen zu können . . . Krankheit hatte viele Männer so schwach gemacht, daß sie sich einfach dort entleerten, wo sie gerade waren. Bald waren viele von uns zu schwach, vorher unsere Hosen herunterzulassen. So verseucht, wie der Schlamm, in dem wir umhergehen mußten, in dem wir saßen und lagen, waren auch unsere Kleidungsstücke. Am Anfang gab es überhaupt kein Wasser, nur den Regen . . .

Wir mußten uns zwischen den Löchern mit ihren weichen, aufgeworfenen Erdhügeln hindurchschlängeln, so daß es ein Leichtes war, hineinzufallen, aber schwierig, wieder herauszukriechen. In jenem Frühling hörte der Regen in dieser Rheingegend einfach nicht auf. Es regnete mehr als die Hälfte der Zeit. Und mehr als die Hälfte der Zeit gab es überhaupt kein Essen. Ansonsten bekamen wir eine kleine K Ration. An der Packung sah ich, daß

sie uns nur den zehnten Teil dessen gaben, was ihre eigenen Männer verzehrten . . . Ich beschwerte mich beim amerikanischen Lagerkommandanten und wies darauf hin, daß er die Genfer Konvention mißachtete, worauf er einfach erwiderte, „Vergiß die Konvention. Ihr habt keine Rechte“.

Innerhalb von ein paar Tagen waren Männer, die gesund ins Lager gekommen waren, schon tot. Ich sah, wie unsere Männer die übereinander gestapelten Leichen zum Lagerzaun schliffen, wo sie in ungeordneter Weise auf Laster geworfen wurden, die dann mit ihrer Ladung wegfuhren.104

„Die Amerikaner behandelten uns wirklich beschissen“, erinnerte sich ein Überlebender aus einem anderen Lager. „Gras war das einzige, das uns zur Verfügung stand“.105

Im Gefängnis von Hans Woltersdorf überlebten die Gefangenen dank einer täglichen Vogelsamensuppe. Auf den Säcken stand geschrieben: „Nicht für den menschlichen Verzehr bestimmt“.106 In einem anderen Lager stand ein Siebzehnjähriger tagein, tagaus am Stacheldrahtzaun und weinte. Der Junge konnte sein eigenes Dorf in der Ferne sehen. Eines Morgens fanden die Insassen beim Erwachen die von den Wächtern aufgehängte und vom Stacheldraht herunterbaumelnde Leiche. Als die empörten Gefangenen „Mörder! Mörder!“ schrien, verweigerte der Lagekommandant ihre ohnehin schon mageren Rationen für drei Tage. „Für uns schon Verhungernde und Bewegungsunfähige bedeutete dies den sicheren Tod“, sagte einer der Männer.107

„Zivilisten aus nahegelegenen Dörfern wurden mit vorgehaltenen Gewehren daran gehindert, Nahrungsmittel für die Gefangenen durch den Zaun zu stecken“, offenbarte ein anderer sein Lager in der Nähe von Ludwigshafen beschreibender Deutscher.108

Unter den siegreichen Alliierten bestand kein Mangel an Essen und Unterkunft. Die amerikanischen Versorgungslager waren sogar zum Bersten gefüllt. „Mehr Vorräte, als wir jemals verbrauchen können“, gab ein General bekannt. „Sie erstrecken sich soweit das Auge blicken kann“. Anstatt auch nur einen Bruchteil jener Fülle die Lager erreichen zu lassen, verschärfte sich die Nulldiät sogar noch. „Die Amerikaner verbrannten die Lebensmittel, die sie nicht verzehren konnten, außerhalb des Lagers“, sagte der verhungernde

Werner Laska, bezüglich seines Gefängnisses.109

Entsetzt über das mit Schweigen verübte, geheime Massaker, versuchte das internationale Rote Kreuz mit den in der Schweiz gespeicherten mehr als 10,000 Tonnen Lebensmitteln zu intervenieren. Als zwei mit Versorgungsmitteln vollbepackten Zugladungen die Lager erreichten, wurden sie von den amerikanischen Offizieren zurückgewiesen.110

„Diese Nazis erhalten einen Geschmack ihrer eigenen Medizin“, bekannte stolz ein Gefängniskommandant während eines Gesprächs mit einem politischen Ratgeber Churchills.111

„Deutsche Soldaten waren keine unter einem Gewohnheitsrecht Verurteilte“, protestierte ein Amtsträger des Roten Kreuzes, „sie wurden eingezogen, um aus patriotischen Gründen in der nationalen Armee zu dienen und waren nicht in der Lage, den Militärdienst—nicht anders als die Amerikaner—zu verweigern“.112

So wie für dieses Individuum gab es für viele andere auch nicht die geringste Rechtfertigung dafür, hilflose Gefangene zu massakrieren, besonders weil die deutsche Regierung den Erwartungen der Genfer Konvention, wie es ein Amerikaner ausdrückte, „haargenau“ gerecht geworden war.
„Ich bin kaum auf Einzelfälle gestoßen, wo Deutsche ihre Gefangenen nicht vorschriftsmäßig behandelt oder das Rote Kreuz nicht respektiert haben“, schrieb Kriegskorrespondent Allan Wood vom LONDON EXPRESS.113

„Die Deutschen haben, selbst in Momenten größter Verzweiflung, die Konvention weitestgehend befolgt“, fügte ein Offizier der Vereinigten Staaten hinzu. „Zugegebenermaßen gab es Grausamkeiten an der Front—wo ungestüme Feurigkeit herrscht—aber das waren Ausnahmen und nicht die Regel; und eine schlechte Unternehmensführung ihre Gefängnislager mit amerikanischen Häftlingen war höchst unüblich“.114

Trotz der Berichterstattung des Roten Kreuzes, daß neunundneunzig Prozent der amerikanischen Kriegsgefangenen überlebt hatten und sich auf dem Heimweg befänden, ging das mörderische Programm Eisenhowers nichtsdestoweniger rasch weiter.115 Ein Offizier, der es ablehnte, sich an den Verbrechen zu beteiligen, und der damit begann, eine große Anzahl von Gefangenen—sobald sie entwaffnet worden waren—freizusetzen, war George Patton.116 Der General erklärte:

Ich betonte die Notwendigkeit einer angemessenen Behandlung der Kriegsgefangenen, sowohl in Bezug auf ihr Leben als auch auf ihren Besitz. Meine gängige Anweisung besagte . . . „Tötet so viele Deutsche, wie ihr könnt, aber stellt sie nicht an die Wand, um sie danach zu töten! Tötet sie, während sie noch kämpfen. Nachdem ein Mann sich ergeben hat, sollte er gemäß den Regeln des Bodenkrieges behandelt werden. So, wie du es dir wünschtest, behandelt zu werden, falls du töricht genug wärst, dich zu ergeben. Amerikaner schlagen einem Mann, der am Ende ist, nicht auch noch die Zähne aus".117

Obwohl andere aufrichtige Generäle, wie Omar Bradley und J.C.H.Lee, den Befehl gaben, die Kriegsgefangenen freizulassen, setzte Eisenhower diese Befehle umgehend außer Kraft. Was die zwei Millionen Deutschen unter britischer Kontrolle anging, lehnte es Bernard Montgomery jedoch glücklicherweise ab, sich an dem Massaker zu beteiligen. Der General setzte nach Kriegsende in der Tat die meisten seiner Gefangenen frei und schickte sie nach Hause.118

Der Obergefreite Helmut Liebich, nachdem er von einer Einzäunung zur nächsten hin und her fuhr, hatte selber all die Greuel gesehen, die die amerikanischen Todeslager zu bieten hatten. In einem Lager formten vergnügte Wächter Reihen und schlugen die verhungernden Gefangenen mit Knüppeln und Stöcken, während sie diese, um ihre dürftigen Rationen zu erhalten, Spießruten laufenließen. In einem anderen Feldlager mit 5200 Männern sah Libich, wie täglich zehn bis dreißig Leichen abtransportiert wurden. Und in einem anderen Lager gab es „nach 35 Tagen mit Mahlzeiten zum Verhungern 15 Tage ohne jegliches Essen", und das wenige, das die erbarmungswürdigen Häftlinge erhielten, war auch noch verdorben. Im Juni 1945 kam das Lager in Rheinsberg, wo Liebich sich aufhielt, unter britische Kontrolle. Die Überlebenden erhielten sofort Essen und Unterkunft und solchen Gefangenen wie Liebich—der nur noch 97 Pfund wog und an Ruhr zu sterben drohte—wurde rasche medizinische Hilfe zuteil.119

„Es war wunderbar, unter einem Dach in einem wirklichen Bett zu sein", erinnerte sich der Obergefreite. „Wir wurden wieder wie Menschen behandelt. Die Tommys behandelten uns wie Kameraden".120

Bevor die Briten jedoch die vollkommene Kontrolle des Lagers übernahmen, vermerkte Liebich, ebneten amerikanische Planierraupen einen Teil des

Lagers, wo noch atmende Skelette in ihren Löchern lagen, ein.121

✠ ✠ ✠

Möglicherweise litten Deutsche, die sich in französischen Händen befanden, sogar noch mehr als solche unter amerikanischer Gewalt. Als Frankreich Sklaven als Kriegsbeute forderte, beförderte Eisenhower 600 000 Deutsche in den Westen.122

„Meine Güte! Ich hoffe, daß wir nie einen Krieg verlieren“, brummte ein GI, während er auf die gebrochenen, verhungerten und zur Sklaverei verurteilten Wracks starrte.123

„Als wir—in einer Gruppe von sieben auf gleicher Höhe—durch Namur marschierten, gab es dort zur selben Zeit auch katholische Prozession in den Straßen“, erinnerte sich ein Sklave, als er durch Belgien zog. „Als die Bevölkerung die Kriegsgefangenen sah, löste sich die Prozession auf und sie bewarfen uns mit Steinen und Pferdeäpfeln. In Namur steckte man uns in offene Güterwagen. An einer Stelle, unter einer Brücke, warf man Schienenschwellen auf uns herab, was mehrere der Kriegsgefangenen tötete. Später, an einer anderen Straßenüberführung, hoben Frauen ihre Röcke hoch und verrichteten ihre Notdurft über unseren Köpfen“.124

Bei unserer Ankunft in Frankreich intensivierten sich die Angriffe. „Man verfluchte uns, man spuckte uns an und wir wurden von der französischen Bevölkerung sogar körperlich angegriffen, besonders aber von den Frauen“, schrieb Hans von der Heide. „Mit Bitterkeit erinnerte ich mich an Szenen vom Frühling 1943, als wir amerikanische Kriegsgefangene durch die Straßen von Paris paradieren ließen. Sie wurden—nicht anders als wir—vom Mob bedroht und beschimpft“.125

So wie die Amerikaner, ließen auch die Franzosen ihre Gefangenen hungern. Aber im Unterschied zu den Amerikanern trieben sie ihre Opfer dazu, das Letzte zu geben, bis sie tot umfielen. „Ich sah, wie man in den Straßen der Stadt mit Gewehrkolben auf sie einschlug und sie mit Tritten bedachte, weil sie vor Überarbeitung umfielen“, bemerkte ein Zeuge von Langers. „Jede Woche sterben zwei oder drei von ihnen an Erschöpfung“.126

„In einem anderen Lager“, fügte ein entsetzter Betrachter hinzu, „erhalten Gefangene nur eine Mahlzeit am Tag; trotzdem erwartet man von ihnen,

ununterbrochen weiterzuarbeiten. An anderen Orten sind in letzter Zeit so viele von ihnen gestorben, daß der Friedhofsraum aufgebraucht war und ein neuer aufbereitet werden mußte“.127

Die französische Zeitschrift FIGARO enthüllte: „In gewissen Lagern für deutsche Kriegsgefangene . . . kann man lebendige Skelette sehen . . . und die Todesfälle von Unterernährung häufen sich. Wir haben erfahren, daß Gefangene brutal und systematisch verprügelt werden und daß einige von ihnen für die Minenentfernung ohne jegliche Schutzausrüstung benutzt worden sind, damit sie eher früher als später sterben“.128

„Fünfundzwanzig Prozent der Männer in unserem Lager starben in einem Monat“, wiederholte ein Sklave von Buglose.129
Die Versklavung deutscher Soldaten beschränkte sich nicht auf Frankreich. Obwohl unendlich besser ernährt und behandelt, wurden mehrere hunderttausend Kriegsgefangene in Großbritannien in wirkliche Sklaven verwandelt. Wie der Geschichtswissenschaftler Ralph Franklin Keeling zu jener Zeit schrieb:

Die Sklaven bringen der britischen Regierung jährlich $250, 000,000 ein. Die Regierung, die sich freiheraus „Eigentümer“ der Gefangenen nennt, vermietet die Männer zum geltenden Preis—normalerweise $15-$20 die Woche—an jeden Arbeitgeber, der Arbeitskräfte braucht. Sie bezahlt den Sklaven 10-20 Cents den Tag . . . und zusätzlich solche „Annehmlichkeiten“, die man ihnen in vormaligen Sklavenzeiten üblicherweise auch zugestand wie: Kleidung, Essen und Unterkunft.130

Als man die Gefangenen als Arbeitskräfte zum Projekt von Britanniens großer „Sieg in Europa“ Feier benutzte, sah sich ein englischer Bauführer veranlaßt, zu witzeln: „Ich schätze, daß die Jerrys sich darauf vorbereiten, ihren eigenen Untergang festlich zu begehen. Es scheint, daß man es wirklich etwas übertreibt“.131

Das Internationale Rote Kreuz protestierte vergeblich:

Die Vereinigten Staaten, Britain und Frankreich . . . verletzen dieselben Vereinbarungen des Internationalen Roten Kreuz, die sie 1929 in feierlicher Weise unterzeichnet hatten. Nach der Untersuchung im Hauptquartier in Genf wurde heute mitgeteilt, daß die Übergabe der von der amerikanischen Armee verhafteten Kriegsgefangenen—zum Zwecke der Zwangsarbeit—an

französische und britische Autoritäten, gemäß der Satzungen des Internationalen Roten Kreuzes, der höchsten Autorität in solchen Fragen, auf keinen Fall erlaubt ist.132

✠ ✠ ✠

In der Zwischenzeit gingen jene Deutschen, die nicht in die Sklaverei geschickt wurden, in amerikanischen Gefängnissen zugrunde. Landser, die nicht verhungerten oder von Krankheiten getötet wurden, starben oft an Durst, obwohl Ströme, oft nur wenige Meter von den Lagern entfernt, vorüberflossen. „Der Wassermangel war das Schlimmste von allem“, rief George Weiss sich ins Gedächtnis zurück, sich auf die Umzäunung beziehend, wo der Rhein gleich am Stacheldraht vorbeifloß. „Drei Tage lang hatten wir absolut kein Wasser. Wir tranken unseren eigenen Urin. Es schmeckte scheußlich, aber was konnten wir tun? Einige Männer beugten sich nach unten und leckten den Boden, um etwas Feuchtigkeit aufzunehmen. Ich war so schwach, daß ich nur noch knien konnte“.133

„Andere“, beobachtete der amerikanische Wächter Martin Brech, „versuchten in geistesgestörter oder selbstmörderischer Manier, ihren Durst zu stillen, indem sie am hellichten Tage durchs offene Feld in Richtung Rhein rannten. Dabei wurden sie einfach brutal abgeknallt“.134

Als ob ihre Notlage nicht schon schlimm genug gewesen wäre, wurden Gefangene von Zeit zu Zeit Zielscheiben betrunkener und sadistischer Wächter, die zum Zeitvertreib mit ihren Maschinengewehren ziellos in den Lagern umherschossen.135

„Ich glaube . . . “, fuhr Private Brech fort, „daß diese Soldaten, die keine Gelegenheit hatten, in Gefechte verwickelt zu werden, beweisen wollten, wie hartgesotten sie waren, indem sie ihren Unmut an den Gefangenen und Zivilisten ausließen“.

Ich begegnete einem Hauptmann auf einem Bergeshügel über dem Rhein, der mit seiner .45 Kaliber Pistole wahllos in eine Gruppe lokaler Frauen herabschoß. Als ich ihn fragte, „Warum?“, brummte er, „Zielschiessen“ und feuerte so lange weiter, bis das Magazin leer war . . . In dem Augenblick wurde mir klar, daß ich es hier mit kaltblütigen Mördern zu tun hatte, die vor moralisierendem Haß strotzten.136

Während Eisenhower seinen Leutnanten strengste Geheimhaltung ans Herz legte, fuhr er fort, dem Roten Kreuz und anderen Hilfsorganisationen den Zugang zu den Lagern zu verweigern. „Ike gab eine sensationelle Erklärung ab, daß . . . nun, da die Feindlichkeit vorüber sei, es das Gebot der Stunde sei, sich der öffentlichen Meinung, ob zurecht oder zu unrecht, anzupassen . . . “, hielt George Patton fest. „Nach dem Mittagessen wies er vertraulich auf die Notwendigkeit der Solidarität für den Fall hin, daß jemand von uns aufgefordert würde, vor einem Gremium des Kongresses zu erscheinen“.137 Um zu verhindern, daß die grausamen Einzelheiten zur Kenntnis der Außenwelt gelangten—und um das, was durchgesickert war, herunterzuspielen—wurden Gegengerüchte in Umlauf gebracht. Sie besagten, daß Gefangene, weit davon entfernt, schlecht behandelt oder gar getötet zu werden, versuchten, sich wegen des guten Essens und der Unterkunft wieder in die Lager hineinzuschmuggeln und daß die Lagerkommandeure der Vereinigten Staaten lediglich solche aus den Lagern vorher entlassene Deutsche zurückwiesen.138

In den amerikanischen und französischen Todeslagern starben zusammengenommen wenigstens 800,000 deutsche Gefangene. „Höchstwahrscheinlich“, schrieb später ein Sachverständiger, kommt die Zahl von einer Million der Wirklichkeit näher. Und so starben zehnmal mehr Landser im „Frieden“, als während der gesamten Dauer des Krieges an der Westfront getötet wurden.139

Im Unterschied zu ihren demokratischen Gegenstücken versuchte die Sowjetunion kaum, das Schicksal der sich in ihren Händen befindenden deutschen Gefangenen zu verschleiern. Zu Hunderttausenden in den Wäldern und Bergwerken Sibiriens schuftend, waren die Gefangenen schlicht und einfach Sklaven, und man war nicht bestrebt, die Tatsachen zu beschönigen. Was die versklavten deutschen Männer und Frauen anging, waren ihre Chancen, die sowjetischen Gulags zu überleben, sogar noch geringer, als aus den französischen oder amerikanischen Todeslagern auszubrechen und eine Reise nach Sibirien bedeutete soviel wie die Todesstrafe. Das ihnen zugestandene kärgliche Essen diente dazu, ihre Stärke zum Arbeiten zu gewährleisten, um auch noch den letzten Tropfen ihrer Energie aus ihnen herausquetschen zu können.

Und so waren die sich im zerstückelten und reduzierten Reich aufhaltenden alten Männer, Frauen und Kinder—mit der einst mächtigen, nun aber

entwaffneten und versklavten Wehrmacht und mit ihren entweder toten oder in bevorstehenden Verhandlungen als Kriegsverbrecher beschuldigten Regierungsmitgliedern—den Siegern völlig ausgeliefert. Unglücklicherweise war Gnade, diesen Überlebenden gegenüber, wie nie zuvor in der Weltgeschichte, zur größten Mangelware geworden.

9 Ein Krieg Ohne Ende

W

as das deutsche Volk in mehr als zwei Jahrtausenden geschaffen hatte, wurde von seinen Feinden in nur sechs Jahren völlig zerstört. Als das Kämpfen am 8. Mai 1945 offiziell aufhörte, lag das große Deutsche Reich, Titan einer der modernsten Industrien der Welt, fast hoffnungslos zerstört in Ruinen. Deutschland ähnelte—wie es einem sich über die Trümmer treiben lassenden amerikanischer Reporter vorkam—nichts anderem mehr, als einer „Mondoberfläche".1 Omar Bradley stimmte dem zu. Nachdem er mit eigenen Augen das angeschwärzte rauchende Wrack gesehen hatte, versicherte der General der Vereinigten Staaten seinen Mitbürgern, „ich kann ihnen versichern, daß Deutschland restlos und komplett zerstört worden ist".2

Was Leonard Mosley in Hannover vorfand, versinnbildlichte den Zustand, in dem sich alle deutschen Nachkriegsstädte befanden. Hannover, schrieb der britische Reporter, war die „finsterste und trostloseste Stadt, die ich je gesehen hatte".

Selbst hier, acht Kilometer entfernt von der Stadt, war die Verwüstung himmelschreiend . . . Hannover sah einer Wunde in der Erde ähnlicher als einer Stadt. Als wir näherkamen, hielt ich nach Erkennungspunkten Ausschau, aber die durch die Bombardierungen verursachte Verunstaltung schien überwältigend. Ich konnte nichts mehr erkennen; ganze Straßenzüge waren verschwunden und Plätze und Gärten und Bäche mit ihnen und alles war von Backsteinhaufen und jeder Menge von Steinen und Mörtel bedeckt . . . Die Stadt war eine gigantische offene Wunde.3

Schockiert und überrascht zugleich, wurden sich nicht nur Mosley und die siegreichen Armeen, sondern auch die Überlebenden der Tatsache bewußt, daß es unter den anscheinend sterilen Trümmerhaufen noch Leben gab. Wie Höhlenbewohner aus der Steinzeit, schliefen, aßen, flüsterten, litten, weinten und starben Männer, Frauen und Kinder unter gezacktem Beton,

zerbrochenen Rohren und verdrehtem Metall. Wie ein Sieger, der sich Berlin besah, es ausdrückte:

Eine neue Troglodyten Rasse war entstanden, deren merkwürdige Mitglieder in regelmäßigen Abständen—man wunderte sich von woher— zwischen dem Unkraut, das zu unseren Füssen üppig aus den Trümmern hervorwucherte, zur Oberfläche gelangten . . . Weil sie sich allmählich daran gewöhnt hatten, stumpften nach einer gewissen Zeit die zum Ruinenleben Verurteilten völlig ab; dies wurde mehr und mehr offensichtlich und zeigte sich besonders an den Kindern, von denen viele schon zu einarmigen kleinen Kriegsbeschädigten geworden waren, einäugig oder mit nur einem Bein, und das im Alter von sieben, zehn oder zwölf Jahren. Sie ertrugen ihre Versehrtheit in bewundernswerter Fassung, aber alterten schnell dabei. Es blieb ihnen ja nichts anderes übrig, wenn sie überleben wollten.4

Ein anderes schreckenerregendes Merkmal vollkommen zerstörter Städte war der ekelerregende Gestank, der wie ein Leichentuch über allem hing. „Überall“, erinnerte sich ein Zeuge, „erinnerte der Fäulnisgeruch verwesenden Fleisches die Lebenden daran, daß sich noch Tausende von Körpern unter dem Schutt der aus Leichen bestehenden Scheiterhaufen befanden“.5

„Ich habe es oft als: ‚ein süßlicher Geruch‘ beschrieben gesehen— aber ich finde das Wort ‚süßlich‘ ungenau und unangemessen“, kritzelte eine Frau aus Berlin in ihr Tagebuch. „Es kommt mir nicht wie ein Geruch vor, sondern viel mehr wie etwas Solides, etwas Fühlbares, wie etwas, das man nicht einatmen kann. Es verschlägt einem den Atem und schreckt einen ab, stößt einen zurück, wie mit Fäusten“.6

Die Briten schätzten—gemäß ihrer eigenen Bombenopferzahlen— daß sie 300,000 bis 600,000 deutsche Zivilisten getötet hätten. Daß einige die Bombardierung von Dresden untersuchenden Quellen zu dem Ergebnis gelangten, daß die Totenzahl dort allein schon wenigstens 300,000 bis 400,000 betrug, legt nahe, daß die unsinnigen britischen Angaben vielleicht beabsichtigterweise so niedrig gehalten wurden.7 Wie hoch die akkurate Todeszahl auch gewesen sein mag, so steht doch fest, daß nur wenige deutsche Familien den Krieg unbehelligt überlebt hatten. Diejenigen, die nicht wenigstens ihren Vater oder Bruder, ihre Schwester oder Mutter—oder alle zugleich—verloren hatten, waren die Ausnahmen, die die Regel

bestätigten. In vielen Städten und Dörfern übertraf die Zahl der Getöteten buchstäblich die Zahl derjenigen, die noch am Leben waren. Für einige waren die dem endgültigen Zusammenbruch folgenden Stunden und Tage einfach zu viel. Nicht bereit, das Leben in einer Welt von Tod, Elend und fremdländischem Chaos fortzusetzen, entschieden sich Tausende für den letzten Schritt. Die einst reiche Lali Horstmann beschrieb eine Szene, die sich in ganz Deutschland immer und immer wieder so abspielte:

Wilhelm, unser Gärtner und Jäger, hatte Selbstmord begangen, indem er sich an einem Baum im Wald erhängte, nachdem er zuerst die Pulsadern seiner Frau und seines dreijährigen Sohnes durchschnitten hatte, weil er es ablehnte, sie in einer Welt von Zwist und Chaos zurückzulassen. Sie wurden rechtzeitig gefunden und wiederbelebt, während er selber schon erstarrt und kalt war. Trotz seines robusten Aussehens war Wilhelm doch ein feinfühliger Mann . . . Gestern hatten betrunkene Soldaten seine Bienenstöcke durcheinander gebracht, hatten seine Gläser mit Eingemachtem als Zielscheiben benutzt und das Ehepaar mit dem Kind aus dem Haus getrieben. Es war ihm unmöglich gewesen, den Streß dieser sich wiederholenden Szenen zu ertragen und er lag nun—von einem Tuch bedeckt—auf der Erde.8

„Tausende Körper baumeln in den umgrenzenden Wäldern von Berlin an den Bäumen und niemandem kommt es in den Sinn, sie abzuschneiden", stellte ein deutscher Pastor fest. „Tausende Leichen werden von der Oder bzw. Elbe ins Meer fortgeschwemmt - ohne daß man sich dessen gewahr wird".9

Der 8. Mai wurde in Deutschland zur „Stunde Null"—das Ende eines Alptraumes und der Beginn einer dunklen, ungewissen Zukunft. Die meisten stellten sich ohne Zweifel vor, daß, ungeachtet der kommenden schrecklichen Wochen und Monate, das Schlimmste schon hinter ihnen läge. Aber diese Leute irrten sich gewaltig. Denn das Schlimmste lag nicht hinter, sondern noch vor ihnen. Obwohl das Schießen und Bombenwerfen nun aufgehört hatte, ging der Krieg gegen Deutschland unvermindert weiter. Der zweite Weltkrieg war der katastrophalste und schrecklichste Krieg, aber was sich nach ihm abspielte, war, wie Time Magazine es später beschrieb, „der schrecklichste Frieden in der Geschichte".10

✠ ✠ ✠

Franklin Roosevelt ließ, obwohl von Seiten der Öffentlichkeit verschmäht

und in ein Schattendasein gezwängt, von dem Deutschland betreffenden Morgenthauplan nie ab. Der amerikanische Präsident hatte sich bis zu seinem Tod, was das besiegte Reich betrifft, insgeheim für die „karthagische" Vorgehensweise eingesetzt. Als Roosevelts Nachfolger, Harry Truman, sich mit Stalin und dem neuen britischen Premierminister, Clement Attlee, im Juli 1945 in Potsdam traf, blieb der größte Teil dieser Zähne zeigenden Maßnahmen an der Tagesordnung. Mit der Unterschrift der großen drei wurde der Plan dann in Kraft gesetzt.11

„Es ist nicht die Absicht der Alliierten", verkündete die gemeinsame Erklärung, „das deutsche Volk zu zerstören oder zu versklaven".12
Trotz solch feierlicher, die Mitwelt weichzumachender Erklärungen wurde es den Deutschen selbst mehr als klar, daß die Sieger nicht als friedliebende Befreier, wie es die Propagandisten auszudrücken pflegten, sondern als Eroberer so rachevoll, so rücksichtslos und so habgierig kamen, wie alle die, die je Kriege gewonnen hatten.
Die Plünderung Deutschlands von Seiten der Sowjetunion begann zuerst, als die Rote Armee im Jahre 1944 in Preußen eindrang. Bei Kriegsende nahm Stalins methodische Ausplünderung der sowjetischen Besatzungszone gewaltige Ausmaße an. Stahlwerke, Getreidemuehlen, Sägewerke, Zuckerfabriken, Ölraffinerien, Chemiefabriken, Werke für optische Instrumente, Schuhfabriken und andere Schwerindustrien wurden bis zu den letzten Schrauben und Bolzen auseinandergenommen und ostwärts in die Sowjetunion verschickt, wo sie wieder zusammengebaut wurden. Die einzigen Nutznießer solcher Fabriken, die in Deutschland verblieben und dort wieder in Betrieb genommen wurden, waren die Russen. Elektrische und Dampflokomotiven, rollendes Material und sogar die Eisenbahnschienen, auf denen sie sich fortbewegten, wurden in den Osten geschickt.13 Während die sowjetische Regierung massenhaft plünderte, ging der einfache rote Soldat sogar noch minuziöser vor. Eine Frau aus Schlesien schrieb:

Die Russen eigneten sich systematisch alles an, was für sie von Wert war, wie zum Beispiel Nähmaschinen, Klaviere, Flügel, Badewannen, Wasserbecken, Lichtanlagen, Betten, Matratzen, Teppiche usw. Alles, was sie nicht mitnehmen konnten, wurde zerstört. Oft standen LKWs, mit den wertvollsten Teppichen und Möbeln beladen, für Tage im Regen, bis alles vollständig vergammelt und ruiniert war . . .

Wenn man Heizmaterial brauchte, rodete man entweder ganze Wälder ab

oder riß Fensterrahmen und Türen aus den leeren Häusern heraus, zerkleinerte alles und machte Feuer damit. Die Russen und Polen benutzten sogar Treppen und Treppengeländer als Brennholz. Im Laufe der Zeit wurden selbst die Dächer von Häusern abgetragen und zum Heizen benutzt . . . Leere Häuser, offenstehend, ohne Fensterscheiben, von Unkraut überwachsen und dreckig, Ratten und Mäuse in verblüffender Menge, nicht abgeerntete Felder, einst fruchtbare und nun mit Unkraut überwachsene und brachliegende Felder. In keinem einzigen Dorf war eine Kuh, ein Pferd oder Schwein zu sehen . . . Die Russen hatten alles entweder in den Osten abtransportiert oder selber an Ort und Stelle geschlachtet.14

Wie es diese Frau klarstellte, wurde all das, was man nicht plündern konnte, zerstört. Wie Millionen anderer Flüchtlinge, kehrte Regina Shelton bei Kriegsende zu ihrem Haus zurück.

Wir waren von anderen, die Zeugen der russischen Gebäudebenutzung gewesen waren, gewarnt worden, ein totales Chaos zu erwarten und unsere hoffnungslose Entdeckungsreise völlig aufzugeben. So erwarten wir das Schlimmste, aber unsere Idee vom Schlimmsten hat uns nicht ausreichend auf die Realität vorbereitet. Vom Schock dem Zusammenbrechen nahe, mustern wir ein Schlachtfeld—Müllhaufen, aus denen demolierte Möbelteile wie Klippen herausragen; der Gestank würgt uns mit einer Kraft, die uns fast zum Rückzug zwingt. Zerfetzte Überreste von Kleidungsstücken, zerbrochenes Geschirr, Bücher, aus ihren Rahmen gerissene Bilder—Hausmüll in jedem Zimmer . . . Vor allen Dingen aber der vom größten und total versauten Wohnzimmer ausgehende ekelerregende Gestank! Verdorbene Inhalte triefen aus zersplitterten Einweckgläsern, Müll aus undefinierbarer Quelle ist mit unverwechselbaren menschlichen Exkrementen durchsetzt und getrocknete Urinflecken stinken aus zerknautschtem Papier und Klamotten. Wir waten mit Sorgfalt in den Entsorgungsplatz und stoßen nur auf einige nicht wiederzuerkennende Habseligkeiten . . . Die Kleiderschränke mit ihren aus den Angeln gehobenen Türen sind leer, ihr Inhalt geplündert oder mit Unrat vermengt.15

Die Amerikaner standen ihren kommunistischen Gegenstücken in fast nichts nach und was sie nicht mutwillig zerstörten, ließen sie als „Souvenirs“ mitgehen.

„Wir ‚befreiten‘ deutsches Eigentum“, zwinkerte ein GI. „Die Russen klauten

es einfach“.
Im Gegensatz zu ihrem primitiven sowjetischen Bündnispartner bestand in den Vereinigten Staaten kein Bedarf an deutschen Betrieben oder Fabriken. Trotzdem waren es die Amerikaner, wie Ralph Franklin Keeling klarstellt, die mit größtem Eifer jede Chance der Wiedergesundung des Reiches zerstörten. Der Historiker fährt fort:

Obwohl Amerika mehr Eifer zur Schau stellte, als es in jeder anderen Zone der Fall war, deutsche Werke zu demontieren und in die Luft zu sprengen, war dennoch unser Motiv ganz verschieden von dem unserer Bündnispartner. Rußland ist darauf versessen, sich soviel Kriegsbeute von Deutschland wie möglich einzuverleiben und im selben Atemzug reichlich für Rußland produzieren zu lassen, um seinen Fünfjahresplan zu verwirklichen und letztendlich das Reich als Teil der Sowjetunion zu absorbieren. Frankreich ist heißhungrig auf Kriegsbeute und seit Menschengedenken darauf erpicht, Deutschland für immer zu zerstören und danach soviel wie möglich von seinem Gebiet zu annektieren. Britain hat sich die umfangreiche Kriegsbeute in bester Weise zunutze gemacht und will sich Deutschlands als Handelsrivalen entledigen, während ihr eigener britischer Warenmarkt unangetastet bleibt. Die Vereinigten Staaten haben keine Verwendung für Fabriken und deren Ausrüstung als Kriegsbeute . . . aber möchten die deutsche Konkurrenz im Welthandel lahmlegen. Wir sind bereit, dem deutschen Volk zu erlauben, auf ihrem Stück Land zu existieren, falls ihnen das gelingt, aber wir sind auch entschlossen, sie im Außenhandel nie wieder maßgeblich aktiv werden zu lassen.16

Obwohl die Vereinigten Staaten, was Betriebe und Fabriken betraf, kein Interesse zeigten, so verschmähten sie doch keinesfalls die Schätze des Reiches. Sowohl Milliarden von Dollar in Gold, Silber und Banknoten als auch unschätzbare Bilder, Skulpturen und andere Kunstwerke wurden ihren Verstecken in Höhlen, Tunneln und Salzbergwerken entrissen und über den Atlantik verschifft. Zusätzlich—und in weitaus größerem Maße die deutsche Zukunft schädigend—war die „geistige Demontage“ des Reiches. Tonnen geheimer Dokumente, die vom außerordentlich organisatorischen Talent Deutschlands in Wirtschaft und Industrie zeugten, wurden einfach entwendet, und das nicht nur von den Amerikanern, sondern auch von den Franzosen, Engländern und dem britischen Commonwealth. Hunderte der besten Wissenschaftler der Erde wurden gleichermaßen von den Siegern „genötigt“,

zu emigrieren. Wie eine Geschäftsstelle der amerikanischen Regierung zurückhaltend zugab, hatten die Eroberer zum ersten Mal in der Geschichte mit „Operation Paper-Clip“ versucht, die erfinderische Kraft einer ganzen Nation auszubluten.17

„Die wahre Bereicherung, was die Kriegsentschädigungen angeht“, fügte Life magazine, sich auf diesen Krieg beziehend, hinzu, bestand nicht aus Fabriken, Gold und Kunstwerken, sondern „aus deutschen Gehirnen und deutschen Forschungsresultaten“.18

✠ ✠ ✠

Während die Sowjetunion bezüglich der deutschen Wissenschaftler und Techniker den Kürzeren zog, denn die meisten waren vernünftigerweise in den Westen geflohen und hatten sich dort ergeben, mangelte es Rußland nicht an Sklavenarbeitern. Zu den Millionen der einheimisch Andersdenkenden, zu den zurückgeführten Flüchtlingen und den in den Gulags schuftenden Gefangenen der Wehrmacht, gesellten sich Millionen deutscher Zivilisten, die dem Reich entrissen worden waren. Jenen, die dazu auserkoren waren, jahrelang in Sklaverei zu verbringen, wurden üblicherweise nur einige Minuten zugestanden, abmarschbereit zu sein. Plötzlich erschienen Plakate in Großstädten, Kleinstädten und Dörfern, die bekanntgaben, daß alle körperlich gesunden Männer und Frauen sich an ihrem jeweiligen lokalen Platz zu einer bestimmten Zeit zu versammeln, oder mit Verhaftung und Hinrichtung zu rechnen hätten.

„Die Schreie Ausstoßenden, Wehklagenden und Heulenden diese Platzes werden mich für den Rest meines Lebens verfolgen“, erinnerte sich eine entsetzte Frau.

Die Frauen wurden gnadenlos in Viererreihen zusammengetrieben. Mütter mußten ihre winzig kleinen Kinder zurücklassen. Ich dankte Gott aus ganzem Herzen, daß er meinen Jungen kurz nach seiner Geburt in Berlin hatte sterben lassen . . . Die . . . armseligen Opfer wurden mit dem Knall russischer Peitschen in Bewegung gesetzt. Es war neblig und feucht und ein Nieselregen fegte in unsere Gesichter. Die Straßen waren vereist und rutschig; an vielen Stellen wateten wir durch eisiges, bis zu den Enkeln reichendes Wasser. Binnen Kurzem brach eine Frau zusammen und, nicht in der Lage, sich selbst wieder aufzurappeln, blieb sie einfach dort liegen.

So gingen wir weiter, Kilometer auf Kilometer. Ich hatte nie geglaubt, daß es möglich wäre, so weit zu Fuß zu gehen, aber ich war so gleichgültig, daß ich kaum denken konnte. Gewohnheitsmäßig setzte ich einfach einen Fuß vor den anderen . . . Nur selten gab es Wortwechsel. Jede meiner leidenden Mitgeschöpfe litten selbst genug und viele hatten vom vielen Weinen geschwollene und entzündete Augen.19

Für die zu Fuß in den Osten Gezwungenen wurde der Treck zu etwas nicht viel Besserem als zu einem Todesmarsch. Tausende fielen vor Hunger, Durst, Krankheit und Mißhandlungen tot um, wo sie gerade waren. „Es nahm all unsere noch verbleibende Kraft in Anspruch, um mitten in der extrem langsam voranschreitenden und nach Osten getriebenen Herde mitzuhalten“, sagte Wolfgang Kasak. „Wir hörten immer wieder MGs, sobald ein Nachzügler erschossen wurde . . . Ich werde niemals vergessen . . . wie ein 15 jähriger Junge direkt vor meinen Augen erschossen wurde. Er war einfach nicht mehr fähig, weiterzulaufen, woraufhin ein russischer Soldat aufs Geratewohl auf ihn losschoß. Der Junge war noch am Leben, als ein Offizier herbeikam und ihm mit seiner Waffe ins Ohr schoß“.20

„Ein junges Mädchen sprang von einer Brücke ins Wasser, die Wächter schossen wild auf sie, und ich sah, wie sie sank“, erinnerte sich Anna Schwartz. „Ein junger Mann, der herzkrank war, sprang in die Weichsel. Auch er wurde erschossen. Am vierten Tag konnten wir uns kaum noch bewegen. Der Durst war zu solch einer Folter geworden und wir waren so müde. Vom vielen Laufen waren offene Wunden an ihren Füßen weitverbreitet“.21

Jenen, die mit dem Zug nach Sibirien verschleppt wurden, erging es sogar noch schlimmer. Wie ein Sklave berichtet:

120 Leute wurden in jeden Wagen gepfercht, Männer und Frauen getrennt . . . Die Waggons strotzten von oben bis unten vor Dreck und es gab nicht einen einzigen Halm Stroh. Als schließlich der Letzte mit Hilfe von Gewehrkolbenschlägen hineingetrieben war, standen wir zusammengepackt wie Sardinen da . . . Während des Einladens behandelten uns die Russen wie Vieh, und viele Leute drehten durch. Ein Eimer mit Wasser und Brotkrumen, die man uns auf einem dreckigen Zelttuch verabreichte, war unsere tägliche Mahlzeit. Am schlimmsten waren die Nächte. Das ewige Stehen hatte unsere Beine geschwächt und wir lehnten gegeneinander . . . Die Fahrt dauerte 28

Tage. Jedesmal, wenn der Zug, meistens in der Nacht, anhielt, ließ man uns nicht in Ruhe. Wächter kamen zu den Waggons und behämmerten sie von allen Seiten. Wir konnten nicht verstehen, warum das gemacht wurde. Aber es wiederholte sich fast jede Nacht. 10–15 Männer waren schon während der ersten acht Tage gestorben. Unter Bewachung und nackt ließ man uns die Leichen heraustragen und wie Holz wurden sie am Ende des Zuges in leere Wagen aufgestapelt. Jeden Tag starben mehr und mehr.

Unser Zustand verschlimmerte sich, weil es einige Polen und Litauer in den Waggons gab . . . Sie stellten sich vor . . . daß sie mehr Rechte als wir hätten und verschafften sich Raum für sich selbst, indem sie sich auf schwache Personen legten; sie scherten sich nicht in Geringsten darum, daß diese aufschrien, weil das Gewicht sie zu ersticken drohte. Als das Essen kam, erstürmten sie es und ließen fast nichts für uns Deutsche übrig. Während dieser Todesreise gingen wir langsam zugrunde.

Der Durst war schlimmer als der Hunger. Die eisernen Beschläge der Waggons waren von Dunst und Atem benetzt. Die meisten kratzten dies mit ihren schmutzigen Fingern zusammen und schlürften es auf; daher wurden viele krank. Tag für Tag erhöhten sich die Sterbefälle und die Zahl der Leichenwagen am Ende des Zuges nahm zu.22

Als die Züge endlich ihre Bestimmungsorte erreicht hatten, gab es bei weitem mehr Raum in jedem Waggon, weil fast ein Drittel oder sogar die Hälfte aller Gefangenen während der Überfahrt gestorben waren. Der oben erwähnte Zeuge fährt fort:

Der Rest von uns armen Burschen sah wie ein wandelnder Leichenhaufen aus. Nachdem wir aus dem Zug herausgetaumelt waren, mußten wir vor ihm paradieren . . . Wir strotzten vor Schmutz und Dreck von Kopf bis Fuß und sahen schrecklich aus. In dieser taumelnden oder vielmehr kriechenden Weise führten uns die Russen durch die Straßen des Urals. Die russische Bevölkerung stand mit entsetzten Gesichtern an den Straßenrändern und beobachtete die Prozession all dieser elenden Menschen. Solche, die nicht weiterlaufen konnten, wurden, Schritt für Schritt, weitergetrieben, indem man sie mit Gewehrkolben bearbeitete.

Wir hielten nun vor einem Sauna Bad an. Dies war für die meisten von uns verhängnisvoll. Denn alle waren am Verdursten und eilten zu den Becken,

die mit schmutzigem Wasser gefüllt waren. Und jeder trank, bis er voll war. Dies verursachte sofort die schreckliche Ruhr . . . Als wir schließlich in den Lagern ankamen, hatten schon mehr als die Hälfte von uns armen Kerlen Typhus.23

„Nun fing das Sterben erst richtig an . . . “, entsann sich Anna Schwartz.

Unser Lager . . . war ein großes Stück Land mit einem 2 Meter hohen Stacheldrahtzaun. Innerhalb des Zaunes, in zwei Meter Entfernung, gab es einen anderen kleineren Stacheldtrahtzaun, und es war uns nicht erlaubt, ihm nahezukommen. An jeder Ecke außerhalb des Zauns befand sich ein Geschützturm des Wachdienstes, der Tag und Nacht mit Garden besetzt war. Außerhalb gab es einen Suchscheinwerfer, der während der Nacht das gesamte Lager ausleuchtete . . . Die Hütten, in denen wir einquartiert waren, strotzten vor Unrat und Ungeziefer, Käferschwärme bestürmten uns und wir vernichteten von diesem Ungeziefer soviel, wie es uns möglich war. Wir lagen so nahe auf Brettern zusammen, daß, falls wir uns umdrehen wollten, wir unsere Nachbarn zu beiden Seiten aufwecken mußten, um uns dann alle zusammen gleichzeitig nach rechts oder links umzudrehen. Die kranken Leute, stöhnend und im Fieberwahn, lagen mit uns zusammen . . .

Typhus und Ruhr wütete und sehr viele starben, aber das Sterben war für sie eher eine Erlösung als ein Schrecken. Die Toten wurden in einen Keller gebracht und als er bis obenhin voll war, wurde er entleert. In der Zwischenzeit hatten sich die Ratten von den Leichen ernährt und so verrotteten sie schnell . . . Auch Wölfe befriedigten ihren Hunger . . .

Nach drei Wochen kamen Ärzte, um uns zu untersuchen. Wir gingen, Hütte für Hütte, zum Krankenhaus, das sich außerhalb des Lagers befand und mußten uns nackt ausziehen; dann gingen wir, einer nach dem anderen, in das sogenannte Behandlungszimmer. Als wir die Tür öffneten, sahen wir, daß der ganze Raum voll von Offizieren war; das bestürzte uns und verursachte Tränen, aber es half nichts, wir mußten nackt hineingehen . . . Sie lachten über unser Erröten und auch über unsere Person, die dadurch, daß wir so dünn geworden waren, entstellt aussah. Einige Offiziere kniffen unsere Arme und Beine, um die Festigkeit des Fleisches zu testen. Dies wiederholte sich alle drei Monate.24

Während Anna‘s Lagerinsassen an einer Eisenbahnstrecke arbeiteten und

tagein tagaus, „wie eine Herde von Zugtieren“, angetrieben wurden, und während andere sich auf Feldern, in Fabriken, Torfsümpfen und Holzfällerlagern abrackerten, wurden Tausende andere zur Arbeit in die Bergwerke verbannt. Ilse Lau schrieb:

Es ist ein eigenartiges Gefühl, plötzlich 120 Meter unter der Erde zu sein. Alles um uns herum war dunkel und es gab nur eine den Aufzug beleuchtende elektrische Glühbirne. Wir zündeten unsere Grubenlichter an und begannen zu arbeiten . . . Auf dem Boden des Bergwerkstollens gab es überall Wasser. Sobald wir unachtsam über die Gleise, auf denen die Kohlenwagen vorwärts geschoben wurden, gingen, steckten wir bis zu den Knien im Wasser . . . Manchmal mußten wir bis zu 16 Stunden unten in der Zeche bleiben. Als wir dann endlich unter Aufgebot all unserer Kräfte die Arbeit beendet hatten, erlaubte man es uns nicht, im Aufzug nach oben zu fahren, sondern zwang uns, auf Leitern die 138 Meter hochzuklettern. Oft waren wir der Verzweiflung nahe. Es war uns nie möglich, genug zu schlafen und wir waren immer hungrig.25

„Jeden Tag...starben im Kohlezechenlager etwa 15–25“, fügte eine Sklavenkameradin, Gertrude Schulz, hinzu. „Mitternachts wurden die nackten Leichen auf Baren in den Wald gebracht und in Massengräber geworfen . . . sonntags waren unsere Arbeitsstunden etwas kürzer und endeten um 5 Uhr nachmittags. Dann versammelten sich Katholiken und Protestanten . . . zum Gottesdienst. Oft kam ein Kommissar hinzu und brüllte: ‚Das wird euch auch nichts helfen‘ “.26

So wie oft der Glaube an den Allmächtigen die dünne Trennlinie darstellte, die jene, die lebten, von denen, die starben, schied, so konnten einem auch einfache Beweise von Güte Mut geben und sogar, in einer anderweitig niederschmetternden Dunkelheit, zu Hoffnungsschimmern werden. Als Wolfgang Kasak und seine Kameraden vor Durst zu sterben drohten, erschien eine russische Frau mit Eimern von Wasser.

„Die Wächter jagten die Frau weg“, sagte Kasak. „Aber sie hörte nicht auf, Wasser zu den Stellen zu bringen, Eimer nach Eimer, wo keine Russen Wache hielten. Mir ist jetzt klar, daß russische Soldaten ein Auge zudrückten und sich viel Zeit nahmen, ihrem Befehl nachzukommen, der es der Frau untersagte, uns etwas Trinkwasser zu geben“.27

Siegfried Losch, der Bursche, der schon ein Rekrut, ein Soldat, ein Veteran, ein Deserteur, ein Gefangener und Sklave vor Erreichung seines achtzehnten Lebensjahres gewesen war, war an einem Sonntag bei der Arbeit, als sich eine alte Großmutter ihm näherte.

Ihre Kleidung ließ erkennen, daß sie sehr arm war. Nach ihrer Gangart zu urteilen . . . litt sie an Osteosklerose. Ihre Gestalt ähnelte mehr als alles andere der Hexe in Hänsel und Gretel. Aber ihr Gesicht war anders . . . Das Gesicht drückte . . . eine Wärme aus, die nur von einer Mutter, die viel gelitten hat, ausgehen kann. Hier war das wahre Beispiel des Mütterchen Rußlands verkörpert: eine Frau, die unter dem sowjetischen System, dem Krieg, dem möglichen Verlust eines oder mehrerer ihrer Lieben gelitten hatte . . . Sie ging wahrscheinlich zu ihrer Kirche. Als sie näherkam, hielt sie inne und gab mir etwas Kleingeld . . . dann, mit Tränen in den Augen, bekreuzigte sie mich und ging weiter. Ich sagte „spasiba“ und arbeitete weiter. Aber wurde für den Rest des Tages eine andere Person, weil es jemanden gab, der sich sorgte, weil irgend etwas in ihrer Seele ihr erlaubt hatte, sich an mich zu wenden.28

Wie kostbar solche Wunder auch gewesen sein mögen, so waren sie doch nichts anderes als Erinnerungen an eine grausame Welt, die nicht mehr war. „Wir hatten ewig Hunger . . . “, rief sich Erich Gerhardt ins Gedächtnis zurück.

Die Behandlung durch russische Wächter war fast immer schlecht. Wir waren einfach nur wandelnde Skelette . . . Vom ersten bis zum letzten Lebenstag gab es nichts als ein unaufhörliches Leiden, ein Sterben und einen Jammer. Die russischen Wachen schubsten die schwächsten Leute gnadenlos mit ihren Gewehrkolben nach vorn, obwohl sie kaum noch dazu in der Lage waren, sich zu bewegen. Während die Wärter ihre Gewehrkolben benutzten, gebrauchten sie die Worte: „Du fauler Lump“. Ich war schon so schwach, daß ich mir wünschte, von ihren Schlägen an Ort und Stelle getötet zu werden.29

„Wir waren immer hungrig und kalt und mit Ungeziefer bedeckt . . . “, hallte es von einem versklavten Kameraden wider. „Ich pflegte, Gott zu bitten, mir zu erlauben, in meinem Heimatland sterben zu dürfen.“30

So grausam es auch war, wären seine Gebete erhört worden und wäre es ihm

vergönnt gewesen, nach Deutschland zurückzukehren, wäre er aller Wahrscheinlichkeit nach in seiner Heimat gestorben . . . und eher als er es sich erträumt hätte. War es doch diesen sterbenselenden und von der Heimat träumenden Gefangenen versagt, zu wissen, daß die Situation im ehemaligen Reich wenig anders, wenn überhaupt, als in Sibirien war. Tatsächlich war das „Leben“ in der besiegten Nation in vielen Fällen sogar noch weitaus schlimmer.

✠ ✠ ✠

Weil Deutschlands gesamte Infrastruktur zunichte gemacht worden war, wurde es zu einer Gewißheit, daß Tausende an Hunger sterben würden, solange Straßen, Schienenwege, Kanäle und Brücken nicht wieder instand gesetzt würden. Selbst als ein Großteil der Schäden repariert worden war, garantierte das absichtliche Vorenthalten von Nahrungsmittellieferungen nach Deutschland, daß zusätzliche Hunderttausende dazu verdammt waren, einen langsamen Hungertod zu sterben. Harry Truman und Clement Attlee setzten die Politik ihrer Vorgänger fort, indem sie dem Geist von Jalta und Morgenthau erlaubten, den Gang der Dinge im Nachkriegsdeutschland zu diktieren.

Es sollten keine Maßnahmen getroffen werden, schrieb die Regierung der Vereinigten Staaten an General Eisenhower, „eine ökonomische Rehabilitierung Deutschlands oder einen Plan, die deutsche ökonomische Stärke aufrechtzuerhalten“, in Erwägung zu ziehen. Nicht nur die Einfuhr von Nahrungsmitteln aus dem Ausland sollte verhindert werden, sondern es sollte den Truppen auch untersagt werden, den Hungernden Versorgungsgüter weder zu „geben, zu verkaufen oder einzutauschen“. Zusätzlich würde Deutschland, durch die schon äußerst beschnittene Fähigkeit, sich selbst ernähren zu können, und durch das Vorenthalten von Getreidesamen, von Düngemitteln, Benzin und Öl und von Ersatzteilen für Landmaschinen, drastisch aufgeschmissen sein. Wegen der erzwungenen Hungersnot wurde geschätzt, daß in Kürze dreißig Millionen Deutsche sterben würden.31 Selbst vor der Kapitulation schon am Hungertuch nagend, kämpften nun jene Deutschen, die den Krieg überlebt hatten, darum, den Frieden zu überleben.

„Ich schleppte mich auf wunden Füssen und schlapp vor Hunger nach Hause . . . “, kritzelte eine Berlinerin in ihr Tagebuch. „Es fiel mir auf, daß mich jeder, dem ich auf meinem Heimweg begegnet war, aus eingesunkenen,

hungrigen Augen anblickte. Morgen werde ich wieder auf Nesselsuche gehen. Ich prüfe jedes grüne Fleckchen mit diesem Gedanken".32

„Die Nahrungssuche stellte alle früheren Sorgen in den Schatten", fügte Lali Horstmann hinzu. „Nur die unmittelbare Gegenwart zählte".33

Während die Stadtbewohner Unkraut aßen, waren die auf dem Land, denen das Essen weggenommen worden war, gezwungen, Wurzeln auszugraben, Beeren zu sammeln und Ähren auf den Feldern nachzulesen. „Man kann alte Männer, Frauen und Kinder beobachten", bemerkte ein Zeuge, „wie sie ein Körnchen nach dem anderen vom Boden auflesen, um es dann in einem Behälter, der nicht grösser als eine Tüte ist, die Frauen zum Einkaufen benutzen, nach Hause zu tragen".34

Die todbringenden Auswirkungen der Unterernährung wurden bald offensichtlich. Ein entsetzter Beobachter schrieb:

Sie sind bis auf die Knochen abgemagert. Ihre Kleidung hängt ohne Halt an ihren Körpern, die unteren Extremitäten sind wie die Knochen eines Skeletts, ihre Hände zittern ohnmächtig, die Armmuskeln sind verkümmert, die Haut liegt in Falten und ist ohne Elastizität, die Gelenke stehen hervor, als ob sie gebrochen wären. Das Gewicht der Frauen mit normaler Körpergröße und normalem Körperbau ist weniger als 110 Pfund. Frauen in gebärfähigem Alter wiegen oft nicht mehr als 65 Pfund.35

„Wir hungerten jetzt wirklich . . . ", sagte Ilse McKee. „Meistens waren wir zu schwach, etwas zu tun. Selbst das Schlangestehen für das bißchen Essen, das manchmal ausgeteilt wurde, war uns zu viel".36

Viele der ihre Anordnungen mißachtenden Soldaten, steckten Kindern heimlich Schokolade zu oder übersahen es absichtlich, wenn die Älteren Brot entwendeten. Andere waren entschlossen, Anweisungen unerbittlich Folge zu leisten. „Es war nichts Ungewöhnliches", erinnerte sich ein GI, „nach etwas Eßbarem suchende deutsche Frauen bis zu ihren Ellbogen in unseren Abfalleimern zu sehen—für den Fall, daß sie nicht vorher weggescheucht worden waren."37 Um verhungernde Deutsche daran zu hindern, in amerikanischen Überresten herumzugraben, fügten die Armeechefs diesem Schweinefraß Seife hinzu. Den sich drängelnden Kindern Brotkrumen oder aufgebrauchtes Kaugummi zuzuwerfen, war eine andere Freizeitbeschäftigung, die einige Soldaten amüsierte.38

Für viele Opfer, besonders die Alten und Jungen, erwies sich selbst betteln und stehlen zu anstrengend und Tausende versanken allmählich in eine letzte, dem Tod vorangehende und in ihn mündende Gleichgültigkeit.

„Die meisten Kinder unter 10 und Leute über 60 können den kommenden Winter nicht überleben", gab ein Amerikaner im Oktober 1945 zu.39

„Die Zahl der totgeborenen Kinder nähert sich der Zahl jener, die lebendig geboren werden und eine wachsende Zahl von ihnen sterben schon nach ein paar Tagen", fügte ein anderer diese Tragödie beschreibende Zeuge hinzu. „Selbst wenn sie mit normalem Gewicht in diese Welt kommen, fangen sie sofort an, Gewicht zu verlieren und sterben kurz danach. Sehr oft gelingt es den Müttern nicht, denn bei der Geburt entstehenden Blutverlust zu verkraften und sie sterben. Die Kindersterblichkeit hat eine schreckenerregende Höhe von 90% erreicht".40

„Millionen dieser Kinder müssen sterben, solange es nicht genug zu essen gibt" war von einem in Deutschland reisenden amerikanischen Geistlichen zu hören. „In einer Kinderklinik in Frankfurt werden 25 von 100 Kindern getrennt. Diese werden gefüttert und damit am Leben erhalten. Es ist besser, 25 zu füttern und am Leben zu erhalten und die anderen 75 sterben zu lassen, als 100 kurzzeitig zu füttern und dann alle danach verhungern zu lassen".41

Ein Korrespondent der Chicago Daily News berichtet aus Wiesbaden:

Ich saß mit einer Mutter zusammen und beobachtete, wie ihre achtjährige Tochter mit einer Puppe und einem Puppenwagen spielte, ihren einzigen Spielsachen, . . . ihre Beine waren winzig, mit vorspringenden Gelenken. Ihre Arme waren fleischlos. Ihre Haut straff über den Knochen, die Augen dunkel, tiefliegend und müde.

„Sie sieht nicht gut aus", sagte ich.
„Sechs Kriegsjahre", erwiderte die Mutter, in jener ruhigen und hier nun so oft anzutreffenden tonlosen Weise. „Sie hat kein Glück gehabt. Keines der Kinder hatte Glück. Ihre Zähne sind nicht gut. Sie wird so leicht krank. Sie lacht und spielt—ja; aber wird so schnell müde. Sie hat nie erfahren"— und die Augen der Mutter füllten sich mit Tränen—„was es bedeutet, nicht hungrig zu sein".
„War es so schlimm während des Krieges?", fragte ich.
„Nicht so schlimm wie jetzt", erwiderte sie „aber überhaupt nicht gut. Und

jetzt wird mir gesagt, daß die Brotration sich verringert. Was sollen wir denn tun; jeder von uns? Sechs Jahre lang litten wir. Wir lieben unser Land. Mein Mann wurde getötet—sein zweiter Krieg. Mein ältester Sohn ist ein Gefangener irgendwo in Frankreich. Mein anderer Junge verlor ein Bein . . . Und nun . . . "
Jetzt fing sie zu weinen an. Ich gab diesem kleinen Mädel eine Hershey Bar und sie weinte—reines Glück—als sie sie hielt. Während ich mich selber durchaus nicht vergnügt fühlte.42

Als eine ganze Reihe von Berichten dieser Art in der amerikanischen und britischen Öffentlichkeit durchzusickern begannen, waren viele über das in ihrem Namen begangene und geheimgehaltene Massaker schockiert, entsetzt und empört. Schon dadurch in Schwierigkeiten gebracht, daß das Außenministerium der Vereinigten Staaten versucht hatte, einem offiziellen Bericht über die Zustände in Deutschland und einer genauen Prüfung durch die Öffentlichkeit entgegenzuwirken, war Senator James Eastland von Mississippi, gezwungen, zuzugeben:

Um unserem Volk das wahre Bild der Zustände in Europa zu verbergen, scheint es eine Verschwörung von Schweigen zu geben und die Absicht—was die Zustände und die den Kontinent betreffenden Informationen und unsere Politik in Bezug auf das deutsche Volk angeht—uns darüber im Dunkel zu lassen. Sind uns die wahren Sachverhalte verborgen geblieben, weil unsere Strategien so grausam sind, daß die amerikanische Öffentlichkeit sie gesamtheitlich nicht gutheißen würde?

Was ist es, das wir zu verbergen hätten, Herr Präsident? Warum sollten diese Fakten der amerikanischen Öffentlichkeit vorenthalten werden? Es kann keinen berechtigten Grund für diese Geheimhaltung geben. Verfolgen wir hier nicht eine Politik rachsüchtigen Hasses, eine Politik, die vom amerikanischen Volk als Ganzem nicht unterstützt werden würde, wenn sie sich von den wirklichen Zuständen überzeugten?43

„Ja", antwortete ein Kollege, Senator Homer Capehart von Indiana:

Die Tatsache kann nicht länger verschwiegen werden, nämlich die, daß es eine wohlüberlegte Politik eines geheimen und verschwörerischen Klüngels innerhalb der Strategie planenden Kreise dieser Regierung gibt, eine nun zu ihrem bitterem Elend reduzierte Nation auszusaugen und

vierzuteilen. Während dieses Prozesses ist jene von sadistischen und fanatischem Haß beseelte Gruppe entschlossen, wie ein Hyänenrudel, das über die blutigen Eingeweide einer Leiche herfällt, die deutsche Nation und das deutsche Volk, komme was wolle, zu vernichten . . .

Die zynischen und barbarischen Verstöße . . . gegen . . . die Potsdamer Erklärung sowie gegen jegliches Gottes-und Menschengesetz, wurden absichtlich mit solch heimtückischer Durchtriebenheit und teuflischer Geschicklichkeit arrangiert, daß sich das amerikanische Volk selbst in einer internationalen Todesfalle verfing . . . Diese Administration hat mit Vorbedacht eine Politik des Massenverhungerns betrieben, ohne einen Unterschied zwischen den Unschuldigen und Hilflosen und den Schuldigen zu machen.44

Das mörderische Programm war—schrieb ein gleichermaßen empörter William Henry Chamberlain—„ein absolut sadistisches Verlangen, allen Deutschen, ungeachtet ihrer Verantwortung für Nazi Verbrechen, ein Maximum an Leid zufügen zu wollen“.45

Überraschenderweise war eine der gegen das verschwiegene Massaker gerichteten lautstärksten Stimmen die des jüdischen Journalisten Victor Gollancz. Es ging nicht darum, ob jemand „pro-germanisch“ oder „anti-sowjetisch“ war, argumentierte der Londoner Verleger, sondern darum, ob jemand „pro-Humanität“ war oder nicht:46

Es ist eine Tatsache . . . daß wir das deutsche Volk verhungern lassen . . . Andere, wir selbst eingeschlossen, können unseren Komfort aufrechterhalten, während die Deutschen selbst das zur Existenz Lebensnotwendigste entbehren müssen. Wenn es eine Wahl zwischen dem Unbehagen eines anderen und dem Leiden eines Deutschen gibt, dann muß der Deutsche leiden; wenn zwischen dem Leiden eines anderen und dem Tod eines Deutschen, dann muß der Deutsche sterben.47

Obwohl Gollancz sich vorstellte, daß die Hungersnot keine manipulierte, sondern ein Resultat von Stümperei und Gleichgültigkeit war, so waren andere anderer Meinung.

„Im Gegenteil“, zürnte die Chicago Daily Tribune, „es ist das Ergebnis von Voraussicht. In Jalta war es absichtlich von Roosevelt, Stalin und Churchill geplant und das Programm wurde mit all seiner Brutalität später von Truman,

Attlee und Stalin untermauert . . . Der Vorsatz, das deutsche Volk verhungern zu lassen, wird mit einer Hartherzigkeit verwirklicht, wie sie in der westlichen Welt seit der Mongoleneroberung nicht ihresgleichen hat“.48

Wegen dieser und anderer Kritiker waren die alliierten Funktionäre dazu gezwungen, darauf zu antworten. Eleanor Roosevelt, die Frau des späten Präsidenten, gab nach einer Informationsreise durch Deutschland vor, kein Leiden, das jenseits von „ertragbar“ gewesen wäre, vorgefunden zu haben. Und General Eisenhower, auf die Lebensmittelknappheit in ganz Europa verweisend, stellte fest, daß Deutschland nicht mehr und nicht weniger litt, als seine Nachbarn. „Obwohl ich und meine Untergebenen glauben, daß den Kriegsverbrechern eine gestrenge Rechtsprechung zuteil werden muß . . . würden wir den Hilflosen gegenüber nie inhumane oder unamerikanische Methoden zulassen“, versicherte der General, während die Deutschen zu Tausenden in seinen Todeslagern umkamen.49

Obwohl einige Nationen tatsächlich unter Lebensmittelknappheit litten, war nur Deutschland am Verhungern. Viele Länder durchlebten sogar einen Nahrungsmittelüberschuss, einschließlich das im Norden Deutschlands angrenzende Dänemark, eine Nation, die auf Eisenhowers Zustimmung wartete, Tonnen ihres Überschusses an Rindfleisch in den Süden zu liefern.50

„England hungert nicht . . . “, behauptete Robert Comway in der New York News. „Frankreich geht es besser als England und Italien ist besser dran als Frankreich“.51

Als Senator Albert Hawkes von New Jersey Präsident Truman eindringlich darum bat, eine Katastrophe zu verhindern und die Einfuhr privater Hilfssendungen nach Deutschland zuzulassen, flüchtete Truman sich in allerlei Ausreden, bevor er dem Senator über den Mund fuhr:

Während wir nicht den Wunsch haben, übermäßig grausam mit Deutschland zu verfahren, kann ich keine große Sympathie für jene empfinden, die den Tod von so vielen Menschen durch Verhungern, Krankheit und offenen Mord, und darüber hinaus all die Zerstörung und den Tod des Krieges auf dem Gewissen haben. Ich denke, daß keiner dazu aufrufen sollte, gegen Deutschlands Unglück etwas zu tun, ausgenommen Deutschland selbst . . . Eines Tages wird man den Feindesländern sicherlich wieder etwas

Aufmerksamkeit zuteil werden lassen.52

Mit der Zeit erhielt Deutschland „etwas Aufmerksamkeit“. Ende 1945 erlaubten die Briten dem Roten Kreuz Lieferungen in ihrer Zone, gefolgt von den Franzosen in ihrer. Monate später erlaubten selbst die Vereinigten Staaten widerwillig Lieferungen in ihrem Sektor.53 Für Tausende und Abertausende Deutsche kam die Nahrung allerdings viel zu spät.

✠ ✠ ✠

Selbst während die Hungersnot in Deutschland wütete, ging die Schändung deutschen Frauentums pausenlos weiter. Obwohl ungestüme, brutale und sich wiederholende Vergewaltigungen wehrloser Frauen andauerten, entdeckten die Truppen der Russen, Amerikaner, Briten und Franzosen schnell, daß der Hunger ein machtvoller Anreiz zu sexueller Unterwerfung sein konnte.

„Vergewaltigung ist für die Militärpolizei kein Problem“, erklärte in sachlicher Weise ein amerikanischer Offizier, „etwas Essen, ein Schokoladenriegel oder ein Stücke Seife scheinen Vergewaltigungen überflüssig zu machen“.54

„Junge Mädels stromern ungebunden umher und bieten sich für Essen oder Bett feil . . . “, berichteten die London Weekly Review. „Sie haben, um es einfach auszudrücken, einen Gegenstand zu verkaufen, und sie verkaufen ihn“.55

„Speck, Eier, in deinem Haus schlafen?“ augenzwinkerten die russischen Soldaten immer und immer wieder, denn sie wußten nur zu gut, daß die Antwort darauf ein fünfminütiges Stelldichein in den Trümmern sein würde. „Ich rannte unaufhörlich mit meinen Kochgeräten herum und bettelte um Essen . . . “, gab ein Mädchen zu. „ Sobald ich in meiner Nachbarschaft die Äußerung ‚hübsche Frau‘ hörte, reagierte ich dementsprechend“.56

Trotz Eisenhower‘s Erlasse gegen eine Verbrüderung mit dem verachtungswürdigen Feind, konnten keine noch so großen Worte den Sexualtrieb der amerikanischen Soldaten beeinträchtigen. „Weder Armeeverordnungen noch Haßpropaganda in der amerikanischen Presse“, stellte die Nachrichtensprecherin Freda Utley fest, „konnten die amerikanischen Soldaten daran hindern, deutsche Frauen gern zu haben und sich mit ihnen zu vereinigen, weil sie, obwohl der Hunger sie in die

Prostitution getrieben hatte, von einem gewissen tief verwurzelten Anstand geprägt waren".57

„Manchmal fühlte ich mich unwohl wegen der Gewalt, die ich über sie hatte", sagte ein beunruhigter britischer Soldat. „Als ich ihr einen drei Penny Schokoladenriegel gab, drehte sie fast durch. Sie war wie eine Sklavin. Sie stopfte meine Socken und flickte meine Sachen. Von Heirat war nie die Rede. Sie wußte, daß es nicht möglich war".58

Wie dieser junge Tommy in Erfahrung brachte, veranlaßte der Hunger die verzweifelten deutschen Frauen—viele von ihnen mit Kindern—sich auf eine Gefangenschaft einzulassen, die so bindend wurde, wie es allen Bindungen in der Geschichte zu eigen ist. Zuweilen vermieden einige Opfer, besonders jene, die mit Offizieren verkehrten, nicht nur den Hunger, sondern erfreuten sich sogar eines lang vergessenen Luxus.

„Du solltest all die Dinge gesehen haben, die er mir mitgebracht hat, so daß es mir an nichts fehlen würde!", rief sich eine Frau, die von einem Offizier in Patton's Mitarbeiterstab unterhalten wurde, in Erinnerung. „Nylonstrümpfe und die neuesten Schallplatten, Parfums, und zwei Kühlschränke und natürlich eine Menge Zigaretten und Alkohol und Benzin fürs Auto . . . Eine wilde Zeit—der Sekt floß in Strömen, und wenn wir nicht total betrunken waren, schliefen wir miteinander".59

Im Gegensatz zum oben Genannten fanden relativ wenige weibliche Wesen solche Paradiese. Für die meisten wurde das Essen dazu verwendet, sie zu ködern oder zu einem Sklavendasein, so alt und unversöhnlich wie die Bibel, zu verleiten. Lali Horstman beschrieb die russische Zone:

Er gab bekannt, daß man im Soldatenlager Frauen zum Kartoffelschälen brauchte und fragte nach Freiwilligen. Sie würden für ihre Arbeit mit Suppe und Kartoffeln bezahlt. Das Mädchen neben mir flüsterte: „Vor vier Tagen war meine Schwester unter demselben Vorwand fortgeschafft worden und ist bis jetzt noch nicht zurückgekommen. Eine Freundin von mir entkam und brachte Geschichten, von dem, was ihr und den anderen passiert war, mit".

Als eine zerbrechliche und hungrig aussehende weißhaarige Frau ihren Arm hob, würdigte der Goldbezahnte sie keines Blickes, sondern richtete seine Pistole auf das junge Mädchen . . . über das die anderen geredet hatten. Als sie sich nicht bewegte, gab er ihr roh einen Befehl. Zwei Soldaten stellten

sich ihm zur Seite, vier andere gingen links und rechts an der einzigen Frauenreihe entlang, bis sie zu dem Mädchen kamen und befahlen ihr, in den Laster zu steigen. Sie weinte, als man sie, von anderen hilflos protestierend gefolgt, brutal nach vorne schubste.60

„Ein Pole entdeckte mich und fing an, mich an Russen zu verkaufen“, bekannte ein anderes Mädchen.

In seinem Keller hatte er einen Puff für russische Offiziere eingerichtet. Ich wurde von ihm herübergeholt . . . Ich mußte mit ihm gehen und konnte mich ihm nicht widersetzen. Ich kam in den Keller, wo die verkommensten Verhaltensweisen gang und gäbe waren, Trinken, Rauchen und Gebrüll, und ich mußte mitmachen . . . Es war mir nach einem Schreianfall zumute.

Dann öffnete sich ein Zimmer und die Tür wurde hinter mir geschlossen. Ich sah, wie der Pole mit dem Russen ein Geschäft machte und Geld bekam. Mein Wert wurde auf 800 Zlotys beziffert. Dann gab der Russe mir 200 Zlotys für mich selbst, die er in meine Tasche steckte. Ich gab ihm das Geld nicht zurück, denn ich konnte Essen damit kaufen . . .

Mein Arbeitgeber . . . war immer hinter mir und—selbst wenn ich in den Keller ging—folgte er mir. Ich wurde wie ein verängstigtes Reh gejagt, er tauchte selbst im Waschhaus auf, wenn er dachte, daß ich dort wäre. Wir hatten oft Auseinandersetzungen, aber wie sollte ich ihm entkommen? Ich konnte ja nicht weglaufen und mich bei jemand anderem beschweren, sondern mußte meine Arbeit behalten, weil meine Mutter mit mir war. Ich tat so wenig wie möglich. Es war aber nicht möglich, alles zu vermeiden.61

Während viele Frauen solch eine Sklaverei erduldeten—nur um zu essen—riskierten andere ihr Letztes, um zu entkommen. Ein amerikanischer Journalist erinnert sich:

Als unsere lange Reihe von britischen Armeelastern . . . durch die Hauptstraße von Brahlsdorf, die letzte der von den Russen okkupierten Stadt, rollte, kam ein hübsches blondes Mädchen aus der uns beobachtenden Deutschen herausgeschossen und rannte auf unseren Laster zu. Indem sie sich mit beiden Händen an der Hubladeklappe festhielt, machte sie einen verzweifelten Versuch, hineinzuklettern. Aber wir fuhren zu schnell und die Klappe war zu hoch. Nachdem sie mehrere hundert Meter mitgerissen worden war, fiel sie schließlich auf die Kopfsteinpflasterstraße. Diese Szene

war eine dramatische Illustration des Terrorzustands, in welchem deutsche Frauen . . . lebten.62



Im Sommer 1945 war Deutschland, mit Sex als neuem Tauschmittel, zum größten Sklavenmarkt der Welt geworden. Während es einem gelang, sich gerade so über Wasser zu halten, lauerten fast immer grimmige Krankheitserreger auf ihre Chancen.

„Es mag wohl eine schlimmere Todesart als das Verhungern sein, aber es schiebt das Sterben wenigstens für Monate—oder sogar Jahre—auf die lange Bank“, kommentierte ein englischer Journalist.63

Neben den im Westen bekannten Geschlechtskrankheiten wurden die deutschen Frauen von jeder Menge neuer Übel befallen, zu denen eine tückische Form asiatischer Syphilis gehörte. „Es ist eine infektiöse Art von Krankheit, die in diesem Teil der Welt unbekannt ist“, erklärte die Frau eines Arztes. „Selbst im Fall, wo wir das Glück hätten, Penizillin vorrätig zu haben, würde eine Heilung ziemlich schwierig sein“.64

Eine andere drohende Sorge—nicht nur für jene, die sich selbst verkauften, sondern für die Millionen Opfer von Vergewaltigungen— waren die unerwünschten Schwangerschaften. Tausende von denen, die tatsächlich schwanger waren, suchten und fanden Wege für Abtreibungen. Tausende andere lebten in bedrohlicher Ungewißheit. Eine Berlinerin notierte in ihrem Tagebuch:

Ich rechnete mir aus, daß ich schon zwei Wochen überfällig war. Deshalb entschloß ich mich, eine Frauenärztin zu konsultieren, deren Schild ich an einem Haus an der Ecke gesehen hatte. Sie war eine blonde Frau in meinem Alter in einem halb ausgebrannten Zimmer. Sie hatte die fehlenden Fensterscheiben mit Röntgennegativen menschlicher Brustkästen ersetzt. Sie lehnte es ab, zu reden und machte sich gleich an die Arbeit. „Nein“, sagte sie nach der Untersuchung, „Ich kann nichts finden. Sie sind in Ordnung“.

„Aber ich bin überfällig. Vorher ist mir das noch nie passiert“. „Seien sie nicht albern! Heutzutage passiert es fast jeder Frau. Ich bin selbst auch überfällig. Es kommt vom Blutmangel. Der Körper spart Blut. Versuchen Sie, etwas zuzunehmen. Dann wird alles wieder normal“.

Sie verlangte 10 Mark, die ich ihr mit schlechtem Gewissen gab . . . Schließlich wagte ich, sie zu fragen, ob von Russen geschwängerte Frauen sie um Hilfe bitten würden. „Ich möchte lieber nicht darüber sprechen“, sagte sie trocken, und ließ mich gehen.65

Und für jene Kinder, die ausgetragen wurden und zur Welt kamen, war der Kampf gewöhnlich nur kurz.
„Die Sterblichkeitsrate unter Kleinkindern und Säuglingen war sehr hoch“, schrieb eine Frau. „Sie mußten einfach verhungern. Es gab nichts für sie . . . Im allgemeinen lebten sie nicht länger als drei Monate, ein Trost für jene Mütter, die gegen ihren Willen von einem Russen geschwängert worden waren . . . Die Mutter arbeitete unaufhörlich und war selten in der Lage, dem Kind die Brust zu geben“.66
Wie das oben Beschriebene andeutet, rettete das Körperverkaufen eine Mutter nicht notwendigerweise vor einer zusätzlichen mörderischen Arbeit. In der Tat wurden alte und junge Deutsche von den Siegern bei Ende des Krieges zu monumentalen Aufräumeaktion und zur Demontage des verwüsteten Reiches gezwungen. Manchmal wurde den Arbeitern Essen gegeben—„ein Stück Brot oder vielleicht eine Schüssel dünner, wäßriger Suppe“—und manchmal auch nicht. „Gewöhnlich fingen wir um sechs Uhr morgens zu arbeiten an und kamen um sechs Uhr abends zurück nach Hause“, sagte eine schlesische Frau. „Wir mußten auch sonntags arbeiten und wurden für unsere Arbeit weder bezahlt, noch erhielten wir Essen dafür“.67
Eine andere Frau aus der zerbombten Stadt berichtete Folgendes:

Berlin wird aufgeräumt . . . Um alle Trümmerhügel herum reichte man Wassereimer von Hand zu Hand; wir sind in die Zeit der Pyramiden zurück versetzt—aber anstatt aufzubauen, tragen wir weg . . . an den Uferdämmen schufteten sich deutsche Gefangene ab—Grauköpfe in elender Kleidung, anscheinend Ex-Volkssturm. Unter Ächzen und Stöhnen luden sie schwere Raeder in Güterzüge. Sie blickten uns flehentlich an, versuchten, uns nahe zu bleiben. Zuerst wußte ich nicht, warum. Andere verstanden und steckten ihnen heimlich ein paar Brotkrusten zu. Das ist streng verboten aber die russischen Wächter starrten angestrengt in die entgegengesetzte Richtung. Die Männer waren unrasiert, zusammengeschrumpft und hatten erbärmliche hundeartige Gesichtsausdrücke. Was mich betrifft, sahen sie überhaupt nicht Deutsch aus.68

„Meine 72 jährige Mutter mußte außerhalb der Stadt an Müllhalden

arbeiten“, klagte eine Tochter in Posen. „Dort hetzte man die alten Leute umher, und sie mußte Flaschen und Eisenwaren aussortieren, selbst wenn es regnete oder schneite. Die Arbeit war schmutzig und es war unmöglich für sie, die Kleidung zu wechseln“.69

Verständlicherweise starben bei diesen Zuständen in kürzester Zeit Tausende von überarbeiteten und unterernährten Opfern. Für die besiegten Deutschen gab es keine Arbeit, die zu demütigend oder zu erniedrigend war. Wohlerzogene Damen, die früher zu den Theater besuchenden Mitgliedern der Hautevolee gehört hatten, arbeiteten Seite an Seite mit Bäuerinnen an Waschwannen, in denen sie Socken und Unterhosen der Russen wuschen. Die Kinder und die Alten verwendete man zum Fußböden schruppen und in den amerikanischen, britischen und französischen Zonen zum Stiefel polieren. Einige Aufgaben waren besonders ekelhaft, wie eine Frau es klarmacht: „Als Resultat der Kriegsschäden . . . waren die Toiletten verstopft und starrten vor Schmutz. Wir mußten sie mit unseren Händen von diesem Dreck befreien, ohne jegliche Putzgeräte. Die Exkremente wurden in den Garten gebracht und auf Karren geschaufelt, die wir zu Abfallgruben bringen mußten. Das Schrecklichste dabei war, daß wir von dem Exkrement, das nach oben spritzte, besudelt wurden und es nicht einmal abwaschen konnten“.70

Eine andere Frau aus der Sowjetzone ergänzte:

Wir mußten Landepisten bauen und Steine brechen. Von sechs Uhr morgens bis neun Uhr abends arbeiteten wir an Straßen in Schnee und Regen. Jeder Russe, wenn es ihm in den Sinn kam, nahm uns beiseite. Morgens und nachts erhielten wir kaltes Wasser und ein Stücke Brot und mittags eine Suppe von zerstampften, ungeschälten Kartoffeln, ohne Salz. Nachts schliefen wir, todmüde und zusammengedrängt, auf den Fußböden der Bauernhäuser oder in Ställen. Aber wir wachten von Zeit zu Zeit auf, wenn in diesem rabenschwarzen Raum ein Ächzen oder Gewimmer die Anwesenheit eines der Wächter anzeigte.71

Obwohl Sex für ein bißchen Essen, für eine Zigarette oder ein Stück Seife erkauft werden konnte zogen es manche Sieger vor—wie diese und andere Frauen es klarstellten—zu nehmen, was sie wollten, egal wann und wo oder sobald ihnen danach zumute war. „Wenn sie ein Mädchen wollten, kamen sie einfach zum Feld und nahmen sie“, erinnert sich Ilse Breyer, deren Arbeit Kartoffelstecken war.72

„Hunger machte deutsche Frauen ‚zugänglicher' ", offenbarte ein amerikanischer Soldat, „aber trotz allem nahmen Vergewaltigungen zu und gingen Hand in Hand mit noch anderen zusätzlichen Gewalttätigkeiten. Ich erinnere mich insbesondere an eine achtzehn Jahre altes Mädchen, deren Gesicht man auf einer Seite mit einem Gewehrkolben zertrümmert hatte und die danach von zwei GIs vergewaltigt wurde. Selbst die Franzosen beschwerten sich, daß die Schändungen, Plünderungen und trunkene Vernichtungswut von Seiten unserer Truppen übertrieben waren".73

Wenn die Vergewaltigungen, das Verhungernlassen und die Sklaverei die einzigen Abscheulichkeiten gewesen wären, zu denen man die Deutschen gezwungen hätte, so wäre es schon schrecklich genug gewesen. Aber andere Schrecken standen noch bevor und—einige waren so sadistisch und schlimm, daß es einen um den Verstand bringen könnte. Das auf die Tausenden in alliierten Gefängnissen eingeschlossenen Opfer wartende und über sie hereinbrechende alptraumartige Schicksal war schlimm genug, klagte ein Beobachter, selbst den Frömmsten der Frommen zur Frage zu veranlassen, „ob es denn wirklich so etwas wie einen Gott gäbe".

10 Höllenhallen

N

icht lange nach dem Sieg der Alliierten in Europa begann man damit, Nazi Mitglieder aus der Regierung, den Unternehmen, der Industrie, Wissenschaft, Erziehung und

allen anderen sozialen Schichten zu entfernen. Während man es einer überraschenden Anzahl von Nationalsozialisten erlaubte—ja sie sogar, um einen reibungslosen Übergang zu ermöglichen, dazu nötigte—vorübergehend auf ihren vormaligen Posten zu bleiben, wurden alle Parteimitglieder hohen und niederen Ranges früher oder später aus dem täglichen Leben der Deutschen herausgeschnitten. Theoretisch gesehen war die „Entnazifizierung" einfach ein Ersetzen nationalsozialistischer Beamter durch solche mit demokratischen, sozialistischen oder kommunistischen Grundeinstellungen. In der Praxis war diese Säuberung allerdings mehr eine Art Deckmäntelchen für Orgien von Vergewaltigung, Folter und Tod.

Wegen ihrer hervorragenden Kenntnisse von Sprache und Kultur waren viele der die amerikanischen und britischen Militärgeheimdienstler ins Reich

begleitenden Juden dieselben, die sich auf Grund nationalsozialistischer Verfolgung Ende der dreißiger Jahre als Flüchtlinge abgesetzt hatten. Obwohl viele dieser amerikanischen und englischen „neununddreißiger“ „Gehilfen“ kaum besser und davon besessen waren, alte Rechnungen zu begleichen, stellte die Tatsache, daß sie zu Vernehmern, Untersuchern und Prüfern wurden, sicher, daß es außer Frage stand, gegenüber Nationalsozialisten—sowohl als auch allen anderen Deutschen gegenüber—Gnade walten zu lassen.

Ein Mann, der sich diesem rachsüchtigen Programm entgegenstellte, war George Patton. „Es hat sich gezeigt, daß der von Morgenthau und Bernard Baruch ausgeheckte Virus einer semitischen Rache gegen alles Deutsche noch wütet . . . “, schrieb der General, ohne daß es an die Öffentlichkeit drang. „ Ich bin—offen gesagt—gegen diesen Kriegsverbrecherkram. Es ist unfair und semitisch . . . und ich kann mir nicht vorstellen, wie Amerikaner so tief sinken können“.1

Bei Beginn der Okkupation wurden alle Deutschen gezwungen, sich bei dem nächstliegenden Hauptquartier der Alliierten registrieren zu lassen und ausführlich und lückenlos einen Fragebogen über ihre Vergangenheit auszufüllen. Während viele nervöse Bürger an Ort und Stelle festgehalten wurden, kehrten die meisten zunächst nach Hause zurück und waren fest davon überzeugt, daß es mit diesem schrecklichen Martyrium nun ein Ende hätte. Aber statt dessen war dies für Millionen von Deutschen nur der Anfang der Drangsal.

„Dann ging es erst richtig los“, erinnerte sich Anna Fest, eine Frau, die sich sechs Wochen vorher bei den Amerikanern angemeldet hatte.

So ein Gefühl von Hilflosigkeit, wenn drei oder vier schwer bewaffnete Militärpolizisten um einen herumstehen. Man gerät einfach in Panik. Ich weinte schrecklich. Meine Mutter war völlig außer sich und sagte, „sie können das doch nicht tun. Sie hat sich doch ordnungsgemäß angemeldet“. Dann fügte sie hinzu, „wenn du nur woanders hingegangen wärst oder dich versteckt hättest“. Aber ich betrachtete es als sinnlos, denn ich fühlte mich nicht schuldig . . . So erging es jedem, ohne daß einem gesagt wurde, warum.2

Nur wenige deutsche Erwachsene, egal ob Nationalsozialisten oder nicht,

blieben vom gefürchteten Pochen an der Tür verschont. Weit davon entfernt, gefährliche Faschisten zu sein, waren Freddy und Lali in Wirklichkeit gut bekannte Anti-Nationalsozialisten. Lali berichtet aus der russischen Zone:

„Es tut mir leid, sie zu belästigen“, begann er, „aber ich folge nur meinen

Anweisungen. Bis wann arbeiteten sie für das Auswärtige Amt?“ „Bis 1933“, antwortete mein Mann.
„Dann haben sie nichts zu befürchten“, sagte Androff . . . “Wir beschuldigen sie mit nichts, aber wünschen, daß sie sich mit uns zum Hauptquartier der NKVD, der Geheimpolizei, begeben, um zu überprüfen, was sie in einem Protokoll geäußert haben und um ihnen ein paar Fragen über die Arbeitsweise des Außenministeriums zu stellen . . . “

Für einen Moment waren wir sprachlos. Dann ergriff ich die Initiative und fragte, ob ich mitkommen dürfte. „Unmöglich“, sagte der Dolmetscher lächelnd. Mein Herz schlug wild. Würde Freddy zufriedenstellenderweise antworten? Würde er der Erregung gewachsen sein? Was für eine Art von Unterkunft würden sie ihm gewähren?“

„Haben sie keine Angst, ihr Ehemann hat nichts zu befürchten“, fuhr Androff fort. „Es wird ihm ein geheizter Raum zur Verfügung stehen. Geben sie ihm eine Decke für die Nacht mit, aber machen sie schnell, denn wir müssen gehen . . . “

Es gab ein Gefühl von extremer Spannung, was den Soldaten warnte und reagieren ließ, als ob er einen Angriff von uns zu erwarten hätte. Ich ergriff zuerst die Hand des Soldaten und dann die des Dolmetschers und flehte sie an, meine Worte wiederholend, nett zu Freddy zu sein, was aber in der lärmenden Geschäftigkeit und dem Gescharre von Füssen unterging. Türenknallen. Ein kalter Wind blies herein. Ich fühlte, wie Freddy mich küßte. Ich sah ihn nie wieder.3

„Ein Kreischen von Reifen weckte uns auf, Motoren stoppten schlagartig, geschrieene Befehle, ein höllischer Krach und das Hämmern an Fensterläden. Dann brachen die Eindringlinge durch die Tür, und wir sahen Amerikaner mit Gewehren vor unserem Bett stehen, indem sie uns beleuchteten. Keiner sprach deutsch, aber ihre Gesten verrieten: ‚Zieht Euch an und kommt sofort mit uns‘ Dies war meine vierte Verhaftung“.4

Dies schrieb Leni Riefenstahl, eine talentierte junge Frau und die vielleicht hervorragendste Filmemacherin ihrer Zeit. Wegen ihres monumentalen Dokumentarfilmes—Triumph des Willens und Olympia—der nicht nur ein Lobgesang auf Deutschland sondern im selben Atemzug auch auf den Nationalsozialismus zu sein schien, und wegen ihres engen Verhältnisses mit einem sie bewundernden Adolf Hitler, wurde Leni von den Alliierten mit mehr als nur vorübergehendem Interesse bedacht. Obwohl falsch, behaupteten Gerüchte, daß die attraktive Gelegenheitsschauspielerin auch die „Mätresse des Teufels" war und daß sie und Hitler sich in einem Liebesverhältnis befänden.5

„Weder mein Mann noch meine Mutter noch meine drei Assistenten traten jemals der NSDAP bei, und keiner von uns war je politisch aktiv gewesen", sagte die aus der Fassung gebrachte junge Frau. „Wir waren nie irgendeines Vergehens bezichtigt worden aber den Alliierten trotzdem bedingungslos ausgeliefert und ohne jeglichen legalen Schutz".6

Schon bald folgte auf Lenis vierte Verhaftung eine fünfte.

Der Jeep raste über die Autobahnen bis ich, nach ein paar Stunden . . . ins Salzburger Gefängnis gebracht wurde; dort stieß mich eine ältere Gefängniswärterin grob in die Zelle, indem sie so hart auf mich eintrat, daß ich auf den Zellenboden fiel; dann wurde die Tür zugeriegelt. In dem dunklen kargen Raum waren zwei andere Frauen, von denen die eine auf ihren Knien hin und her rutschte und wirres Zeug plapperte; dann fing sie mit hysterisch bebenden Gliedmaßen zu schreien an. Sie schien den Verstand verloren zu haben. Die andere Frau kauerte auf ihrem Bett und weinte allein vor sich hin.7

Der Prozeß des „Weichkriegens" begann, wie Leni und andere schnell entdeckten, gleich nach der Ankunft in einem der alliierten Gefängnisse. Nachdem Ernst von Salomon, seine jüdische Freundin und andere Mithäftlinge einen amerikanischen Knast in der Nähe von München erreicht hatten, wurden die Männer in einen Raum geführt und prompt von der Militärpolizei brutal zusammengeschlagen. Mit seinen ausgeschlagenen Zähnen in der Hand und dem aus seinem Mund spritzenden Blut beklagte er sich weinerlich bei einem Kaugummi kauenden Offizier: „Ihr seid keine Ehrenmänner". Diese Bemerkung wurde mit einem brüllenden Gelächter seitens der Angreifer beantwortet. „Nein, nein, nein!" grinsten die GIs. „Wir

sind Mississippi Boys!“ In einem anderen Zimmer vergewaltigte die Militärpolizei die Frau nach Herzenslust, während anzüglich grinsende Soldaten von Fenstern aus zusahen.8

Nach solch barbarischen Behandlungen spitzten sich Verzweiflungsgefühle der Gefangenen, sobald sie in die beengten Zellen hineingezwängt wurden, noch dramatisch zu.

„Die Leute hatten dort drei Tage lang gestanden und auf ihre Verhöre gewartet“, erinnerte sich ein mit der Behandlung von Gefangenen aus der Sowjetzone beauftragter deutscher Arzt. „Als sie uns sahen, brach ein Tumult aus, der mich ratlos machte . . . Soweit ich es beurteilen konnte, wurden die üblichen sinnlosen und unbeantwortbaren Fragen ständig wiederholt: warum sie hier wären und für wie lange? Warum sie kein Wasser und fast nichts zu essen bekämen? Warum ihnen nicht gestattet würde, mehr als nur einmal am Tag nach draußen zu gehen . . . Viele von ihnen hatten die Ruhr, die so schlimm war, daß sie nicht einmal mehr aufstehen konnten.“9

„Junge Polen machten sich über uns lustig“, sagte eine Frau bezüglich ihrer Zellenerfahrung in derselben Zone. „Sie warfen Backsteine, mit Sand gefüllte Papiertüten oder mit Exkrementen gefüllte Hasenfelle durch die Fenster. Wir wagten es nicht, uns zu bewegen oder Widerstand zu leisten, sondern drängten uns in der vom Fenster entlegensten Ecke zusammen, um nicht getroffen zur werden, was aber nicht immer gelang . . . Wir waren nie frei von Quälerei“.10

„Stundenlang wälzte ich mich in meinem Bett umher, um meine Umgebung zu vergessen“, entsann sich Leni Riefenstahl, „aber es war unmöglich“.

Pausenlos heulte die geisteskranke Frau während der ganzen Nacht; doch die vom Hof her kommenden Schreie und schrillen Töne der Männer, die geschlagen wurden und dabei wie Tiere brüllten, waren sogar noch schlimmer . . . Später fand ich heraus, daß eine Gruppe von SS Männern dort verhört worden war.

Sie kamen am nächsten Morgen zu mir und ich wurde in eine Gummizelle geführt, wo ich mich splitternackt ausziehen mußte wonach eine Frau jeden Quadratmillimeter meines Körpers untersuchte. Dann mußte ich mich wieder anziehen und in den Hof gehen, wo viele Männer, offensichtlich Gefangene, standen und wo ich die einzige Frau war. Wir mußten uns vor einem

amerikanischen Wächter, der deutsch konnte, in eine Reihe stellen. Die Gefangenen mußten stillstehen, und ich versuchte, es ihnen nachzutun und dann kam ein Amerikaner, der fließend deutsch sprach. Er trieb ein paar Leute zusammen und machte beim Ersten in unserer Reihe halt. „Warst du in der Partei?“

Der Gefangene zögerte für einen Moment und sagte: „Ja“.
Da wurde ihm ins Gesicht geschlagen und er spuckte Blut.
Der Amerikaner ging zum nächsten.
„Warst du in der Partei?“
Der Mann zögerte.
„Ja oder nein?“
„Ja“. Und ihm wurde auch so hart ins Gesicht gedroschen, daß das Blut

aus seinem Mund hervorquoll. Indessen wagte er es, wie auch schon der erste Mann, nicht, sich zu widersetzen.

Sie bewegten nicht einmal instinktiv ihre Hände, um sich zu schützen. Sie taten nichts. Sie fanden sich wie Hunde mit den Schlägen ab.
Der nächste Mann wurde gefragt: „Warst du in der Partei?“
Schweigen.
„Und?“
„Nein“, schrie er laut, nun kein Faustschlag. Von dem Augenblick an gab keiner mehr zu, daß er in der Partei war und ich wurde nicht einmal mehr danach gefragt.11

Es gab, wie der obige Fall veranschaulicht, oft keinen Grund für Verhöre; alles schien entworfen, vom Opfer das zu erpressen, was der Inquisitor hören wollte, egal ob wahr oder unwahr. Hinzu kam, daß viele jener „Vernehmungen“ so konstruiert waren, ein Maximum an Leid zuzufügen. Ein Gefangener erklärt:

Der Zweck dieser Verhöre ist es nicht, den Leuten Geheimnisse zu entlocken —was sowieso uninteressant wäre—sondern von ihnen spezielle Aussagen zu erpressen. Die Methoden, derer man sich bediente, sind äußerst primitiv; Leute werden so lange zusammengeschlagen, bis sie zugeben, daß sie einmal Mitglieder der Nazi Partei waren . . . Die Autoritäten nahmen einfach an, daß im Grunde genommen alle zur Partei gehört hatten. Viele Leute sterben während dieser Vernehmungen und danach, während andere, die sofort ihre

Parteimitgliedschaft eingestehen, nachsichtiger behandelt werden.12

„Ein junger Kommissar, der ein großer Deutschenhasser war, nahm mich ins Kreuzverhör . . . “, sagte Gertrude Schulz. „Als er mich fragte, ob Frauenwerk ‘Arbeitsdienst für Frauen‘ bedeutete und ich es verneinte, ärgerte er sich dermaßen, daß er mich solange mit einem Stock schlug, bis ich blau und schwarz wurde. Ich bekam ungefähr 15 Schläge . . . auf meinen linken Oberarm, auf meinen Rücken und auf meinen Oberschenkel. Ich brach zusammen und mußte, wie auch schon nach dem ersten Kreuzverhör, den Fragebogen unterschreiben“.13

„Die beiden Offiziere, die unsere Zeugenaussagen abnahmen, waren frühere deutsche Juden“, hatte ein Mitglied der Frauen SS, Anna Fest, in Erinnerung. Während grimmige Hunde in der Nähe ihre Zähne fletschten, bombardierte der Offizier Anna mit Fragen und schrie auf sie ein und beschuldigte sie. Als die Antworten ausblieben oder als sie nicht seinem Wunsch entsprachen, „trat er mir in den Rücken und der andere schlug rücksichtslos auf mich ein“.

Sie wiederholten immer wieder, daß wir bewaffnet gewesen wären, daß wir Pistolen oder so etwas gehabt hätten. Aber wir hatten keine Waffen, keine von uns . . . Ich hatte keine Pistole. Ich konnte einfach nicht sagen, nur damit sie mich in Ruhe ließen, daß wir Pistolen gehabt hätten. Dieselbe Sache passierte, als die nächste Person Zeugnis ablegte . . . Das Schlimme daran war, daß deutsche Männer zusehen mußten. Das war eine schreckliche, schreckliche Erfahrung . . . es muß für sie entsetzlich gewesen sein. Als wir nach draußen gingen, standen mehrere von ihnen tränenüberströmt da. Was hätten sie denn schon tun können? Sie konnten nichts tun.14

So überraschte es nicht, daß wenige—Prügel, Vergewaltigung, Folter und Tod entgegensehende Opfer—es schafften, sich nicht „schuldig“ zu bekennen und nicht bereitwilligst ihren Namen unter jeden ihnen vorgehaltenen Papierfetzen schrieben. Einige, wie Anna, versuchten, sich zu widersetzen. Diese Art von Widerspenstigkeit war jedoch fast immer nur von kurzer Dauer. Im Allgemeinen, nach dem Erdulden von schwarz geschlagenen Augen, gebrochenen Knochen, Elektroschocks an den Brüsten—oder, was die Männer anging, zerquetschten Hoden—unterzeichneten nur solche diese „Bekenntnisse“ nicht, die während der Folterungen starben.

Allein, von nichts als sadistischem Haß umgeben und jeglichen Rechts

beraubt, erlösten sich verständlicherweise viele Opfer, indem sie ihrem Leben ein Ende setzten. Wie winzige Inseln in einem Riesenmeer von Elend ereigneten sich aber auch Wunder. Als er unter Schmerzen in seine Gefängniszelle zurückhinkte, gedachte ein Wehrmachtsoffizier der erlittenen Beleidigungen, Prügel und Folterungen und erwägte, sich das Leben zu nehmen.

In diesem Halbdunkel konnte ich nichts richtig sehen und erkannte meine geöffnete Zellentür nicht. Da bekam ich einen Tritt in den Rücken und fiel der Länge nach hin. Nachdem ich mich aufgerappelt hatte, sagte ich mir, daß ich diese Art von Erniedrigung nicht länger ertragen sollte und wollte. Ich saß auf meinem Bett. Ich hatte eine Rasierklinge zum Öffnen meiner Venen versteckt. Dann schlug ich das Neue Testament auf und fand diese Worte des Johannesevangeliums: „Ohne mich könnt ihr nichts tun".

Ja, man kann diesen armen Körper verstümmeln—ich betrachtete die nässenden Geschwüre an meinen Beinen—aber mich selbst, meine Ehre, das Bild Gottes, das ich verkörpere, war unantastbar. Dieser Körper ist nur eine Hülle und nicht mein wirkliches Selbst. Ohne ihn, ohne den Herren, meinen Herren, kann ich nichts tun. Eine neue Stärke schien in mir Fuß zu fassen.

Darüber noch nachsinnend und es wie ein Wunder erlebend, hörte ich, wie sich das schwere Schloß meiner Zellentür drehte. Ein ziemlich junger amerikanischer Soldat kam herein, den Zeigefingerfinger über seinen Lippen, um mich zu warnen, nichts zu sagen. „Ich sah alles", sagte er, „hier sind gebackene Kartoffeln". Er zog die Kartoffeln aus seiner Hosentasche und gab sie mir und ging wieder hinaus, indem er die Tür hinter sich zuschloß.15

✠ ✠ ✠

So entsetzlich die Entnazifizierung in der britischen, französischen und besonders der amerikanischen Zone auch gewesen sein mag, so war sie doch nichts im Vergleich mit dem, was sich hinter den sowjetischen Linien, nämlich in Polen, abspielte. In hunderten von Konzentrationslagern, gestützt von einer Art von Verwaltungsapparat, der sich Behörde der „Staatssicherheit" nannte, wurden Tausende von Deutschen—Männer und Frauen, alt und jung, mächtig und unbedeutend, Nationalsozialisten und deren Gegner, SS, Wehrmacht, Volkssturm, Hitler-Jugend, alle—zusammengetrieben und eingekerkert. Der aus Juden bestehende

Gefängnisbetrieb—unter Mithilfe von Polen, Tschechen, Russen und anderer Häftlinge vormaliger deutscher Konzentrationslager—war so eingerichtet, daß das Sterben in den folterkammerähnlichen Räumen als eine Sache betrachtet wurde, die hinauszuzögern und nicht zu beschleunigen war. Während Blonde, Blauäugige und Gutaussehende vorangehen mußten, folgte jeder, der deutsch sprach, nach.16

Entsetzlicherweise wurden sich die Gefangenen schon Momente nach ihrer Ankunft ihres Schicksals voll bewußt. John Sack, selbst ein Jude, berichtet über ein vom sechsundzwanzigjährigen Schlomo Morel betriebenes Lager:

„Ich war in Auschwitz“, verkündete Schlomo,—wie ein Kämpfer am Abend der Weltmeisterschaft—seine eigene Geilheit anstachelnd und sich mit Haß auf die ihn umgebenden Deutschen vollpumpend und damit die Deutschen, aber sogar noch mehr sich selbst belügend. „Ich war in Auschwitz für sechs lange Jahre und schwur, sollte ich herauskommen, euch Nazis alles heimzuzahlen“. Seine Augen verschickten Speere, aber die „Nazis“ blickten einfach nur fassungslos drein . . . „Nun singt das Horst Wessel Lied!“ Niemand hörte auf ihn, bis Schlomo mit einem harten Gummiknüppel, wie mit einem Richterhammer, gegen das Bett schlug. „Singt es, sage ich!“

„Die Fahne hoch . . . “, begannen ein paar Deutsche.
„Alle zusammen!“, sagte Schlomo.
„Die Reihen fest geschlossen . . . “
„Ich sagte ALLE!“
„Blond!“ Schlomo schrie auf die blondeste und blauäugigste Person ein,

„Ich sagte, SINGEN!“ Er schwang seinen Gummiknüppel und versetzte dem Kopf des goldhaarigen Mannes einen Schlag. Der Mann taumelte zurück.

„Kameraden, die Rot Front und Reaktion erschossen . . . “
„Schweinepriester!“, schrie Schlomo, wütend, daß der geschlagene Mann ihm trutzte und statt zu singen, zurücktaumelte. Er schlug ihn erneut und schrie: „Singen!“
„Marschier ‘n im Geist in unser‘n Reihen mit . . . “
„Lauter!“
„Die Straße frei den braunen Bataillonen . . . “
„Singt Lauter!“, schrie Schlomo, indem er auf einen anderen singenden Mann eindrosch . . .

„Es schaun aufs Hakenkreuz . . . “
„Nazischweine!“
„voll Hoffnung schon Millionen . . . “
„Schweine!“, schrie Schlomo. Er warf seinen Gummiknüppel weg, ergriff einen Holzstuhl, und schlug, mit einem Stuhlbein in seiner Faust, auf den Kopf eines Deutschen ein. Der Mann erhob unbewußt die Arme und Schlomo, erbost darüber, daß der Deutsche versuchte, seiner gerechten Strafe zu entgehen, schrie, „Hurensohn!“ und wuchtete den Stuhl gegen die Brust des Mannes. Als dabei die Arme des Mannes herunterfielen fing Schlomo an, auf seinen nun unbeschützten Kopf loszudreschen, bis das Stuhlbein zersplitterte und er, dem deutschen Birkenholz fluchend, einen anderen Stuhl ergriff und damit auf den Deutschen losging. Das Singen hatte nun aufgehört, was dem umherbrüllenden Schlomo völlig entging. Die anderen Wächter schrieen:
„Blond!“ „Schwarz!“ „Kurz!“ „Groß!“ . . . und als all die in Schrecken versetzten Leute nach vorn traten, schwangen Schlomos Untergebene ihre eigenen Knüppel und droschen auf die nach vorn Getretenen ein. Das Prügeln ging bis elf Uhr weiter, bis die in Schweiß gebadeten Angreifer schrien: „Schweine! Wir werden schon mit euch fertig werden!“, und danach die Deutschen allein ließen.
Einige waren bestens „fertiggemacht“ worden, denn Schlomo und seine Untergebenen hatten sie umgebracht.17

In der folgenden Nacht ging es genauso weiter . . . und in der nächsten und in der nächsten und in der nächsten. Jene, die die „Empfangskomitees“ in diesem oder anderen Lagern überlebt hatten, warf man in ihren Knast.

„Ich wurde mit 30 Frauen in ein Zimmer gesteckt, das dazu bestimmt war, eine Person unterzubringen“, erinnerte sich Gerlinde Winkler. „In dem winzigen Bereich, in den sie uns hineingerammt hatten, war es unerträglich und unsere Beine waren miteinander verheddert . . . Den an der Ruhr leidenden Frauen war es nur einmal am Tag erlaubt, ihre Notdurft zu verrichten. Ein Eimer ohne Deckel wurde mit der Bemerkung: ‚Hier nehmt das, ihr deutschen Säue!’ . . . in die Zelle geschoben: Der Gestank war unerträglich und es wurde uns nicht erlaubt, das kleine Fenster zu öffnen“.18

„Die Luft in der Kammer wurde immer stickiger und war vom Gestank der Exkremente durchtränkt, eine Hitze wie in Kalkutta und Fliegen schwärzten die Decke“, schrieb John Sack. „Ich ersticke, dachten die Deutschen und

einer schnitt sich aus Verzweiflung mit der für die Gemeinschaft bestimmten Rasierklinge die Kehle durch".19

Als man die sterbenselenden Häftlinge dann schließlich aus ihren höllischen Gruften herausholte, geschah es, um sie zu verhören. Sack fährt fort:

Nicht weniger als acht Fragesteller, fast alles Juden, lungerten um einen Deutschen herum und fragten: „Warst du in der Nazi Partei?" Manchmal sagte ein Deutscher, „Ja", und die Kerle schrien: „Du Schwein!" . . . und schlugen ihn und brachen möglicherweise seinen Arm, bevor sie ihn in sein Verließ zurückschmissen . . . Aber gewöhnlich sagte ein Deutscher: „Nein", und die Kerle...erwiderten: „Du lügst. Du warst ein Nazi!"

„Nein, ich war es nicht!"
„Du lügst. Wir wissen alles über dich!"
„Nein, ich war wirklich nicht".
„Du lügst", brüllten sie und schlugen den starrsinnigen Mann. „Es wäre

besser für dich, es zuzugeben! Oder willst ein längeres Strafmaß? Also! Warst du in der Nazipartei?"

„Nein!", sagte der Deutsche immer wieder und die Burschen mußten ihn schlagen und schlagen, bis er endlich heulte, „ Ja, ich war ein Nazi! Ja!"
Aber manche Deutsche waren einfach nicht kleinzukriegen. Ein solch schwerer Fall war ein Fünfzigjähriger . . .
„Warst du in der Partei?"
„Nein, ich war nicht drin!"
„Wie viele Leute arbeiten für sie?"
„In der Hochsaison fünfunddreißig".
„Sie müssen in der Partei gewesen sein", folgerte der Bursche. Er fragte nach der Brieftasche des Deutschen, in der er einen Angelschein mit einem Stempel des deutschen Anglervereines entdeckte. Während er ihn untersuchte, sagte er zu dem Deutschen, „es gibt einen Parteistempel drin".
„Es gibt keinen", erwiderte der Deutsche. Er hatte seinen linken Arm im ersten Weltkrieg verloren und benutzte seinen rechten Arm, um damit zu gestikulieren und dem Burschen schien es eine Heil Hitler Geste zu sein. Da wurde der Kerl gewaltsam. Er schnappte den Mann am Kragen, schlug seinen Kopf gegen die Wand, schlug ihn noch zehnmal dagegen, schleuderte seinen Körper auf den Fußboden, und sprang, wie bei einer Springseilübung, mit

seinen Stiefeln auf seine zuckende Brust. Ein halbes Dutzend andere Vernehmer, fast alles Juden, hievten den Mann auf eine Couch, zogen seine Hose runter und schlugen mit harten Gummiknüppeln und mit Steinen gefüllten Gummischläuchen auf ihn ein. Der Schweiß von den Armen der Juden und das Blut vom gefolterten Mann begannen vereint, an dessen nackten Beinen herunterzulaufen.
„Warst du in der Partei?“
„Nein!“
„Warst du in der Partei?“
„Nein!“, brüllte der Deutsche—brüllte, bis die Jungen sich veranlaßt sahen, zu Schlomo‘s Küche zu gehen, um einen Holzlöffel zu holen, mit dessen Hilfe ihm ein paar Lumpen in den Mundgestopft werden sollten. Dann fingen sie wieder an, ihn zu schlagen . . . Je mehr der Mann ihnen widersprach, desto mehr haßten sie ihn.20

Nach dem regelmäßigen Erdulden ähnlicher Behandlungen wurde das Opfer zum achten Mal zurückgebracht.

Zu diesem Zeitpunkt war der Mann auf Grund seiner vielen Traumas schon halb bewußtlos und er konnte nicht mehr klar denken. Die Jungen bearbeiteten ihn mit Gummi—und Eichenholzknüppeln und schrien, „sagst du immer noch, daß du nicht in der Partei warst?“

„Nein. Ich sagte nicht, daß ich nicht in der Partei war!“
„Du warst nicht?“
„Nein!“ sagte der von Faustschlägen benommene Mann. „Ich habe das nie gesagt!“
„Du warst in der Partei?“
„Ja!“
Da hörten die Kerle auf, ihn zu schlagen. In gewisser Weise atmeten sie auf, als ob ihre Quälerei nun zu Ende wäre. Sie zündeten sich Zigaretten an . . . „Hau ab“, sagte einer zu dem Deutschen. Der Mann stand auf und hatte seine Hand auf die Türklinke gelegt, als einer der Kerle spontan auf seinen Hinterkopf eindrosch, bis er bewußtlos umkippte. „Aufstehen, du deutsches Schwein!“, sagte der Bursche und trat solange auf ihn ein, bis er sich aufrappelte, um gleich danach wieder zusammenzubrechen. Daraufhin trugen ihn zwei andere in seinen Knast und schmissen ihn dort in eine Ecke . . .

Natürlich würden die Kerle nicht gezögert haben, Deutsche für ein „ja“ wie für ein „nein“ gleichermaßen zusammenzuschlagen.
Ein jüdischer Kommandant fragte in Glatz einen deutschen Polizisten, „warst du in der Partei?“
„Selbstverständlich! Ich war dazu verpflichtet!“
„Leg dich hin“, sagte der Kommandant, und nach sechs Wochen peitschten die Kerle die Füße des Deutschen noch immer.21

Einigen Foltergängen fehlte sogar der Vorwand eines Verhörs. Wie sich Eva Reimann erinnert:

Meine Zellentür öffnete sich. Der Wärter, der wegen des üblen Geruchs ein Taschentuch vor den Mund hielt, schrie, „Reimann Eva! Komm!“ Ich wurde zu einem Raum im ersten Stock geführt.

„Zieh deine Schuhe aus!“, schrie er sehr laut. Ich zog sie aus. „Leg dich hin!“ Ich legte mich hin. Er nahm einen dicken Bambusstab und schlug mir damit auf meine Fußsohlen. Ich kreischte, denn der Schmerz war schrecklich . . . Der Stock sauste auf mich nieder. Ein Schlag auf meinen Mund zerfetzte die Unterlippe und die Zähne fingen heftig zu bluten an. Er schlug wieder auf meine Füße. Der Schmerz war unerträglich . . .

Da öffnete sich plötzlich die Tür und mit entgegenkommendem Lächeln betrat, mit einer Zigarette im Mund, der Dienststellenleiter, der Sternnagel hieß, den Raum. In fehlerlosem Deutsch fragte er mich: „Was ist denn hier los? Warum erlaubst du es, daß man dich schlägt? Du mußt einfach nur dieses Dokument unterzeichnen. Oder willst du, daß wir deine Finger in die Tür einklemmen, bis die Knochen breit werden? . . . “

Ein Mann ergriff mich bei meinen Fußgelenken, hob mich etwa zwei Dutzende Zentimeter nach oben und ließ mich dann fallen. Meine Hände waren zusammengebunden und mein Kopf schlug hart auf dem Fußboden auf. Ich lag in meiner Blutlache. Jemand schrie, „Steh auf!“ Ich versuchte es, und, mit unsagbarem Schmerz, schaffte es. Da kam ein Mann mit einer Pistole und legte die Mündung auf meine linke Schläfe und sagte, „wirst du nun gestehen?“ Ich sagte zu ihm, „bitte erschieß mich!“ Ja, ich hoffte, von all seinen Folterungen für immer befreit zu sein. Ich flehte ihn an, „bitte drück ab!“22

Nachdem er mit Ach und Krach seine „Vernehmung“ überlebt hatte, wurde

ein Vierzehnjähriger in die Krankenstube des Lagers gebracht. „Mein Körper war grün aber meine Beine waren feuerrot“, sagte der Junge. Meine Wunden wurden mit Toilettenpapier verbunden und ich mußte das Toilettenpapier jeden Tag wechseln. Ich war in einem perfekten Ort, zu beobachten, was wirklich hier vor sich ging . . . Alle Patienten waren verprügelte Menschen und sie starben überall: an ihren Betten, im Waschraum, auf der Toilette. Nachts mußte ich über Tote klettern, als ob es etwas ganz Normales sei.23

Als die Belieferung von Opfern stockte, war es kinderleicht, neue zu finden. John Sack:

Eines Tages erschien ein Deutscher in pechschwarzen Hosen, der SS-Farbe, in Lolas Gefängnis. Er war in der Nähe des Stadtmarkts von einem Polen entdeckt worden, der sagte, „Faschist! Du trägst schwarz!“ Daraufhin haute der Deutsche ab, aber der Pole verfolgte ihn mehr als einen Kilometer bis hin zur Peter und Pauls Kirche, packte ihn unter einem Goldmosaik, verprügelte ihn, trat auf ihn ein und brachte ihn zu Lolas Gefängnis. Einige Wärter, alles Mädels, ergriffen das belastende Beweismaterial—die schwarzen Hosen des Mannes—und zogen sie so aggressiv herunter, daß eine seiner Sehnen riß. Der Mann schrie auf, aber die Mädchen sagten, „Halts Maul!“ und sie bemerkten nicht einmal, daß die Hosen Teil einer Pfadfinderuniform waren. Der „Mann“ war vierzehn Jahre alt.

Die Mädels beschlossen, ihn . . . mit Feuer zu foltern. Sie hielten den deutschen Knaben nach unten und drückten ihre Zigaretten an ihm aus, und unter Benutzung von Benzin steckten sie sein lockiges schwarzes Haar in Brand.24

In den größeren Gefängnislagern starben Deutsche täglich zu Hunderten.

„Ihr Schweine!“, brüllte der Kommandant und schlug die Deutschen mit ihren Stühlen, oft mit tödlichem Ausgang. So manches Mal schrie im Morgengrauen ein jüdischer Wärter „Eins! Zwei! Drei! Vier!“ und ließ die Deutschen in die angrenzenden Wälder abmarschieren. „Halt! Nehmt eure Schaufeln! Grabt!“, schrie der Wärter, und, nachdem die Deutschen eine große Grube ausgehoben hatten, stellte er ein Hitlerbild hinein. „Heult jetzt!“, sagte der Wärter. „Und singt alle Hundebellen!“, und die Deutschen stöhnten,

Alle Hunde bellen
Alle Hunde bellen

nur die kleinen hot dogs
bellen überhaupt nicht.

Dann schrie der Wärter, „zieht euch aus!“ und, als die Deutschen nackt waren, verprügelte er sie, übergoß sie mit Jauche, oder fing eine Kröte, die er in den Rachen eines Deutschen zwängte, woraufhin der Deutsche bald verendete.25

Nach Jahren von Verfolgung und durch den Verlust von Häusern und Angehörigen völlig aus dem Gleichgewicht gebracht, schien für die Lagerbetreiber keine Quälerei, kein Sadismus, keine Bestialität ungeheuerlich genug, sie nicht an den in ihrer Macht Befindlichen ausprobieren zu wollen. Einige Deutsche wurden gezwungen, auf allen Vieren zu kriechen und dabei sowohl ihre eigenen als auch die Exkremente anderer zu essen. Viele wurden in geöffneten Latrinen ertränkt. Hunderte wurden in Gebäude getrieben und darin verbrannt oder in versiegelten Särgen bei lebendigem Leibe begraben.26

In der Nähe von Lamsdorf wurden deutsche Frauen gezwungen, Körper einer polnischen Begräbnisstätte zu exhumieren. Gemäß John Sack:

Die Frauen gingen ans Werk, aber als die Körper, schwarz wie Gossenmaterial, zum Vorschein kamen, wurde den Frauen übel. Die Gesichter waren verrottet, das Fleisch war wie Leim, aber die Wärter, die geisteskrank zu sein schienen, gaben einer deutschen Frau Urin oder Blut zu trinken und die Exkremente eines Mannes zu essen. Sie steckten eine ölige Finnmark Banknote in die Scheide einer Frau zündeten sie dann mit einem Streichholz an. Sie befahlen den Frauen . . . “legt euch zu ihnen!“ Die Frauen gehorchten und die Wärter schrien, „umarmt sie!“, „küßt sie!“, „macht Liebe mit ihnen!“, und drückten die Gewehrläufe auf die Hinterköpfe der Frauen, bis ihre Augen, Nasen und Münder sich tief im Schleim der polnischen Leichengesichter vergruben. Die Frauen, die ihre Lippen zusammenpreßten, konnten nicht schreien und die, die schrien, kosteten etwas Aasiges. Spuckend und würgend standen die Frauen schließlich auf, mit feuchtem Laubwerk an ihrem Kinn, ihren Fingern, an ihrer Kleidung; als sie zurück nach Lamsdorf marschierten sickerte die Nässe durch die Poren und der Gestank umhüllte sie wie ein feiner Nebel. Es gab dort keine Duschen und die Leichen hatten offensichtlich alle Typhus gehabt und vierundsechzig Frauen . . . starben.27

So überraschte es nicht, daß die Sterbeziffer in den Konzentrationslagern eine Gigantische war und daß kaum einer überlebte. In einem Gefängnis von achttausend kamen lediglich 1,500 wieder nach Hause.28 Von den „glücklichen," Einzelpersonen, die noch einmal mit dem Leben davongekommen waren, konnten nur wenige länger als Menschen bezeichnet werden.

Nachdem ein paar vereinzelte Berichte von den in Polen begangenen unaussprechlichen Greueltaten durchzusickern begannen, waren viele im Westen fassungslos. „Nach den Schrecken in den Nazi Konzentrationslagern sollte man doch erwartet haben, daß sich so etwas nie wiederholte", nuschelte ein Senator der Vereinigten Staaten, der sich auf das Verprügeln und Foltern und auf die „von Gehirn vollbespritzten Zimmerdecken" bezog.29

„Starben unsere Soldaten für so etwas?" hallte es von einem Briten im Unterhaus wider.30
Winston Churchill fügte hinzu: „Eine Riesenzahl von Deutschen sind reinweg vermißt. Es ist nicht unmöglich, daß sich hinter dem Eisernen Vorhang eine Tragödie ungeheuren Ausmaßes abspielt".31
Während Churchill und andere im Westen Schock und Überraschung über die sich in der sowjetischen Zone abspielenden sadistischen Schlachtereien vorgaukelten, wurde herzlich wenig von der „Tragödie ungeheuren Ausmaßes" gesprochen, die sich vor ihrer eigenen Haustür ereignete.

✠ ✠ ✠

Unter den Millionen der von den Alliierten Eingekerkerten wurden tausende Deutsche damit beschuldigt, direkt oder indirekt an Kriegsverbrechen beteiligt gewesen zu sein. Weil die Siegermächte rasche und strenge Bestrafungen forderten, wurden die alliierten Staatsanwälte gedrängt, belastende Anklagen auf schnellstmöglichem Wege zustandezubringen. Unglücklicherweise schienen die Eroberer— was die Angeklagten betraf—in diesem Prozeß soviel Schmerz wie möglich zufügen zu wollen.

„Wir wurden splitternackt in winzige Zellen geworfen", schrieb Hans Schmidt später. „Die Bereiche, in denen drei oder vier Personen eingekerkert wurden, waren ein Meter achtzig mal drei Meter und hatten weder Fenster noch eine Lüftungsanlage".

Jedesmal wenn wir zu den Toiletten gingen, mußten wir durch eine Reihe

von Amerikanern laufen, die uns mit Riemen, Besen, Eimern und Gürteln schlugen und ihre Pistolenhalter benutzten, um uns zu Fall zu bringen. Unser Kopf, unsere Augen, unser Körper, Bauch und unsere Genitalien wurden brutal verletzt. In der Toilette stand ein Mann, der uns verprügelte und anspuckte. Dasselbe Martyrium erwartete uns auf dem Rückweg. Die Temperatur in den Zellen war 60 Grad Celsius oder mehr. Während der ersten drei Tage wurde uns nur ein Glas Wasser und eine schmale Scheibe Brot gegeben. In der ersten Zeit sonderten wir viel Schweiß ab, aber dann stoppte das Schwitzen. Man ließ uns stundenlang angekettet stehen. Wir litten schrecklich unter Durst, Blutstockungen und Absterben der Hände. Von Zeit zu Zeit wurde Wasser über die fast heißroten Kühler geschüttet, was die Zellen mit Dampf füllte, so daß wir kaum atmen konnten. Es war immer dunkel in den Zellen, ausgenommen für den Fall, daß amerikanische Soldaten hereinkamen und die Glühbirnen anknipsten . . . was uns kurzzeitig zwang, unsere Augen zuzumachen.

Unser Durst wurde immer unerträglicher, bis unsere Lippen aufsprangen und unsere Zungen steif wurden und wir irgendwann teilnahmslos wurden oder fantasierten oder zusammenbrachen. Diese Behandlungsweise setzte sich dreizehn Tage lang fort, gemartert von Hitze und Durst. Wenn wir um Wasser baten, verhöhnten uns unsere Wärter. Wenn wir ohnmächtig wurden, wurden wir wiederbelebt, indem man uns mit kaltem Wasser durchnäßte. Überall war es schmutzig und wir durften uns nicht waschen, unsere entzündeten Augen taten furchtbar weh und wir kippten dauernd um.

Alle zwanzig Minuten oder so wurden unsere Zellentüren geöffnet und die Soldaten beleidigten und schlugen uns. Jedesmal, wenn die Zellentüren geöffnet wurden, mußten wir, mit dem Rücken zur Tür, stillstehen. Uns wurden täglich zwei Teller mit Essen gegeben, das mit viel Salz, Pfeffer und Senf angereichert war, um uns noch durstiger zu machen. Wir aßen im Dunkeln auf dem Fußboden. Der Durst war die schrecklichste aller Qualen und wir konnten nicht schlafen.

In diesem Zustand wurde ich vor Gericht gestellt.32

✠ ✠ ✠

Während der NS-Kriegsverbrecherprozesse und Anhörungen wurde von fast jeder Methode, die zu einem „Geständnis“ führte, Gebrauch gemacht. Eifrig darum bemüht, hochrangige deutsche Offiziere ins Malmedy Massaker zu

verwickeln, befahl der amerikanische Ermittler Harry Thon dem Wehrmachtsfeldwebel Willi Schäfer, eine belastende eidesstattliche Erklärung abzugeben.

Am nächsten Morgen erschien Mr. Thon in meiner Zelle, las meinen Bericht, zerriß ihn, verfluchte mich und schlug mich. Nach seiner Drohung, mich töten zu lassen, wenn ich nicht schriebe, was er verlangte, ging er hinaus. Ein paar Minuten später ging die Tür zu meiner Zelle wieder auf, eine schwarze blutverkrustete Kapuze wurde über meinen Kopf und mein Gesicht gestülpt und ich wurde in einen anderen Raum geführt. Angesichts Mr. Thons Drohung hatte die schwarze Kappe einen demoralisierenden Einfluß auf mein Gemüt . . . Vier Männer aus meiner Abteilung . . . klagten mich an, obwohl sie später ihre Falschaussage eingestanden. Trotz allem weigerte ich mich noch, mich selbst zu belasten. Daraufhin sagte Mr. Thon, daß, sollte es bei meiner Weigerung bleiben, dies als Beweis meiner „Nazi Ansichten“ gelte und deshalb . . . meinen sicheren Tod nach sich ziehen würde. Er sagte, daß ich keine Chance gegen vier Zeugen hätte und riet mir—in meinem eigenen Interesse—eine Erklärung abzugeben, nach welcher ich freigelassen würde . . . Ich weigerte mich noch immer. Ich sagte zu Mr. Thon, daß, obgleich mein Gedächtnis gut sei, ich mich nicht erinnern könne, daß sich diese zu beschreibenden Ereignisse meines Wissens nach je so zugetragen hätten.

Herr Thon ging weg aber kam nach kurzer Zeit mit Leutnant [William] Perl zurück, der mich mißhandelte und zu Mr. Thon sagte, daß, sollte ich nach dreißig Minuten nicht geschrieben haben, was nötig sei, mein Schicksal besiegelt sei. Leutnant Perl machte klar, daß ich die Alternative zwischen Schreiben und Befreiung und Nichtschreiben und Sterben hätte. Ich wählte das Leben.33

Ein anderer Landser, der dem Druck nicht widerstehen konnte, war Joachim Hoffmann:

Vor dem Gang zum Verhör wurde mir eine schwarze Kapuze auf den Kopf gesetzt. Die mich zur Vernehmung begleitenden Wächter schlugen oder traten mich oft. Ich wurde zweimal die Treppe hinuntergeschubst und mir wurde dabei so weh getan, daß Blut aus Mund und Nase herausschoß. Als ich beim Verhör den Offizieren gegenüber die von mir erlittene Mißhandlung erwähnte, lachten sie nur. Jedesmal, wenn ich außerstande war, die mir gestellte Frage zu beantworten, oder meine Antwort den Offizieren nicht

gefiel, wurde ich geschlagen und die schwarze Kapuze wurde tiefer über mein Gesicht gestülpt . . . Ich wurde geschlagen und mir wurde mehrere Male in die Genitalien getreten.34

Verständlicherweise unterwarf sich nach solch einer Behandlung selbst der Stärkste und unterzeichnete Papiere, in denen man sich selbst und andere belastete. „Wenn du gestehst, bist du ein freier Mann“, wurde dem neunzehnjährigen Siegfried Jänckel gesagt. „Du mußt nur sagen, daß es ein Befehl von deinen Vorgesetzten war. Aber wenn du es nicht sagst, wirst du aufgehängt“.35 Trotz der geistigen und körperlichen Mißhandlung hielt der junge Jänckel solange stand, wie er konnte: „Ich hörte die Schreie von Männern, die in den Nachbarzellen gefoltert wurden und zitterte jedesmal vor Angst, wenn man mich zur Vernehmung führte . . . Solch einem Zwang ausgesetzt, fügte ich mich letztendlich und unterschrieb die mir diktierte Beweisaussage“.36

Weit davon entfernt, isolierte oder extreme Fälle gewesen zu sein, waren solche Methoden, Zugeständnisse zu erzwingen nicht die Ausnahme sondern die Regel. Die Autorin Freda Utley, die, nachdem sie mit dem amerikanischen Juristen Edward van Roden gesprochen hatte, von den Schrecknissen Kenntnis erlangt hatte, schrieb:

Prügel und brutales Treten; Zähne Ausschlagen und Kieferbrechen; Scheinprozesse; Isolationshaft; Folter mit glühenden Spießen; Ermittler, die vorgaben, Priester zu sein; Hungerfolter; das Versprechen von Schulderlaß . . . Der Sachverständige van Roden sagte: „In den 139 Fällen, die wir untersucht hatten, war allen Männern—außer zweien—so brutal in die Genitalien getreten worden, daß sie für immer funktionsunfähig geworden waren. Dies war eine übliche Vorgehensweise unserer amerikanischen Ermittler“. Er sprach von einem Deutschen, dem amerikanische Ermittler brennende Zündhölzer unter die Fingernägel getrieben hatten, um ein Geständnis von ihm zu erpressen und der nach dieser erlittenen Grausamkeit bei seinem Strafprozeß mit noch verbundenen Fingern erschien.37

Neben den durch Folter erpreßten Zeugenaussagen, wurden jene Zeugen, die zur Verteidigung der Angeklagten hätten auftreten können, davon abgehalten, zu erscheinen. Außerdem wurden gedungene „Zeugen“ von den Amerikanern dafür bezahlt, die Anschuldigungen der Staatsanwälte papageienhaft nachzuplappern.38

Sobald diese Art Kritik von Leuten wie Utley oder van Roden an die Oberfläche drangen, und selbst während man die Opfer zu Hunderten aufhängte, verteidigten die dafür Verantwortlichen ihre Methoden. „Es wäre uns möglich gewesen, diese Vögel in noch ganz anderer Weise zum Singen gebracht zu haben . . . “, erklärte Oberst A.H.Rosenfeld. „Es war ein Trick und funktionierte wie eine Zauberformel“.39

✠ ✠ ✠

Währenddessen, als das richterliche Affentheater hinter Gefängnismauern im Gange war, wurde das Land von einer noch anderen Art von Folter befallen. Das besiegte Deutschland war in den ersten Nachkriegsjahren in der Tat zu wenig mehr als einem gigantischen Konzentrationslager geworden. Hand in Hand mit dem skrupellosen Entnazifizierung und „Umerziehungsprogramm“ der Alliierten ging die Politik des Verbrüderungsverbotes. Um sicherzustellen, daß die Besatzung sowohl effektiv als auch kosteneinsparend sei, war theoretisch die „nonfrat“ wenig mehr als eine einfache Trennung der Sieger von den Besiegten. In der kalten und harten Wirklichkeit versteckte sich hinter diesem Programm allerdings nichts anderes als die wohlüberlegte Absicht, Deutsche noch zusätzlich zu dämonisieren und abzuwerten und ihr letztes bißchen Stolz und Selbstrespekt zu zermalmen. Ein für die Truppen der Vereinigten Staaten bestimmtes Nachkriegspamphlet führte aus:

Das Schießen hat aufgehört aber es gibt noch viel zu tun . . . Paßt auf, die Menschen sind noch ein schreckenerregender Feind . . . Da sind Kinder, die vor eurer Kantine von einem Fuß auf den anderen umherhüpfen. Obwohl sie zu höflich oder zu ängstlich sind, um Essen zu bitten, könnt ihr es aus ihren Blicken entnehmen, wie hungrig sie sind. Alten Männern und Frauen, die Karren ziehen, jungen Mädchen in abgenutzter Kleidung . . . geht es immer noch besser, als den Tausenden von Griechen, Holländern und Polen, die sie versklavt hatten . . . Der zerlumpte und sich mit einer Ladung Brennholz durch die Straßen schleppende Deutsche mag nicht bösartig aussehen, hat aber dennoch vieles gemein mit einer Ratte in der Falle.40

Die britische Regierung, mit Hunderten von Jahren kolonialer Erfahrung, auf die sie sich stützen konnte, erteilte ähnliche Anweisungen an ihre im „dunkelsten Deutschland“ stationierten Soldaten:

Spielt eure Rolle als Vertreter einer Siegermacht und weist die Deutschen in

ihre Schranken. Gebt Befehle—laßt keine Fragen zu. Tragt kalte, korrekte, würdevolle Knappheit und Unnahbarkeit zur Schau. Versucht nicht, nett zu sein—es wird als Schwäche gewertet. Reagiert stark auf jeden Versuch, die Leitung zu übernehmen oder auf jede andere Form von Unverfrorenheit. Seid nicht zu entgegenkommend, den Geschichten attraktiver Frauen zuzuhören—sie könnten unter Befehl stehen. Zeigt keine Abneigung einem anderen Krieg gegenüber, sollte Deutschland diesmal nicht seine Lehre daraus gezogen haben.41

Das „Verbot der Verbrüderung" entpuppte sich als eine Art offizieller Rechtfertigung, Deutsche aus ihren Häusern oder von ihren Grundstücken vertreiben zu können oder ihnen Zugang zu ihren Läden, Geschäften und Restaurants zu verweigern; die Verordnungen wurden inoffiziell zu einem Freibrief der Sieger, die Besiegten zu beschimpfen, zu beleidigen und zu mißhandeln, wenn und wo auch immer ihnen danach zumute war.42

„ICH HASSE DEUTSCHE", warnte ein Schild über dem Schreibtisch eines amerikanischen Majors. So überraschte es nicht, daß sich viele Männer solche Andeutungen zu Herzen nahmen. Ein Soldat der VS , Joseph Halow, schrieb:

Ich erinnere mich an einen jüdisch-amerikanischen Dolmetscher, der, in seinem Jeep unterwegs . . . nie eine Gelegenheit verpaßte, mit hoher Geschwindigkeit durch Pfützen zu fahren, um so viele deutsche Fußgänger wie möglich mit der kalten und schlammigen Brühe zu durchnässen. Einmal war ich mit dabei. Nachdem er einen Schlenker gemacht hatte, um eine große Menge der am Rand der unbefestigten Straße entlanggehenden Deutschen zu besudeln, grinste er mich an und gab zu, daß er es mit Absicht getan hätte, daß er dachte, daß die Deutschen es nicht anders verdient hätten. Obwohl ich seine Gefühle verstehen konnte, bedauerte ich diese Angewohnheit zutiefst, denn zu der Zeit kannte ich schon die sorgfältige Pflege, mit der meine eigenen deutschen Bekannten—von denen es sich nur sehr wenige leisten konnten, neue Kleidungsstücke zu kaufen—ihre alten Sachen säuberten und instand hielten.43

Einen anderen Zeitvertreib, den sich alliierte Soldaten in Jeeps gestatteten, war das Umstülpen von Frauen mit Hilfe von Gehstöcken, die sie im Vorbeifahren um die Fußgelenke der Frauen hakten. Deutschen Männern wurde damit über den Kopf gedroschen.44 Joseph Halow erinnert sich an

einen anderen Zwischenfall, der nur allzu verbreitet war:

Als ich vor dem Excelsior Hotel stand, und bereit, in den Bus einzusteigen . . . bemerkte ich an der Ecke die Ansammlung einer Menschenmenge. Während ich herübereilte entdeckte ich, was es mit der Attraktion auf sich hatte. Ein zur Armee der VS gehöriger Mann verprügelte einen Deutschen, der sich nicht wehrte: „Aber ich habe doch nichts getan!“ Seine Einsprüche waren zwecklos, denn der rasende GI beruhigte sich nicht. Ich fragte einen Schaulustigen, was denn passiert sei und erfuhr, daß der Deutsche ein amerikanisches Mädchen beleidigt hatte, indem er sie „Hure“ nannte.

Als der Deutsche dort lag, begann der angeworbene Mann, rabiat auf ihn einzutreten, in die Seite, auf die Brust, auf den ganzen sich vor Schmerz krümmenden Körper. Zwei amerikanische Leutnante befanden sich unter den Betrachtern. Ich fragte, ob es denn niemanden gäbe, den Angriff zu stoppen. Einer der Offiziere ließ seinen offensichtlichen Widerwillen durchblicken, sah aber weiterhin nur schweigend zu. Als ich ihn fragte, ob er dem Mann nicht befehlen könnte, aufzuhören, zuckte er nur wortlos mit den Achseln.45

Solch blindwütige Brutalität konnten die Deutschen überhaupt nicht verstehen. Freda Utley schrieb:

Ich erinnere mich an einen jungen Deutschen, der im okkupierten Frankreich gewesen war und zu mir sagte, „Als ich Soldat in Frankreich war, hatte ich nie die Chance, mich am Leben zu erfreuen oder andere Leute herumzukommandieren wie du es tust. Wir wurden strengstens diszipliniert und uns wurde beigebracht, den Franzosen gegenüber höflich und zuvorkommend zu sein; wir lebten in ihren Häusern mit ihnen und warfen sie nicht in die Gosse, wie ihr es mit uns tut. Nun haben wir allerdings unsere Lektion gelernt; sollte es je ein nächstes Mal geben, so habt ihr uns Deutschen beigebracht, was es heißt, Sieger zu sein“.46

Wenn sich auch einige Soldaten rückhaltlos das Verbot der Verbrüderung mit einer Rachgier, die selbst Eisenhower zufriedengestellt hätte, zu eigen gemacht hatten, blieben die meisten GIs und Tommies ihrer besseren Natur treu. Peter Fabian, ein junger Artillerieoffizier in einer britischen Division, rief sich den Tag in Erinnerung, als eine „sehr verzweifelte“ deutsche Bäuerin auf ihn zustürzte.

Sie kam dreizehn Kilometer vom Bauernhof hergerannt und sagte, daß sie ihr

Kleinkind verbrüht hätte und flehte uns an, es zu retten. Daraufhin ging ich zu unserer Amtsärztin und fragte sie, ob sie etwas tun könne. Sie sagte ja aber sie habe kein Transportmittel. So stahl ich eins. Ohne gehörige Autorität nahm ich einen Jeep und fuhr mit der Ärztin und der Mutter zum Bauernhof. Wir fanden das Kind fast tot auf. Die Mutter hatte die verbrannten Stellen mit Mehl bedeckt, was das Dümmste ist, das man tun könnte. Weshalb die Amtsärztin gezwungen war, das Mehl zu entfernen, was drei oder vier Stunden in Anspruch nahm . . .

Am nächsten Tag, Montag morgens, wurde ich wegen Fehlverhaltens unverzüglich von jenem Oberst, meinem befehlshabenden Offizier, der ein Christ war und die Deutschen haßte, gemaßregelt. Er sagte: „Was unterstehst du dich, mit Deutschen zu sprechen! Du hast absolut kein Recht dazu. Weißt du denn nicht, daß es ein Gesetz über diese Art von Dingen gibt? Das nächste Mal wirst du mit ernsten Schwierigkeiten zu rechnen haben". Das machte mich sehr böse und ich konterte: „Mein Gott, nun weiß ich, wie ihr Christen über diese Art von Dingen denkt, aber ich befürchte, daß ich andere Maßstäbe habe". Er antwortete nichts darauf. Er wurde nur rot im Gesicht und sagte: „Genug jetzt. Geh". Ich hörte nie wieder etwas von ihm.47

Solche Inseln von Humanität—winzige Zufluchtsorte als solche— konnten weder die in ganz Deutschland vorherrschenden schauderhaften Zustände wesentlich lindern, noch konnten sie das unermeßliche Meer menschlicher Misere verbessern. Ein Jahr nach Kriegsende war das ehemalige Reich immer noch ein Land von Troglodyten, in dem sich unruhige Stadtbewohner an ihre Höhlen und Ritzen klammerten. Nachdem er sich die Zustände in Hamburg selbst angesehen hatte, war Victor Gollancz entsetzt. Der jüdische Verleger schrieb an seine Frau in England das Folgende:

In einem Raum lebten ein Soldat, seine Frau (die in zwei Wochen ihr Kind erwartet) und seine zweiundsiebzigjährige Mutter. Sie leben, essen, kochen, arbeiten und schlafen in einem Raum. Es gibt ein Bett; einen Tisch; zwei Stühle und einen sehr kleinen Seitentisch; einen kleinen Ofen zum Kochen . . . Die alte Mutter schläft im Bett; auf dem Fußboden, auf einem schmuddeligem Lumpen, keiner Matratze, schlafen der Ehemann und die Frau. Die Kleidungsstücke der Frau waren erbärmlich und sie war barfuß. Sie hatte keine Bekleidung oder Wiege für den Säugling. Leute wie diese haben buchstäblich nichts. Es geht ihnen in erster Linie darum, einen Korb oder etwas Ähnliches zu bekommen, wo sie ihr Kind hineinlegen können. Ich

fragte die alte Mutter, ob sie genug zu essen hätte und sie antwortete mit einem Lächeln: „Nein, Nein, ich bin immer hungrig“—als wenn es an ihrem Appetit läge.

Dies war alles ziemlich erschütternd, aber es war paradiesisch—ich sag dies im Ernst—im Vergleich mit dem nächsten Fall . . . Der Platz war ein Keller unter Trümmern in einer der gigantisch verwüsteten Gegenden. Für Licht und Luft gab es ein winziges Fenster. Auf dem Tisch gab es eine Art offene Lampe mit nackter Flamme . . . Die Luft war so stickig, daß es mir kaum gelang, meine Brillengläser vom Beschlagen sein zu befreien . . . Es gab ein Bett, in dem der Mann und die Frau schliefen; auf einer Art Couch war der Sohn, ein Kriegskrüppel; und auf dem Fußboden, auf einer unbeschreiblich verdreckten Matratze, die an vielen Stellen durchlöchert und von heraustretenden Sägespänen bedeckt war, die Tochter. Sie sah wie fünfzig aus, aber ich schätzte ihr Alter auf etwa fünfundzwanzig. Sie war eine außerordentliche Kreatur, mit einer enormen Nase, einem knochigen, abgezehrten Gesicht und mehreren fehlenden Frontzähnen. Sie schien auch ziemlich verkrüppelt zu sein und ihre Hand bebte schrecklich, wahrscheinlich vom Hunger. Es gab überhaupt keinen freien Platz im Keller und trotzdem lebten, aßen und schliefen sie dort. Niemand konnte arbeiten—der junge Mann, weil er verkrüppelt und der Vater, weil er zu schwach dazu war . . . Die Frau weinte, als die Leute der Heilsarmee ihr etwas Geld gaben.48

Wie Gollancz festhielt, war die Heilsarmee eine der wenigen Hilfsorganisationen, die es riskierte, dem unglaublichen Leiden—ohne Rücksicht auf den politischen Druck der Alliierten—entgegenzutreten und ihm den Kampf anzusagen. Mit einer für sie typischen Wärme und einem Mitgefühl—was auf Grund des Klimas des Hasses und der Rachsucht um so erstaunlicher schien—sorgte diese Wohlfahrtseinrichtung für Lebensmittel, Kleidung und Unterkunft. Aber die heldenhaften Anstrengungen der Heilsarmee und ihrer gut abgesicherten und gut organisierten Belegschaft konnte bei der wachsenden Katastrophe kaum einen bemerkenswerten Eindruck hinterlassen.

✠ ✠ ✠

Allein in Berlin kämpften schätzungsweise 50,000 Waisenkinder ums Überleben. „Einige von ihnen“, schrieb ein Zeuge, waren „siebenjährige einäugige oder einbeinige Kriegsversehrte, viele von ihnen von

Bombardierungen und russischen Angriffen so verwirrt, daß sie beim Erblicken jeglicher Uniform, selbst der der Heilsarmee, loskreischten".49

Angesichts der verwilderten Zustände und Knappheit an Hilfsmitteln war die Rivalität unter den Waisenkinderschwärmen heftig, besonders im Winter. „Jedesmal wenn ein offener Lastwagen aus einem Kohledepot herausfuhr", erinnerte sich ein britischer Offizier, „rannten ihm Hunderte kleiner Kinder nach, um die vom vorbeifegenden Fahrzeug herunterfallenden Kohlenstücke aufzusammeln und viele von ihnen wurden im Gedränge überfahren".50

Während die Besatzungstruppen sich an Mahlzeiten mit fünf Gängen, samt fritierter Seezunge, holländischem Steak und Eis, ergötzten fühlten sich Tausende von hungernden Kindern überglücklich, wenn es ihnen gelang, eine Kartoffelschale oder eine verschimmelte Brotkruste aufzustöbern.51

Christopher Leefe erinnert sich an einen Zwischenfall, der sich während eines Festessens in einem britischen Kasino ereignete:

Wir waren etwa zur Hälfte fertig, als es einen furchtbaren Tumult in der Außenhalle gab und der Kasinokellner, einen kleinen Jungen hinter sich her schleifend, hereingestürzt kam. Der Junge war beim Ausrauben unserer Zimmer erwischt worden. Er war an einem Wasserabflußrohr hochgeklettert und kam durch ein Fenster im vierten Stock herein. Er hatte ein paar Feuerzeuge und eine Uhr gestohlen und war gerade dabei, zu entkommen, als er gefaßt wurde. Da stand es nun, dieses kleine deutsche Schmuddelkind, uns erhabenen britischen Offizieren gegenüber. Er war nur etwa 10, dünn wie eine Bohnenstange und die Kleidungsstücke hingen von ihm wie Säcke herunter—wenn Kinder hungern, sieht deren Bekleidung immer zu groß aus. Man stellte ihn vor einen ranghohen Offizier, der ihn fragte, „warum hast du das getan?"

Der Junge stand einfach da und sagte nichts. Er war blond und arisch und trotzig, als der Major sich plötzlich nach vorn neigte und ihm mit seiner Hand ins Gesicht schlug. „Verdammtes kleines Kraut!" kreischte er. „Komm schon, sag, wo hast du alles versteckt hast!" Noch ein Schlag . . . und noch einer! Der Junge stand tränenüberströmt da und der deutsche Kasinokellner hinter ihm knurrte etwas zu ihm in deutsch. Seine Augen waren so blau und sein Haar so blond und er stand so arrogant und trotzig da, daß mich bis heute die eine Frage nie losließ: „Mein Gott, ich frage mich, wie viele unserer

Jungen so zäh sein würden?“

Worauf es ankommt ist, daß sich niemand von uns auch nur im Geringsten um den kleinen Jungen kümmerte. Er war wahrscheinlich ein Waisenkind, sein Vater war tot an der russischen Front, seine Mutter unter dem Schutt ausgebombter Ruinen am Verwesen und er, am Verhungern und der Macht eines britischen Panzerregiments trotzend, riskierte, an Wasserabflußrohren hochkletternd, sein Leben. Na und? Wir fühlten nicht das geringste Erbarmen für ihn oder irgendeinen anderen Deutschen.[52]

Kinder, die sich nicht irgendwie durchschlagen konnten, starben. Jene, die nicht verhungerten oder erfroren, wurden von Höhlenwänden zerquetscht oder von explodierenden Bomben, die bergeweise über ganz Deutschland verstreut umherlagen, in Fetzen zerrissen.

„Ich sah, wie ein Freund von mir mit einer Handgranate spielte“, sagte die neunjährige Martha Süntzenich. „Sie explodierte und riß seinen Kopf ab. Er hüpfte wie ein Huhn herum und überall gab es viel Blut“.[53]

Auf sich selbst gestellt alterten die Waisenkinder schnell und die kleinen Mädchen am schnellsten von allen. Wie ihre älteren Schwestern entdeckten diese Kinder nur allzubald, daß das Sichselbstverkaufen den Hungertod hinauszögern könnte.

„Deutschlands Jugend ist auf der Straße . . . weil es zu Hause nicht genug zu essen gab“, berichtete die New York Times. „Obdachlos, ohne Papiere oder Lebensmittelkarten . . . berauben diese Gruppen Deutsche und Vertriebene. Sie wandern ziellos, richtungslos, enttäuscht, verlottert, krankhaft und ohne Führung umher“.[54]

✠ ✠ ✠

Als Gewissensbisse begannen, sowohl über alliierte Soldaten als auch über Reporter aus New York hinwegzukriechen, fingen auch andere an, vor der erbarmungslosen Herrschaft des Terrors in Deutschland zurückzuschrecken. Während der nächsten Monate und Jahre wurden endlich einige Stimmen laut, die bis zu diesem Zeitpunkt verhalten geäußert oder zum völligen Schweigen gebracht worden waren. George Kennan, ein hochrangiger Beamter des Außenministeriums der VS, war außer sich über das, was er in Deutschland gesehen hatte:

Beim Anblick der Horden meiner Landsleute und ihrer Angehörigen kam ich jedesmal mit einem Gefühl äußersten Entsetzens zurück. Landsleute, die, inmitten der Ruinen einer zerschlagenen nationalen Gemeinschaft, im Luxus kampierten, der Vergangenheit unkundig und blind gegenüber den reichlich vorhandenen Beweisen der jetzigen Tragödie um sie herum. Sie wohnten in denselben abgelegenen Villas, die die Gestapo und die SS gerade in Stich gelassen hatten und erfreuten sich an denselben Privilegien, und das angesichts eines wahrhaftigen Ozeans der Entbehrung, des Hungers und der Niedertracht. Ich war entsetzt, wie sie mit ihren dümmlichen Supermarktartikeln umherprotzten und damit vor einem Volk, das dringend spirituelle und geistige Führung brauchte, ein Beispiel des leeren Materialismus und kultureller Armut vorlebten.55

Sein amerikanischer Kollege und Historiker Ralph Franklin Keeling fügte hinzu:

Während die Deutschen um sie herum am Hungertuch nagen, mit Lumpen bekleidet sind und in Hütten leben, leben die amerikanischen Aristokraten in oft ungewohnter Behaglichkeit und im Luxus . . . Sie wohnen in den feinsten Häusern, aus denen sie die Deutschen vertrieben hatten. Sie stolzieren in feinen Gewändern herum und schlagen sich den Bauch mit der dreifachen Menge an Speisen voll, die sie den Deutschen zugestehen. Wenn wir den Deutschen erklären, daß diese niedrigen Rationen notwendig sind, weil Nahrungsmittel so knapp sind, denken sie natürlich, daß wir sie entweder belügen oder betrachten uns als Unmenschen, die sich den Löwenanteil sichern, während sie und ihre Kinder verhungern.56

Eins der grundlegenden Bedenken, das viele Kritiker in Bezug auf die alliierte Politik hatten, war, daß das von den Demokratien demonstrierte grauenhafte Beispiel bald alle Deutsche in die Hände der Sowjets treiben würde; daß die Opfer, trotz ihrer tief verwurzelten Abneigung gegen den Kommunismus, ihn als das kleinere der beiden Übel werten würden.

„Was wir hier tun, ist die totale Vernichtung des einzig halbmodernen Staates in Europa, so daß Rußland sich alles einverleiben kann“, warnte George Patton prophetisch, kurz bevor er von Eisenhower gefeuert wurde.57

Wie es der General vorher klargemacht hatte und trotz weltweiter Sympathie für die vor und während des Krieges von den Nationalsozialisten verfolgten

Juden, wurde ein wachsender Trend von Stimmen laut, die angesichts der grausamen Behandlung der sich nach dem Krieg in jüdischen Händen befindenden Deutschen gleichermaßen entsetzt waren. Zweifellos selbst keine Antisemitin, sondern eine ebenso leidenschaftliche Antinationalsozialistin wie Antikommunistin gab Freda Utley der sich entwickelnden Stimmung vieler in ihrem Buch „Der hohe Preis der Rache" Ausdruck:

Die rachsüchtige Haltung einiger jüdischer Regierungsbeamter im militärischen Sektor und die Tatsache, daß Morgenthau seinen Namen zur Strategie des Völkermordes gab, ein Plan, den Roosevelt als Wegbereiter des Verbrechens mißbräuchlicher Ausnutzung privilegierter Positionen von nichtdeutschen Juden als „heimatvertriebene Personen" unterschrieb, hat unglücklicherweise mehr Deutsche antijüdisch gemacht, als es Hitler's Rassengesetze und Propaganda jemals tun konnten. Unter den Nationalsozialisten sympathisierten viele, wenn nicht sogar die meisten, mit den Juden und schämten sich über die von manchen Nationalsozialisten begangenen Verbrechen. Nach Deutschlands Niederlage und seiner Besetzung durch die Alliierten, sagen, laut dem, was mir von deutschen Juden mitgeteilt wurde, mehr und mehr Deutsche, die vormals frei von „Antisemitismus" gewesen sind, daß Hitler Recht hatte; die Juden waren der Grund für Deutschlands Elend und die ungerechte Behandlung, die die Deutschen sich von den siegreichen Demokratien gefallen lassen mußten.

Jeanette Wolff, die unerschütterliche jüdische sozialdemokratische Führungskraft . . . sagte mir, daß es für die deutschen Juden tragisch war, daß das Verhalten vieler amerikanischer Juden und Vertriebenen („displaced persons") zu Recht bestehende Gründe für den „Antisemitismus" in Deutschland gab. Jeanette Wolffs Ansichten waren nicht außergewöhnlich. Im Gegensatz zur Germanophobie von Juden, die in den dreißiger Jahren aus Deutschland geflüchtet waren oder nie in Deutschland gelebt hatten, gab es bei den deutschen Juden, die zu Hause geblieben waren und unter Hitler's Herrschaft litten, keine solchen Gefühle. Selbst nachdem Angehörige und Freunde manchmal ermordet wurden oder nachdem sie selbst die Schrecken der Konzentrationslager überstanden hatten, betrachteten sie sich immer noch als Deutsche. Die amerikanischen Juden (oft polnischer oder russischer Herkunft) sowie die zurückgekehrten Exiljuden, sind davon besessen, die Agonie des jüdischen Volkes in Hitler's Reich zu rächen, indem sie danach

trachten, das ganze deutsche Volk übel zuzurichten.

Ich vermute, daß diese Deutung in der Tatsache begründet liegt, daß die in Deutschland gebliebenen Juden erfahrungsgemäß wußten, daß das deutsche Volk als Ganzes nicht für Verbrechen mancher Nationalsozialisten verantwortlichgemacht werden konnte. Viele Juden und Nichtjuden verdanken ihr Überleben den Risiken, auf die sich ganz normale Deutsche einließen, um sie zu retten, indem sie sie versteckten und ernährten. Und die lebendig aus den Konzentrationslagern Herausgekommenen wissen, daß viele Deutsche unter demselben Hunger und derselben Folter litten wie die Juden, weil sie ihre Stimme gegen die Tyrannei der Nationalsozialisten oder gegen die Judenverfolgung erhoben hatten.58

Während Politik und Angst vor mehr „Antisemitismus“ viele Kritiker motivierte, verpflichtete andere nichts mehr, als ihr echtes Mitgefühl für die unschuldigen Opfer, ihre Meinung zu sagen. In seiner Botschaft zum Heiligen Abend des Jahres 1945, appellierte Papst Pius XII an die Welt, der „schlecht durchdachten Grausamkeit“, die das deutsche Volk insgeheim zerstören sollte, ein Ende zu setzen.59

So beeindruckend der Appell des Papstes auch zweifellos gewesen sein mag, so war doch der später von Herbert Hoover eingereichte Bericht schockierender und hatte mehr Konsequenzen. Nachdem er Deutschland besucht hatte, sprach der frühere Präsident über obdachlose und zu Hunderten erfrorene Kinder, über Männern und Frauen, die, hungrig, an ihren Arbeitsplätzen zusammenbrachen und über Leuten mit Kraftfahrzeugen, die besonders darauf achteten, von Krankheit befallene und ausgehungerte Fußgänger, die die Straße überquerten, nicht zu überfahren.60 Schreckliche Geschichten über alliierte Folterkammern drangen auch an die Oberflache.

„AMERIKANER FOLTERN DEUTSCHE, UM GESTÄNDNISSE ZU ERZWINGEN“, hieß es in einer britischen Schlagzeile. „Eine häßliche Geschichte von barbarischer Folter im Namen alliierter Gerechtigkeit...starke Männer wurden zu zerbrochenen Wracks reduziert und waren deshalb bereit, jedes ihnen von den Staatsanwälten abverlangte Eingeständnis vor sich hin zu plappern.“61

Viele genierte und fassungslose Amerikaner packte das Grauen. Henrik Shipstead sagte im Plenarsaal des Senats der VS, daß die Deutschland

zugefügten alliierten Grausamkeiten zusammen mit der im Morgenthauplan geforderten Vernichtung deutsch sprechender Menschen alles in allem, „ein Denkmal von Amerikas ewiger Schande seien.“62 Obwohl Henry Morgenthau weg war—von Präsident Truman abgelöst—und obgleich einige barbarische Aspekte jenes Plans zurückgestellt wurden, war das von den siegreichen Alliierten in Potsdam unterzeichnete Abkommen in vielerlei Hinsicht sogar noch drakonischer als das Original.

Während die Welle der Kritik über die sadistische Behandlung Deutschlands stärker wurde, entwickelte sich hinter dem Eisernen Vorhang ein Schreckensszenario von fast unvorstellbaren Proportionen. Hier, in den jahrhundertealten Provinzen von Preußen, Pommern, aber besonders von Schlesien, wurde der in Jalta und Potsdam gesäte Samen zu einer absurden und schrecklichen Frucht. Was sich in dieser vormals deutschen Region ereignete, war, wie es ein amerikanischer Historiker damals ausdrückte, „die niederschmetterndste Grausamkeit der gesamten Geschichte. Es ist gewollt, es ist brutal, es ist ungeheuerlich—und es ist ein alliiertes Verbrechen. Es ist ein amerikanisches, britisches, russisches, Morgenthauisches, ein Potsdamer Verbrechen“.63

Es war, wie es ein amerikanischer Bischof schlicht ausdrückte, „das größte Verbrechen der Epoche“.64

11 Das Verbrechen der Epoche

I

m Frühjahr des Jahres 1945, als die in allen Ostgebieten Deutschlands lebenden terrorisierten Millionen vor der Roten Armee entweder geflüchtet, oder als Folge einer schnellen sowjetischen Vorwärtsbewegung, gefangengenommen waren, hatten sich Millionen anderer Deutscher an ihre Häuser geklammert, entschlossen, dem Sturm irgendwie zu trotzen. Nach der bald darauf folgenden Niederlage kehrten Tausende der hungernden und heruntergekommenen Flüchtlinge mit der Hoffnung in den Osten zurück, daß es besser wäre, nicht wie heimatlose Vagabunden auf der Straße, sondern zu Hause, umgeben von allem Vertrauten, zu leiden und zu sterben. Ohne sich dessen bewußt zu werden, war für diese Vielzahl verdammten Menschentums die Uhr schon abgelaufen—sie waren heimatlos geworden.

Den in Jalta artikulierten und in Potsdam kodifizierten Vereinbarungen

entsprechend, erhielt Rußland als Belohnung gigantische Gebiete des deutschen und polnischen Herrschaftsbereiches im Osten und Polen verschluckte großflächige Teile des früheren Reiches im Westen, einschließlich den größten Teil Preußens, Pommerns und die äußerst reiche und industrialisierte Provinz von Schlesien. Was solch eine Aktion beinhaltete, wurde von Churchill eiskalt enthüllt. Als ein polnischer Beamter zweifelte, daß eine Entwurzelung solch massiven Ausmaßes machbar wäre, schob der britische Premierminister alle Bedenken beiseite: „Ich pfeife auf die fünf oder mehr Millionen Deutschen. Stalin wird sich schon um sie kümmern. Ihr werdet keinen Ärger mit ihnen haben: sie werden aufhören zu existieren“.1

Während 1945 die Rote Armee noch das östliche Deutschland überrollte, waren ihnen polnische Milizsoldaten dicht auf den Fersen, eifrig darum bemüht, Anspruch auf das zu erheben, was ihnen schon bald gehören würde. Die Überlebenden, die sich vorstellten, unter dem Joch der vorübergezogenen Sowjets schon alles gesehen und erlitten zu haben, entdeckten nur allzubald, daß sie sich gewaltig geirrt hatten.

„Die Wochen unter russischer Okkupation schienen friedfertig im Vergleich“, schrieb eine ihren Augen nicht trauende Frau aus Schlesien.2

„Bei dieser polnischen Miliz gibt es etwas Eigenartiges und Erschreckendes“, fügte ein anderer Beobachter hinzu. „Sie besteht nicht aus Soldaten und Polizisten, sondern aus Gesindel—schmutzigen und ungekämmten, grausamen und durchtriebenen Jugendlichen“.3

Wie diese Zeugen und viele andere mehr feststellten, überstieg die Niedertracht der polnischen Eindringlinge selbst die der Roten Armee. Im Gegensatz zu dem typischen Russen, der in Bezug auf den Durchschnittsdeutschen keine größere böswillige Gesinnung hegte, hatte der jahrhundertealte Konflikt zwischen den polnischen und deutschen Nachbarn einen tiefen und beständigen Haß in seinem Gefolge.4

„Die Russen sind . . . boshaft in einer Weise, die sich von der Boshaftigkeit der Polen unterscheidet“, beobachtete ein Geistlicher. „Die Niedertracht der polnischen Miliz ist . . . kalt und gehässig, während die Russische eher warmblütig ist“.5

„Sie waren immer betrunken und ließen ihrer Wut auf die Deutschen freien

Lauf“, schrieb die Schlesierin, Maria Goretti.

Vier betrunkene und von einem Arbeiter geführte Polen, vormals Beschäftigte in meinem Haus, waren ins Pfarramt eingedrungen und verprügelten meine Schwägerin und meine Haushälterin. Als ich dort auftauchte, kamen sie sofort auf mich zu und fluchten obszön. Einer von ihnen hielt meine Hände fest, so daß ich mich nicht mehr regen konnte und die anderen schlugen mir mit den Fäusten ins Gesicht und auf den Kopf. Dann wurde mir solch ein Schlag aufs Kinn versetzt, daß ich zu Boden fiel. Sie traten auf mich ein und zogen mich zur Tür. Es gelang mir, mich hochzurappeln und hinaus in den Garten zu rennen, aber sie verfolgten mich und holten mich bald ein. Dann stellten sie mir ein Bein und ich fiel auf einen Stein und schnitt mir dabei mein Gesicht auf. Während ich dort lag, hörten sie nicht auf, mich mit ihren Füßen zu bearbeiten, bis ich dachte, daß meine letzte Stunde geschlagen hätte . . . Das war der Dank der Polen dafür, daß ich sie während des Hitler-Regimes beschützt hatte.6

„Im ganzen Dorf gab es kaum einen Deutschen, der nicht schon auf die eine oder andere Weise verprügelt worden war . . . “, brachte ein von Gewaltakten markiertes Opfer ans Licht. „Ich beschränke mich auf nur drei Beispiele polnischer Methoden, Deutsche zu quälen. Sie schubsten einen Deutschen unter einen Stauwehr. Sie veranlaßten einen Dorfbewohner, auf der Erde zu liegen und Grass zu essen. Bei anderer Gelegenheit zwangen sie einen Deutschen, sich auf den Boden zu legen, während sie auf einen Tisch kletterten und von dort auf seinen Bauch sprangen“.7

Weil viele Milizsoldaten mit ihren Frauen, Geliebten und manchmal auch Kindern kamen, gab es keine massiven Vergewaltigungen.8 Für die Ofer von Verprügelungen, Folterungen und Terror rund um die Uhr war dies jedoch nur ein schwacher Trost. Alle Ortsbewohner waren Freiwild und leichte Beute.

„Da alle Deutschen weiße Armbänder tragen müssen, sind sie eine markierte und leicht identifizierbare Beute der draufgängerischen Jugendlichen und können zu jeder Form von Arbeit oder Erniedrigung zusammengetrieben werden“, notierte Regina Shelton. „Die paar deutschen Männer der Stadt, von denen die meisten seit langem ihrer Blütezeit entwachsen waren und während des Krieges körperlich untauglich, zu dienen, wurden zu den Hauptleidtragenden von Erniedrigung und Terrorismus. Früher oder später

wird jeder von ihnen unter allen möglichen fadenscheinigen und in polnischen Köpfen ausgebrüteten Vorwänden verhaftet".[9]

Verhaftungen geschahen aufs Geratewohl, plötzlich und üblicherweise auf Grund von Gerüchten oder Hörensagen. Ein Mann aus der Stadt Neiße erinnert sich:

Ich war gerade, nachdem ich mit meiner Suppe fertig war, hinausgegangen, als ein Zivilist und ein Russe, der die Uniform der jungen kommunistischen Bewegung trug, zu mir kamen . . . Er informierte mich, daß ich unter dem Verdacht stünde, Polen mißhandelt zu haben. Ich verneinte die Anschuldigung. Der junge, etwa sechsundzwanzigjährige Russe schlug mir daraufhin ins Gesicht und schrie, „du fettes deutsches Schwein, hast nie gearbeitet, ißt und trinkst nur, schlägst Arbeiter und gehst mit Frauen". Ich protestierte gegen diese Anklage schärfstens, worauf er mich zum zweitenmal ins Gesicht schlug. Dann nahmen sie mich mit, um mich angeblich zu verhören. Sie führten mich in den Keller der Schule des Jungen, wo vier Russen mich sofort packten und zu schlagen begannen. Blut strömte aus meiner Nase, meinem Mund und meinen Ohren, und ich brach schließlich zusammen.[10]

Ein anderer Mann, aus Falkenhain, fügte hinzu:

Ein polnischer Milizsoldat erschien am Haus und sagte zu mir, „deutscher Mann sagt, daß du Radio hast". Ich antwortete, „deutscher Mann lügt". Daraufhin trat mir der Pole in den Magen, verhaftete mich und nahm mich zu . . . dem Hauptquartier des sogenannten polnischen Kommandanten. Ich wurde stundenlang verhört und sie fragten mich immer wieder, ob ich irgendwo Wertsachen versteckt hätte. Sie schlugen mich ins Gesicht und auf den Mund und traten mir in den Magen. Dann schlossen sie mich in eine Zelle ein, die so klein war, daß es nur Platz genug zum Stehen oder Sitzen, aber nicht zum Liegen gab.[11]

„Wir wurden wie ein große Menge von Tieren zusammengepfercht . . . ", sagte ein Gefangener in Trebnitz. „Schwärme von Läusen rannten über die Lumpen, auf denen wir schliefen. Sie plagten uns bei Nacht so sehr, daß wir kaum ein Auge zu machen konnten, aber der Versuch, sie zu ertappen, war hoffnungslos, denn in der Zelle war es stockdunkel. Es gab einen alten Eimer in jeder Zelle, der zur Verrichtung unserer Notdurft bestimmt war. Es ist

unnötig, zu erwähnen, daß der vom Eimer kommende Gestank entsetzlich war. Die Waechter der Miliz . . . ergötzte es besonders, die armseligen Gefangenen täglich zu foltern, indem sie sie entweder schlugen oder traten oder Hunde auf sie hetzten. Sie waren aufs Höchste amüsiert, wenn die Gefangenen gebissen wurden".12

Als die Gefängnis „Verhöre" begannen, waren viele der Foltersitzungen einfach nur ein Versuch, zu entdecken, wo die Deutschen eingebildetes Gold, Silber und Juwelen vergraben hatten. Fast jede Methode wurde angewendet, um Schmerz zuzufügen, das Zerquetschen von Genitalien mit eingeschlossen, zugespitzte unter die Zehennägel gezwängte Holzspäne, rotglühende Schüreisen, und natürlich brutale Verprügelungen.13 Um die in den Straßen widerhallenden abscheulichen Schreie zu übertönen, drehte man oft die Radios bis zur vollen Lautstärke auf.14 Jene, die diese sadistischen Foltersitzungen überlebten, konnten nur um das Ende ihrer Höllenqualen bitten. Dieser Bitte wurde aber fast nie entsprochen. Hunderttausende Opfer wurden wieder und wieder gezwungen, diese Folterungen mehrfach zu durchleiden.15

„Um zehn Uhr fingen sie . . . wieder an, mich zu verhören", erinnerte sich ein verprügelter Mann mit Blutergüssen.

Sie befahlen mir, mich zu entkleiden und über einen Stuhl zu legen, woraufhin sie mir etwa siebzig Peitschenhiebe verabreichten. Jedesmal wenn ich versuchte, mich aufzurichten, schlugen sie mir ins Gesicht und traten mir in den Magen . . . Als sie mit dem Auspeitschen fertig waren, sagten sie, „nun, wirst du uns jetzt sagen, wo du deine Wertsachen versteckt hast?" Ich antwortete, „ich habe nichts versteckt". Dann befahlen sie mir, mich auf den Boden zu legen—auf den Bauch und mit den Fußsohlen nach oben— und einer der Unmenschen fing an, mit einem Hammer auf meine Zehen so lange einzuschlagen, bis die Knochen zersplitterten.16

Wenn eine Form von Brutalität scheiterte, gingen die Sadisten lachend zur nächsten über.17 Mit Messern und Bajonetten schnitten die Folterknechte Hakenkreuze in die Bäuche und Rücken ihrer schreienden Opfer. Um die Folterung nicht zu unterbrechen, wurden jene, die dabei in Ohnmacht fielen, mit Wasser bespritzt und so neu belebt.18

Niemand entkam dem Schrecken. Zurückkehrende Landser, die sich

vorstellten, in den sechs Kriegsjahren schon jedem Greuel ins Auge geblickt zu haben, entdeckten nur allzubald, daß sie sich geirrt hatten. Einer der jungen Soldaten berichtet, wie es ihm persönlich auf seiner Höllenreise erging:

Mein Vater und ich waren zusammen in einer Zelle eingesperrt . . . Bald darauf kamen sie und nahmen meinen Vater mit. Ich hörte, wie jemand: „Hosen runter! Leg dich hin, du Schwein!“ schrie. Dann hörte ich den Klang von Hieben auf nacktes Fleisch, von Schreien, gefolgt von Stöhnen und Ächzen und gleichzeitigem Spottgelächter, Johlen, Flüchen und weiteren Hieben. Ich zitterte vor Wut und Entrüstung bei dem Gedanken, daß die Polen meinen Vater ausgepeitscht hatten, einen alten, achtundsechzigjährigen Mann. Dann hörte ich ein undeutliches Ächzen und dann war alles ruhig . . . Dann wurde die Tür geöffnet und ich hörte, wie eine polnische Stimme schrie: „Raus, du Schwein, du Hundesohn. Hosen runter! Dalli Dalli! Mach schnell!“ Bevor ich Zeit hatte, zu realisieren, was sie mit mir machen würden, nahmen sie, vier von ihnen, mit häßlich grinsender Miene, von mir Besitz. Sie zogen meine Hosen nach unten und preßten mich über einen Stuhl . . . und fingen an, meine entblößten Oberschenkel und mein Hinterteil mit einer Peitsche zu schlagen. Ich biß mir auf die Lippen, um mich daran zu hindern, aufzuschreien, denn ich war entschlossen, diese Teufel nicht bemerken zu lassen, wie sehr sie mir wehtaten. Aber ich war nicht in der Lage, das Zucken meines Körpers zu kontrollieren und ich wand mich wie ein Wurm . . . Dann wurde ich ohnmächtig.19

Tage- und nächtelang, der Sadismus ging immer weiter. Immer dann, wenn die Radios aufgedreht wurden oder die Akkordeons zu spielen begannen, fing die Quälerei an. „Sobald wir sie hörten“, berichtete ein bebendes Opfer, „wußten wir, daß der Beginn der Folterung fällig war“.20

✠ ✠ ✠

Nicht alle Verbrechen wurden insgeheim und hinter Gefängnismauern begangen. Jene Personen, die das Glück hatten, polnischen Gefängnissen zu entgehen, waren praktisch zu Sklaven geworden. Tausende wurden in Arbeitslager verschleppt und schufteten sich in Feldern, Wäldern und Fabriken solange ab, bis sie tot umfielen. „Männer in blühender Gesundheit waren nach 14 Tagen zu Leichnamen geworden“, notierte ein Deutscher aus Grottkau. „Die Polen lachten, wenn sie große Leichenmengen sahen“.21

Während täglich Hunderte in den Arbeitslagern umkamen, konnten

Millionen anderer, die sich nicht von ihren Häusern trennen wollten, jederzeit zur Sklavenarbeit abkommandiert werden.

„Jeder halbwüchsige polnische Militärpolizist . . . hat das Recht, Deutsche auf der Straße anzuhalten, selbst auf ihrem Weg zur Kirche, und sie irgendwohin zur Arbeit mitzunehmen“, enthüllte ein Beobachter.22

„Wir wurden in langen Kolonnen, wie Verbrecher unter Aufsicht, zur Stadt gebracht“, erinnert sich Josef Buhl, ein Photograph aus Klodebach. „Es erinnerte einen an den Sklavenhandel im Mittelalter. Als wir auf dem Marktplatz vorgeführt wurden, betrachtete man uns wie eine verkäufliche Ware“.23

Mit jeder Woche und jedem vergehenden Monat wanderten mehr und mehr Polen—Männer, Frauen und Kinder—in den Osten Deutschlands ab, wo sie den ortsansässigen Personen auf die Pelle rückten und deren Besitz wegnahmen. „Jedes Haus bekam eine oder mehrere Familien“, fährt Josef Buhl fort. „Sie machten sich in den besten Zimmern breit und nahmen nicht nur die besten Wohnungseinrichtungen für sich, sondern auch Kühe und Kleidungsstücke“.24

Nicht unverblümt gestohlene Häuser konnten jederzeit Plünderungsraubzügen zum Opfer fallen.
„Die Deutschen“, schrieb eine Frau in Liegnitz, „wurden gezwungen, die Schränke, die Kommoden und dergleichen Möbel zu öffnen und dann nahmen die Polen, was sie wollten mit den Worten: ‚Alles meins‘. Falls sie an den Betten, Matratzen oder anderer Ausstattung Geschmack fanden, stoppte am nächsten Tag ein LKW vor dem Haus und alles wurde aufgeladen“.25
Josef Buhl fährt fort:

Alle deutschen Schilder mußten verschwinden. Die deutschen Namen und Plätze wurden mit zungenzerbrechenden polnischen ersetzt. Die Wegweiser erhielten neue Inschriften in polnischer Sprache. Man konnte nicht mal mehr den Weg nach Hause finden . . . Unsere Schule war polnisch geworden und deutschen Kindern war es nicht erlaubt, auf die Straße zu gehen. Dem polnischen Gesindel war es erlaubt, deutsche Frauen und Kinder—während sie zur Arbeit gingen oder auf ihrem Weg zurück nach Hause—sexuell zu

belästigen und mit Stöcken zu schlagen, Die Deutschen hatten kein Klagerecht. Wir waren völlig wehrlos und dem Pöbel schutzlos ausgeliefert.26

In den ländlichen Gegenden schwärmten die Polen aus und beschlagnahmten gierig die reichen, produktiven Bauernhöfe. Ein Zeuge erzählt:

Drei Milizsoldaten erscheinen im Gehöft und sagen dem Bauern, „in fünf Minuten mußt du weg von hier sein. Das Haus und das Land und alles gehört nun einem polnischen Bauern!“ Dann stünden sie mit einer Uhr in ihren Händen da. Wenn der Bauer und seine Familie nach Ablauf der fünf Minuten es nicht schafften, das Haus zu verlassen, griffen die polnischen Milizsoldaten sie mit Knüppeln an und jagten sie vom Bauernhof. Dann zog der polnische Bauer ein und nahm alles in Besitz.27

Viele Polen, mehr vorausschauend, klauten die Bauernhöfe aber behielten die Besitzer als Sklaven zurück. „Ich nun Bauer, du Hitler, arbeite!“ bellte der Eindringling den unglückseligen Deutschen an, der plötzlich auf seinem eigenen Bauernhof zu einem Sklaven geworden war.28 Bald, sagte Josef Buhl zum Schluß, „gehörte ihnen alles . . . Arbeit war das einzige, das sie uns nicht wegnahmen“.29

„Die Polen erdreisteten sich, mehr und mehr Exzesse gegen die Deutschen zu begehen“, sagte ein pommerischer Bauer. „Sie trieben uns in der Nacht aus unseren Betten, schlugen uns und nahmen uns für Tage mit und lochten uns ein . . . Während die Deutschen schliefen, würde plötzlich eine Horde von Polen, meist betrunken, ins Zimmer kommen; die deutschen Familien mußten, so wie sie waren, woanders hinziehen . . . So verschlechterten sich unsere Lebensbedingungen in zunehmendem Masse“.30

„Im Allgemeinen“, schlußfolgerte eine schlesische Frau, „blieb den Deutschen nichts anderes übrig, als ihre Eigentümer zu verlassen, um nicht zu verhungern“.31

✠ ✠ ✠

Und so verließen die Deutschen zu Dutzenden, zu Hunderten und zu Tausenden „freiwillig“ die Stätten ihrer Ahnen und begannen—ziellos—westwärts dahinzutreiben. Überraschenderweise zeigten viele Deutsche vom Osten, trotz der ihnen täglich gegenübertretenden Schrecken und Qualen,

einen Biereifer, den Sturm zu überstehen und gingen naiverweise davon aus, daß sich ihr Leben offenbar nicht verschlechtern, sondern nur verbessern konnte. Obwohl das Schicksal aller Deutschen des Ostens in Potsdam besiegelt worden war“.32

Wenn auch der zeitliche Ablauf von Region zu Region verschieden war, gab es dennoch keinen Zweifel daran, daß der schicksalhafte Tag näherrückte. Im allgemeinen waren die ersten Klänge, die die Opfer hörten, das Zertrümmern von Glastüren, gefolgt von wütenden Schreien, das Haus in Dreißig, zehn oder sogar fünf Minuten zu verlassen.

„Sie informierten uns kaltblütig und sarkastisch, daß wir das Haus auf der Stelle zu verlassen hatten . . . “, erinnerte sich ein Deutscher. „Einige von ihnen hatten schon angefangen, die Zimmer zu durchwühlen. Sie sagten, daß jeder von uns eine Decke mitnehmen dürfe und so steckten wir in aller Eile zwei Kissen in die Decke. Aber als der polnische Offizier, der wie ein Besessener im Zimmer hin und her raste und dabei mit seiner Peitsche an seine Reitstiefel schlug und dann die Kissen sah, sagte er, ‚laßt die hier. Wir Polen wollen auch was haben‘ “.33

„Ich war wie vor den Kopf gestoßen“, gab Heinrich Kauf zu:

Am Vorabend war meine Frau mit dem kleinen Mädchen bettlägerig geworden. Ich stand noch an ihrem Bett und wußte nicht, was ich tun sollte. Zuerst ging ich zu dem Major . . . Er sagte schlagartig: „Laß deine Frau zu Hause. Du mußt mit den Kindern weggehen“ . . . Als ich zurück nach Hause kam, war die polnische Miliz schon da und schrie: „Sofort raus hier!“ Dann holte ich meine Nachbarin, Frau Dumel, und hielt Pferde und Wagen bereit. Ich legte meine Frau und Kind ins Bettzeug im Wagen und vergaß in der großen Eile, die für die anderen Kinder notwendigen Sachen mitzunehmen.34

Während die Milizsoldaten mit Uhren in der Hand dastanden, hetzten die verzweifelten Bewohner in einem wahnsinnigen Versuch, das Wenige, das ihnen verblieb, zu grabschen. „Mir wurden nur 10 Minuten erlaubt“, erinnerte sich eine ältere Frau, „und ich war nur fähig, mein einjähriges Enkelkind die Treppe hinunter zu schleppen . . . Als ich meinen Umhang aus dem Haus holen wollte, ließen mich die Polen mit der Bemerkung nicht wieder hinein, daß die 10 Minuten verstrichen wären“.35

„Ihr habt sieben Minuten. Sechs Minuten. Fünf Minuten. Vier“, schrien die

ungeduldigen Männer.36
An solchen, die jenseits der Zeitbegrenzung auf sich warten ließen, wurde reichlich von Peitschen, Stöcken und Knüppeln Gebrauch gemacht. Sobald sie auf der Straße waren, mußten sie sich einer Leibesvisitation unterziehen.37 Isabella von Eck erinnert sich:

Als ich 75 Jahre alt war, wurde ich—zusammen mit 2 sterbenden Frauen und Mädchen von 10 und 12, die Geschlechtskrankheiten hatten und nicht in der Lage waren, zu laufen—in einen Ackerwagen gesteckt. Vor dem Hof setzte mir ein polnischer Offizier mit schweren Schlägen seiner Peitsche arg zu und riß mir meinen Pelz weg. Dann sprang ein Soldat auf den Wagen und riß meine Kleidung bis zum Hemd auf; er fand meine Handtasche mit Schmuck und nahm sie an sich. Das deutsche Papiergeld warf er mir vor die Füße. Sehr viele Männer und Frauen wurden beim Durchsuchen so sehr verprügelt, daß sie bluteten; ihre Gesichter waren mit Streifen überzogen und ihre Augen blutunterlaufen.38

„Ein polnisches Mädchen riß mir die Schuhe, die ich seit Wochen beim Schlafen anbehalten hatte, von den Füssen . . . “, schluchzte eine andere Großmutter. „Mein Haar hing zerzaust herunter, weil die Russen mir alle Haarklemmen und Kämmchen weggenommen hatten . . . In meiner Scheide suchte man sechsmal nach Juwelen“.39

„Polnische Milizsoldaten zu Pferd trieben die armen Leute durch die Straßen, indem sie sie mit Peitschen schlugen“, schrieb ein Zeuge von einem Städtchen nahe Breslau. „Die gesamte Einwohnerschaft von Zobten stand in einer Reihe auf dem Platz vor dem Rathaus. Alle umklammerten kleine Bündel, in denen sich ihre Habe befand. Frauen und Kinder weinten und schrien. Auf den Gesichtern des Mannsvolkes zeigte sich äußerste Verzweiflung. Von Zeit zu Zeit knallten die Polen mit ihren Peitschen und schlugen auf die armen vor dem Rathaus stehenden Leute ein“.40

„Wir standen benommen vor unserem Bankrott, unserem eigenen und dem der Generationen vor uns“, murmelte Regina Shelton vor sich hin. „Mit ihrem Schweiß und ihrem Blut hatten sie dieses Land zu dem unseren gemacht. Wie kann denn nur ein ganzes Volk entwurzelt, enteignet und wie ein nutzloses Strandgut beiseite geschleudert werden—wie? Wir wurden, mit einem Federstrich, mit einer Linie auf der Landkarte, zur Heimatlosigkeit verurteilt“.41

„Als sie in einem endlosen Zug die Stadt verließen“, rief sich ein Beobachter von Grünberg in Erinnerung, „fielen polnische Soldaten über sie her, indem sie sie in blinder Wut schlugen und auspeitschten . . . und sie all dessen beraubten, was sie einst besaßen und ihnen buchstäblich ihren letzten Besitz wegnahmen . . . Diese armen Kreaturen trotteten im Wind und Regen dahin, ohne ein Dach über dem Kopf, ohne Unterkunft und im Ungewissen darüber, ob es eine neue Bleibe für sie geben würde.42

✠ ✠ ✠

Und damit begann, vom gesamten Osten Deutschlands her, von Bauernhöfen, Dörfern, Städtchen und Städten, der größte Todesmarsch in der Geschichte. Verkrüppelt und ausgehungert, erkrankt und entkräftet, mit buchstäblich nichts als nur ihrem Namen, einem feindlichen, haßerfüllten und bis zu den Knochen ausgebluteten Land ausgeliefert, war es vorherbestimmt, daß Millionen diesen Marsch niemals überleben würden. Körperlich gesunde Einzelpersonen, die als Sklaven oder als junge Mädchen für Sex zurückblieben ausgenommen, begaben sich rund elf Millionen auf die Reise.

„Die Polen hatten uns durch ihr Verhalten das Verlassen unseres Hauses leichtgemacht“, gestand Josef Buhl. „Es war fast ein Anlaß zur Freude“.43

„Fast“, aber nicht ganz. Solange die endlosen Reihen des Elends sich auf den Weg in den Westen machten, wußten viele, wie Anna Kientopf, sehr wohl, daß sie die Häuser ihrer Ahnen nie wieder sehen würden. „Ich blieb weiter zurück und ging langsam. Ich sah mich oft um, der Bauernhof lag in der Abendsonne; es war ein alter Bauernhof, in dem ich geboren wurde. Meine Eltern hatten dort vor uns gelebt und gearbeitet und waren im Friedhof begraben . . . Die Schafe und Kühe grasten friedfertig. Wer würde sie wohl heute abend und an den folgenden Tagen melken?“44

„Wo immer wir auch hinblickten“, notierte Isabella von Eck, „waren dieselben armseligen Kolonnen auf den Straßen zu sehen, Schubkarren wurden von Frauen geschoben, mit Koffern und kleinen Kindern beladen, alte Leute und Kranke saßen in Kisten mit Rädern“.45

Während Millionen zu Fuß aufbrachen, wurden Tausende mehr auf dem Schienenweg vertrieben. Regina Shelton entsann sich:

Der Zug stand abfahrtbereit da, um uns hinter seinen auseinanderklaffenden

Schiebetüren, in dem dunklen Raum der Güterwagen, aufzunehmen. Es schien, als dehnte er sich jenseits des Bahnsteigs kilometerweit aus und als seien viele der Wagen schon belegt. Dem Widerwillen, in diese unwirtlichen schwarzen Löcher hineinklettern zu müssen, wird von Seiten der zwischen den Evakuierten umherschwirrenden und—wegen der Kapazität der Wagen—Personen zählenden polnischen Miliz, kurzer Prozeß gemacht. An die Wände des gähnenden Rechtecks wird Stroh geschoben. Als die Quote in unserem Wagen erreicht ist, wird uns gesagt, das Stroh auszubreiten und das Gepäck an den Wänden aufzustapeln. Jede Familie baut sich eine Art Schlupfwinkel und die, die Glück haben, ergattern einen von der Tür und damit der Kälte am weitesten entfernten Platz in der Ecke.

Dann ist der Bahnsteig leer, mit Ausnahme der wachestehenden Milizsoldaten. Auf ein Signal hin ertönt das Scheppern der Tür auf den Gleitschienen und das Einrasten von außen . . . Als der Zug sich ruckweise in Bewegung setzt, wissen wir noch nicht, wohin er uns bringen wird . . . Das kleine Fenster zieht mich wie ein Magnet an. Über Beutel, kauernde oder ausgespreizten Körpern ausweichend, bahne ich mir einen Weg zu ihm und stehe dort, solange der Zug seine Fahrt fortsetzt, um die wohlvertrauten Ansichten ein letztes Mal vorbeigleiten zu sehen.46

Zusätzlich zu den Reisenden auf dem Landweg, waren Tausende von frierenden Deutschen, wie Klafterholz, in Lastkähne und Boote gepackt worden und trieben die Flüsse hinunter.
Fast sofort gingen auf die zerlumpten Flüchtlinge Banden von Russen, Juden, Zigeunern und anderen sich in die entgegengesetzte Richtung vorwärts wälzenden Behinderten los und beraubten sie. Polen, die die Dörfer und Städte schon okkupiert hatten, durch welche die Flüchtlinge kamen, lagen auch auf der Lauer. „Polnische Zivilisten standen an beiden Straßenseiten und die Flüchtlinge wurden systematisch ausgeraubt und geschlagen, als sie vorbeikamen“, sagte ein Opfer.47

Wenn überhaupt, waren die in diesen Viehwagen Eingeschlossenen sogar noch mehr in Gefahr. Wie Maria Popp berichtet:

Ganze Banden von Kerlen griffen jeden Wagen an und wenn zwei kein Glück hatten, fand ein Dritter etwas. Der Zug hörte nicht auf, immer wieder anzuhalten, um Plünderungen zu begünstigen und keiner wurde in Ruhe gelassen. Es gab etwa 70–80 Personen in jedem Wagen und jeder wurde

gesondert nach Wertsachen oder Geld durchsucht. Jeder, der gute Kleidung anhatte, mußte sie ablegen, selbst Schuhe, falls sie den Plünderern gefielen. Falls jemand sich widersetzte, wurde er solange durchgeprügelt, bis er klein beigab . . . Sehr wenige von uns waren in der Lage, klar zu denken und niemand wagte es, den Krüppeln oder Sterbenden zu helfen . . . Die Krücken wurden aus ihren Händen gerissen und einer von ihnen wurde im wahrsten Sine des Wortes totgetreten. Ich werde seine Schreie nie vergessen.48

„Während der gesamten Reise“, erzählte ein anderer von denen, die auf der Flucht waren, „hörten die Polen nicht auf, sei es Tag oder Nacht, die Heimatvertriebenen im Zug auszurauben. Ich sah, wie ein Pole der Mutter Oberin . . . ins Gesicht schlug, weil sie sich widersetzte, ihm den einzigen Koffer zu geben, der ihr noch verblieb“.49

Und während die einen raubten schändeten die anderen. Viele weibliche Wesen wurden auf dem Treck dreißigmal oder sogar noch öfter vergewaltigt. „Frauen, die sich wehrten, wurden erschossen“, enthüllte ein entsetzter Betrachter, „und in einem Fall . . . nahm ein polnischer Wächter ein kleines Kind bei den Beinen und zerschmetterte seinen Schädel an einem Pfosten, weil das Kleinkind schrie, während er seine Mutter schändete“.50 Wenn die erschöpften Reisenden anhielten, um zu übernachten, waren sie gezwungen, in Scheunen, verlassenen Häusern oder nahen Wäldern zu übernachten. „Aber selbst dort ließen die Polen uns nicht in Ruhe“, stöhnte ein Opfer.51 Sich unter die elenden Flüchtlinge mischend, raubten und vergewaltigten die Ungeheuer nach Belieben.

„Unser Wagen wurde in derselben Nacht von den Polen ausgeraubt, die alles, was ihnen gefiel, stahlen“, verriet Heinrich Kauf, dessen Frau am Tag zuvor ein Kind zur Welt gebracht hatte. „Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise fort und ich zog meine Frau in einem Handwagen aus dem Dorf hinaus. Wir waren kaum draußen, als eine polnische Frau kam und meiner kranken Frau das Bettzeug wegnahm“.52

So wie auch Kauf, verloren viele andere durch Raub nicht nur ihre Habe, sondern auch ihr einziges Beförderungsmittel.
„Ich sah einen Wagen“, schrieb ein Wanderer, „der von sechs Kindern anstatt von einem Pferd gezogen wurde, während eine Schwangere ihn von hinten schob. Alte siebzigjährige Frauen zogen mühselig Handwagen und ich sah einige Nonnen vom Orden der Barmherzigen Schwestern, mit Stricken um

ihren Brustkorb herum, bei derselben Tätigkeit. Verehrungswürdige katholische Priester mühten sich zusammen mit ihren Gemeindemitgliedern damit ab, Karren auf den Straßen zu ziehen oder zu schieben“.53

So langsam und qualvoll jeder Kilometer auch war, da jene, die trödelten, nichts als Tod und Unglück erwartete, kreuchten die Kolonnen trotzdem vorwärts. Die Alten und Kranken waren die ersten, die es erwischte und ihre hutzeligen Überreste übersäten die Straßenränder tausendfach. Ihnen folgten Kinder und Neugeborene.

„Säuglinge litten am meisten . . . “, bemerkte der Beobachter eines Flüchtlingszugs. „Den Müttern war es nicht möglich, sie zu füttern und sie wurden oft wahnsinnig, ihren Nachwuchs vor ihren Augen langsam sterben zu sehen. Heute waren vier schreiende und gewalttätige irrsinnige Mütter mit Stricken gefesselt worden, um sie daran zu hindern, die anderen Passagiere zu zerkratzen“.54

„Ein junges Ehepaar . . . “, fügte ein Tagebuchschreiber hinzu, „schob einen Kinderwagen, in dem sich ein Pappkarton befand. Sie sagten, unser Säugling ist in dem Karton. Wir werden ihn begraben. Wir begruben unser anderes Kleines vor einer Woche. Sie starben beide an Unterernährung . . . Es gibt kein Essen, keinen Doktor und keine lebensnotwendigen Medikamente!“55

✠ ✠ ✠

Als sich die Flüchtlinge der Neiße und Oder näherten, gab es wieder neue Hoffnung. Viele fühlten, daß ihre größte Drangsal im Großen und Ganzen wohl vorbei sein würde, sobald sie die Ströme, die die neue Grenzlinie zwischen Deutschland und Polen darstellten, überschritten hätten. Unglücklicherweise begann die schlimmste Etappe der Odyssee, als die Trecker die Flüsse erreichten. Entlang der Grenze bot sich den polnischen Soldaten und Zivilisten ihre letzte Chance, an den verhaßten Deutschen Rache zu nehmen. Die meisten nutzten dies aus. Ein letztes Mal wurde das Wenige, das den Flüchtlingen noch geblieben war, verknobelt, gestohlen oder vernichtet. Ein letztes Mal wurden die Frauen in der Öffentlichkeit einer Leibesvisitation unterzogen, wobei als mögliche Verstecke für Wertsachen ihre Geschlechtsöffnungen aufs Gründlichste untersucht wurden. Ein letztes Mal wurden die Opfer gezwungen, auf allen Vieren zu kriechen und Grass und Dreck . . . oder Schlimmeres zu essen. Solche, die es zu vereiteln versuchten, wurden entweder geprügelt oder getötet.56

Der Schrecken und das Chaos dieses Augenblicks ist anschaulich von Anna

Kientopf zusammengefaßt:

Wir mußten durch ein Spalier polnischer Soldaten gehen und man nahm Leute aus der Reihe heraus. Diese mußten zu den Bauernhöfen an der Landstraße gehen, mit ihren Wagen und allem, was sie hatten. Niemand wußte, was das bedeutete, aber jeder erwartete etwas Schlimmes. Die Leute lehnten es ab, zu gehorchen. Oft waren es Einzelne, besonders junge Mädchen, die zurückgehalten wurden. Die Mütter klammerten sich an die Mädchen und weinten. Dann versuchten die Soldaten mit Gewalt, sie fortzuschleifen und als das nichts half, fingen sie an, die armen Leute mit Gewehrkolben und niedersausenden Peitschen zu schlagen. Man konnte die Schreie derer, die ausgepeitscht wurden, von weitem hören . . .

Polnische Soldaten, mit Reitpeitschen in ihren Händen, kamen auch zu uns. Mit blutunterlaufenen Gesichtern befahlen sie uns, aus der Reihe herauszukommen und zu den Bauernhöfen zu gehen. Else und Hilde Mittag fingen zu weinen an. Ich sagte: „Kommt, Widerstand nützt nichts. Sie werden uns totschlagen. Wir werden später versuchen, zu entkommen“. Russen standen da und sahen zynisch aus. In unserer Verzweiflung baten wir sie um Hilfe. Sie zuckten mit den Schultern und gaben uns zu verstehen, daß die Polen hier die Meister seien. Gerade, als schon alles hoffnungslos erschien, sah ich einen ranghöheren polnischen Offizier. Ich zeigte auf meine drei Kinder, und fragte, was ich tun sollte . . . Er antwortete: „Geh zur Landstraße“.

Wir bekamen unseren Wagen zu fassen und gingen, so schnell wir konnten, weg. Die Wagen im Treck verursachten einen Stau . . . Aus der anderen Richtung kamen große von Russen gefahrene Laster. Skrupellos bahnten sie sich durch uns mit Gewalt ihren Weg. Wir versuchten, voranzugehen . . . Dann wurden wir wieder gestoppt . . . Vier polnische Soldaten versuchten, ein junges Mädchen von ihren Eltern, die sich verzweifelt an sie klammerten, zu trennen. Die Polen schlugen die Eltern mit ihren Gewehrkolben, besonders aber den Mann. Er schwankte und sie zogen ihn über die Straße bis zur Böschung. Er fiel um und einer der Polen nahm seine Maschinenpistole und feuerte eine Reihe von Salven auf ihn ab. Für einen Moment trat eine tödliche Stille ein und dann durchbohrten die Schreie der beiden Frauen die Luft. Sie hasteten zu dem sterbenden Mann und die vier Polen verschwanden im Wald. Als wir schließlich weitergingen, hallte das verzweifelte Weinen der beiden Frauen hinter uns wider, das sich mit den Schreien der Menschen, die

geschlagen wurden, vermischte . . .

Für uns gab es nur eins zutun und das war: voranzugehen und die Oder um jeden Preis zu überqueren. Am Straßenrand sahen wir mehr Tote . . . Wir drängten uns, so gut es ging, voran . . . Wenigstens erreichten wir die Brücke über die Oder . . . Wir waren bereit, alles, was wir noch hatten, herzugeben, solange wir nur die Oder überqueren könnten . . . Unser Hauptziel war es, diesen Räubern und Mördern zu entwischen . . . Als es nur noch 6-8 Wagen vor uns gab, wurde aber die Grenze geschlossen und das war das Ende jenes Tages.

Was sollte nun geschehen? Unsere Enttäuschung war grenzenlos, denn wir waren direkt vor unserem Ziel und uns wurde verwehrt, es zu passieren.57

Am nächsten Tag, nach einer „schrecklichen Nacht“ durchnässender Regengüsse, begaben sich Anna und ihre Familie wieder zum Fluß. Neben Raub und Vergewaltigung benutzten die Polen auch ihre letzte Gelegenheit, körperlich Gesunde zur Sklaverei zu zwingen. Anna:

Da wurden Familien schonungslos zerrissen, und Leute, die zur Arbeit taugten, wurden mitgenommen. Pfarrer Liefe sagte: „Mein Gott, mein Gott, welch ein bitteres Leben! Ich bin über 70. Als Mutter starb dachte ich: das ist hart. Dann sind Hermann und Arthur im Krieg gefallen, und ich dachte: das ist noch schlimmer. Dann kamen die Russen und nahmen uns alles weg und dabei dachte ich: das ist der schlimmste Schlag von allem; aber was wir nun erleiden, ist das Schlimmste und ich werde es nicht lange überleben. Wenn es nicht für Anni und die zwei kleinen Kinder wäre, würde ich mich umbringen“.58

Viele, eher als noch mehr dieser Qualen erdulden zu wollen, bereiteten ihrem Oder/Neiße Leiden an Ort und Stelle ein Ende. „Das einzige, was sie mir ließen, ist dieser Strick und bevor der Tag zu Ende geht werde ich mich mit ihm erhängen“, gelobte ein Mann, der mit seiner Geduld am Ende war.59

Als wahnsinnige Flüchtlinge versuchten, dem oben auf der Brücke herrschenden Schrecken zu entgehen, indem sie unten den Fluß zu durchschwimmen versuchten, wurden sie systematisch von den polnischen Wächtern erschossen. „Warum treibt ihr uns denn nicht in ein großes Gehege wie eine Rinderherde, umgebt uns mit MGs und erschießt uns auf der Stelle?“, weinte eine rasende Frau.60

Auf jene Überlebenden, die schließlich die Brücke erreichten, wartete ein letztes Spießrutenlaufen.
„Als wir die Brücke überquerten, beraubten und durchpeitschten sie uns“, erinnerte sich ein Opfer. „Kinder schrien, Erwachsene brachen zusammen und einige von ihnen starben und wurden dort, auf der Erde am Ende der Brücke, einfach liegengelassen. Andere fielen in die eisigen Gewässer der Neiße, aber den Polen war das alles egal. Sie trieben uns unbarmherzig über die Brücke“.61
Anna Kientopf:

Nun dachten wir, daß das Schlimmste überstanden sei, aber am anderen Ende der Brücke waren russische Soldaten mit ihren grünen Mützen sowie Mädchen in Uniform. Wir wurden wieder kontrolliert, alle unsere Beutel wurden geöffnet und umgekrempelt. Viele verloren dabei das Letzte, was sie noch hatten. Sie nahmen mir meinen Ehering weg, den ich mir dummerweise wieder an den Finger gesteckt hatte. Dann mußten wir unsere Beutel abholen und wurden mit Hieben gezwungen, die Oder Brücke so schnell wie möglich zu verlassen. Sie jagten uns gnadenlos die steile Böschung hinunter.62

✠ ✠ ✠

Für die ans Westufer der Oder/Neiße gelangten erbarmungswürdigen Flüchtlinge kam der erste Hinweis darauf, daß es sich hier nicht um eine Geschichte mit glücklichem Ausgang handelte, als Tausende Deutsche verzweifelt versuchten, das östliche Ufer zu erreichen. Mit den im kriegsverwüsteten Reich nur noch spärlich vorhandenen und schon zum Überlaufen gefüllten Unterkünften, mit der das Land heimsuchenden Hungersnot, mit Mord, Vergewaltigung und Sklaverei an der Tagesordnung, bemühten sich viele frühere Flüchtlinge aus Preußen, Pommern und Schlesien verzweifelt, zu ihren Häusern, die ihnen nicht mehr gehörten, zurückzukehren. Wie ein Beobachter berichtet:

Eine Menge von Leuten riefen den ostwärts treckenden Schlesiern zu: „Dreht um! Es ist sinnlos, weiterzugehen. Ihr könnt die Neiße nicht überqueren! Die Polen werden euch alle eure Habseligkeiten wegnehmen. Sie werden euch ausrauben, wie sie es mit uns gemacht haben und euch danach aus Schlesien vertreiben. Geht zurück, von woher ihr gekommen seid!“ Als die nach Schlesien Zurückwollenden das hörten, kamen sie aus dem Konzept. Viele von ihnen schenkten dem ihnen Beschriebenen keinen Glauben und drängten

weiter; andere wiederum entschlossen sich, kehrtzumachen.63

In jeder Stadt und jedem Dorf gab es Schilder an allen Ecken, die jene erschöpften und ausgehungerten westwärts ziehenden Trecker begrüßten: „Keine Erlaubnis für Flüchtlinge, zu bleiben. Sie müssen weiterziehen". „Zieht weiter! Zieht weiter!" „Es gibt eine Hungersnot in Görlitz . . . Es gibt nicht genug Lebensmittelvorräte . . . Wenn ihr diese Warnung mißachtet, werdet ihr wahrscheinlich an Hunger sterben".64

Drohungen wie diese waren keine leeren Worte, wie ein Zeuge darlegt:

Die Einwohner von Görlitz sehen wie der leibhaftige Tod aus - totenbleich, hohlwangig und verhärmt . . . Viele Flüchtlinge können nicht mehr weiter, denn sie sind mit ihren Kräften am Ende und siechen nur noch langsam dahin. Bierkutschen kommen, um die Körper der an Hunger Verendeten aufzusammeln. Ich zählte sechzehn Särge auf einer Bierkutsche, Särge für Erwachsene und Kinder . . . Ich sah in der Tat, wie Leute, geschwächt vor Hunger, auf der Straße zusammenbrachen.65

Mit schwindender Hoffnung und nachlassender Stärke schleppten sich die Heimatvertriebenen ins tiefere Deutschland hinein. Tausende, unfähig, noch einen Schritt weiterzugehen, fielen einfach am Wegrand tot um.66 In zunehmendem Masse und mit zunehmendem Schwung, wurde Berlin für viele zum Hoffnungsstern. Die meisten fühlten, daß, falls es in dieser Welt noch irgendeinen Beistand geben sollte, er hier zu finden wäre. Was die Leute jedoch beim Erreichen Berlins vorfanden, waren endlose Ruinen, verwesende Leichen, lebende Gerippe, die Gras zum Essen kochten und mehr Schilder: „Achtung, Flüchtlinge! Neuankömmlingen ist es verboten, sich in Berlin niederzulassen. Benutzt Umleitungen. Vermeidet es, die Stadtgrenzen zu übertreten. Geht weiter nach Westen".67

Wenige schenkten solchen Worten jedoch Beachtung . . . Wenige konnten es. Ein britischer Offizier war auf einem Berliner Bahnhof, als ein Transport aus dem Osten ankam:

Der Zug war eine Mischung aus Vieh—und guten Wagen, von denen alle so vollgepackt waren, daß Leute auf den Dächern lagen, sich an den Seiten anklammerten oder an den Puffern hingen. Kinder waren mit Stricken an Entlüftungsrohren befestigt, an Heizungsrohren und Eisenbeschlägen.

Der Zug hielt und ein großes und sich hinziehendes Ächzen erhob sich der Länge und Breite nach. Niemand regte ein Glied während einer vollen Minute. Schmerzerfüllte Augen begutachteten die Menschen auf dem Bahnsteig. Dann begannen die Leute, sich zu bewegen aber jeder schien gelähmt von Kälte und Krampf. Kinder sahen tot aus, mit lilablauen Gesichtern; jene, die sich an den Türen oder Beschlägen festgehalten hatten, konnten ihre Hände und Arme nicht mehr benutzen sondern machten sich behutsam und mit verkrampften Händen daran, ihre Arme zu heben oder auszustrecken. Sie hinkten, mit gefühllosen Beinen, und fielen auf dem Bahnsteig einfach um.

Die bereits Tage vorher Angekommenen drängten sich nach hinten, um Raum zu schaffen, und sahen still zu. Sobald die Neuankömmlinge auf dem Bahnsteig erfuhren, wie sehr sie getäuscht worden waren, hörte man Schreie der Ernüchterung. Ihr Haar war verfilzt und mit Schmutz und Ruß bedeckt. Kinder hatten eiternde Wunden und hörten nicht auf, sich zu kratzen. Alte Männer, unrasiert und rotäugig, sahen wie Drogenabhängige aus und waren nicht in der Lage zu fühlen, zu hören oder zu sehen. Jeder schien, ganz auf sich allein gestellt, eine Einheit persönlichen Elends zu sein.68

„Verdreckt, abgemagert und mit ihrem zuweilen übriggebliebenen kleinen Rest von in Stofftüchern eingewickeltem Eigentum“, notierte ein Reporter der New York Daily News, „machten sie sich duckend davon, sobald ihnen jemand auf dem Endbahnhof näherkam, in angstvoller Erwartung, geschlagen oder beraubt, oder von noch Schlimmerem heimgesucht zu werden“.69

Jeder Zug, der entladen wurde, barg Ungeheuerlichkeiten, die aber bald wie etwas Alltägliches schienen:

Rote Armeesoldaten zogen 91 Leichen vom Zug, und nachdem die Körper unter dem Kreischen und Schluchzen ihrer Angehörigen in amerikanischen Leih- und Pacht Lastern aufgetürmt worden waren, transportierte man sie in eine Grube in der Nähe eines Konzentrationslagers . . . “Viele Frauen versuchen, ihre toten Säuglinge mit sich herumzutragen“, sagte ein russischer Bahnbeamter. „Wir durchsuchen die Bündel, sobald wir eine weinende Frau entdecken, um sicherzugehen, daß sie nicht einen toten Säugling mit sich herumschleppt“.70

Frachtkähne und kleine Schiffe dockten auch in Berlin. Ein Boot, wie ein

Rotkreuzhelfer enthüllte, „enthielt eine tragische Ladung von nahezu 300 Kindern, halbtot vor Hunger, die aus einem ‚Heim' . . . in Pommern gekommen waren. Zwei-bis vierzehnjährige Kinder lagen bewegungslos unten im Boot, mit vom Hunger abgehärmten Gesichtern, vom Juckreiz geplagt und von Ungeziefer angenagt".71

Jene Heimatvertriebenen, die nicht in diese Trümmerwüste, zu der Berlin geworden war, einzogen, um zu vögeln, zu essen oder wie Maulwürfe zu sterben, verharrten für Wochen, und manchmal sogar Monate in Bahnhöfen, wo sie zu Tausenden an Krankheit und Hunger starben.72 In einem Depot allein gingen „durchschnittlich zehn pro Tag an Erschöpfung, Unterernährung und Krankheit zugrunde . . . ", protestierte ein amerikanischer Beamter, Robert Murphy, beim Außenministerium. Hier gibt es eine Wiedervergeltung großen Ausmaßes, der aber nicht die Nazis, sondern Frauen und Kinder, Mittellose und Gebrechliche, zum Opfer fallen".73

„Es war ein erbärmlicher Anblick . . . ", wiederholte der britische Außenminister Ernest Bevin, nach seiner Berlin-Reise. „Der schauderhafteste Anblick, den man sich vorstellen könnte".74

Als Ereignisberichte der oben genannten Art in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien zu zirkulieren begannen, reagierten die Leser mit Schock und Entrüstung. So rachsüchtig und blutrünstig viele im Westen während des Krieges auch gewesen waren, im Frieden mochten die meisten nicht mehr das kalte und kalkulierte Abschlachten eines gefallenen Feindes.

„Hinter dem Raub ihrer Häuser und Lebensmittel verbirgt sich ein offensichtlich wohlüberlegter Versuch, viele Millionen von Deutschen auszurotten, sie einen langsamen und qualvollen Hungertod sterben zu lassen", warnte der einflußreiche britische Philosoph, Bertrand Russell in der London Times. „Dies ist nicht als ein Kriegsakt zu werten, sondern als ein Bestandteil einer vollbeabsichtigten Politik des ‚Friedens' ".75

„Das Ausmaß dieser Umsiedlung und die Bedingungen, unter denen sie sich vollzieht, sind beispiellos in der Geschichte", fügt Anne O'Hara McCormick in der New York Times hinzu. „Niemand, der ihre Schrecken aus erster Hand kennengelernt hat, kann daran zweifeln, daß es sich um Verbrechen gegen die Menschlichkeit handelt".76

Ein ähnlich entrüsteter amerikanischer Akademiker, Austin J. App schrieb:

Kann nicht jeder von uns einen Brief an Präsident Truman und einen anderen an jeden unserer Senatoren schreiben, um sie anzuflehen, Amerika nicht zu einem Partner der größten Massengrausamkeiten in der uns bekannten Geschichte werden zu lassen? Sie als „größte Massengrausamkeit“ in der bisher überlieferten Geschichte einzustufen ist keine bloße Rhetorik. Es ist keine Ignoranz der Geschichte. Es ist die schlichte Wahrheit.

Drei oder vier Provinzen von einem Land abzutrennen und danach neun Millionen Menschen ihrer Häuser, Gehöfte, Rinder, Möbel und selbst ihrer Kleidung zu berauben und sie dann . . . von ihrem „seit 700 Jahren bewohnten Land“ zu verbannen, ohne „zwischen den Unschuldigen und Schuldigen“ zu unterscheiden . . . Sie wie nicht mehr gewolltes Vieh zu Fuß in weit entfernt liegende Provinzen wegzujagen, unbeschützt, ohne Obdach und am Verhungern, ist eine so unermeßliche Grausamkeit, daß die Geschichte eine größere nicht kennt.77

Glücklicherweise waren diese Proteststimmen und der Druck, den sie auf die westlichen Oberhäupter ausübten, Willkommenszeichen für das sich nähernde Ende der physischen Folter Deutschlands. Unglücklicherweise war zu dem Zeitpunkt, als die Greueltaten zum Allgemeinwissen geworden waren, das Schlimme schon vollbracht. Von den rund elf Millionen aus ihren Häusern in Preußen, Pommern und Schlesien herausgeworfenen Vertriebenen kamen vermutlich zwei Millionen, meist Frauen und Kinder, ums Leben. Genauso schrecklich, wenn auch weniger bekannt, war das Schicksal der etwa eine Million Deutschen, die bei ähnlichen Vertreibungen aus der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Bulgarien und Jugoslawien starben. Dazu kam, daß schätzungsweise vier Millionen Volksdeutsche in den Osten Rußlands und anderswohin verschleppt wurden, wo ihre Überlebenschancen als Sklaven sogar noch geringer als die der Flüchtlinge waren.78
Während westliche Oberhäupter, wie Churchill, mit heuchlerischem Erstaunen über die Tragödie, die sie im östlichen Deutschland angerichtet hatten, reagierten, wurde im Rest des Reiches wenig über die vorsätzliche Hungersnot bekannt. Und völliges Schweigen umgab sowohl die alliierten Folterkammern in Deutschland und in Polen, als auch die an Nazi Mitgliedern und SS Truppen begangenen unverzüglichen Massaker und die nicht zu vergessenden von Eisenhauer unterhaltenen Todeslager.

Insgesamt gesehen ist es in der Tat nicht unwahrscheinlich, daß in den ersten zwei Jahren des „Friedens“ weitaus mehr Deutsche starben, als in den vorangegangenen sechs Kriegsjahren.79 Es war wirklich, wie Time magazine es vorher bezeichnete, der „schreckenerregendste Frieden in der Geschichte“. Aber, und wie die amerikanische Zeitschrift es versäumte, hinzuzufügen, vor dem schreckenerregendste Frieden der Geschichte gab es den schreckenerregendsten Krieg der Geschichte.

✠ ✠ ✠

Als einige der höllischen Einzelheiten bekannt wurden, begannen, so wie Winston Churchill, auch andere prominente Personen, die bei den alliierten Greueltaten behilflich gewesen waren, sich von den Taten zu distanzieren. Als Dresden betreffende Einzelheiten und die Aktion der Terror Bombardierungen zum Vorschein kamen, bestand der Befehlshaber der britischen Luftwaffe Arthur Harris sachlicher Weise darauf, daß er nur Befehle befolgt hätte; „Befehle“, sagte Harris, von „oben“. Und selbst Ilya Ehrenburg, der giftigste aller Propagandisten und ein Mann, dessen für die vorrückende Rote Armee bestimmten Worte vielleicht mehr Unheil anrichteten als alle Gründe zusammengenommen, um die Vergewaltigungen und das Abschlachten von Millionen in die Tat umzusetzen, selbst Ehrenburg hatte die Dreistigkeit, Jahre nach dem Ende des Krieges, seine Unschuld zu beteuern.

Ich hatte befürchtet, daß unsere Rote Armee, nach den Verbrechen der Angreifer in unserem Land, versuchen könnte, sich zu rächen. Ich wiederholte in Dutzenden von Artikeln, daß wir keine Vergeltung üben sollten und, in der Tat, könnten, denn wir waren ja sowjetische Menschen und nicht Faschisten . . . Es gab natürlich Fälle von Gewalt, Plünderungen; in jeder Armee gibt es Kriminelle, Rowdies und Betrunkene, aber unsere Offiziere trafen Maßnahmen gegen diese Ausschreitungen . . . Patrouillen beschützten die Bevölkerung . . . Isolierte Fälle von in ostpreußischen Städten begangenen Exzessen . . . erregte unsere allgemeine Entrüstung . . . in meinem Herz wallte Mitleid auf . . . Das Gefühl der Rache war mir fremd.80

Trotz solcher Proteste und ähnlich plumper Versuche, soviel Raum und Zeit wie möglich zwischen sich und den eigenen dunklen Machenschaften zu errichten, hatten

Ehrenburg und andere alliierte Oberhäupter wenig zu fürchten. Sie hatten ja schließlich den Krieg gewonnen. Mit einer mehr als bereitwilligen Armee von Apologeten, Polemikern, Journalisten, Filmemachern und „Geschichtswissenschaftlern“ zur Hand, Spuren zu verwischen, liefen die alliierten Kriegsverbrecher keine Gefahr, für ihre Taten zur Rechenschaft gezogen zu werden. Weit entfernt davon. Auf den niedrigeren Ebenen wurde solchen, die tatsächlich die Greueltaten in Dachau, Nemmersdorf und tausend anderen Stellen auf der Landkarte verübt hatten, schweigend vergeben, während am oberen Ende Generäle zu Präsidenten der Vereinigten Staaten und englische Premierminister zu Rittern geschlagen wurden.

In der Zwischenzeit, als man die Stimme des Gewissens in einer Flut von Selbstbeweihräucherungen und Jubelfeiern ertränkte, wurde die Aufmerksamkeit der Welt auf Nürnberg gelenkt. Dort wurden die Sieger zu Richtern über die Besiegten. Dort wurde den angeklagten deutschen Führern ein Prozeß gemacht, dort wurden sie für schuldig befunden und pflichtgemäß aufgehängt, wegen planung eines aggressiven krieges . . . fur die fuhrung eines verbrecherischen krieges . . . fur verbrechen gegen frieden und humanitat . . . fur geplante verbrechen . . . fur begangene verbrechen . . . fur verbrechen gegen . . . Und all dies, wie man annehmen muß, mit bedächtigen Worten, in feierlicher Weise und ohne dabei eine Miene zu verziehen.

Austin J. App beobachtete den Affenzirkus in Nürnberg mit wachsender Entrüstung von weitem. So, wie auch viele andere, hatte der amerikanische Akademiker das Kriegsgeschehen verfolgt und war, in eigener Sache, über die zur Schau gestellte Heuchelei angeekelt und schockiert.

Es gibt vieles, für das sich die Deutschen vor Gott schuldig fühlen sollten. Aber es gibt nichts, für das sie sich gegenüber den großen Drei schuldig fühlen sollten. Jeder Deutsche, der sich in Bezug auf die Alliierten schuldig fühlt, ist ein Trottel. Jeder Amerikaner, der denkt, daß er es tun sollte, ist ein Schuft.81

Epilog: Von Siegern und Besiegten

L

angsam, ganz langsam kam Deutschland heim. Wie bei einem durch irgendeine kosmische Explosion gigantischen Ausmaßes zu Atomen zersprengten Planeten, begannen

verstreut umher liegende Trümmerteile ins Gravitationszentrum zurückzutreiben. Eins, zwei, drei, ja selbst zehn Jahre nach dem Krieg machten die deutschen Gefangenen und Sklaven den ersten Schritt auf ihrem langen Weg in die Heimat. Anders als 1945, als ein Fluß aus Elend und Angst herausströmte, sickerte jetzt nur ein Tropfen ausgehungerten und gebrochenen Menschentums zurück. Millionen waren in der Gefangenschaft zugrunde gegangen—einige in britischen und französischen Sklavenkolonien, andere in Eisenhower's Todeslagern aber mehr noch im sowjetischen Gulag System. Von den etwa hunderttausend Landsern, die nach dem Fall von Stalingrad abgeführt worden waren, war es kaum 5.000 vergönnt, ihre Heimat wiederzusehen. Einige Lager in Sibirien hatten Sterblichkeitsquoten von siebzig, achtzig ja sogar neunzig Prozent. Trotz besserer Überlebenschancen im Westen, waren die körperlichen und seelischen Mißhandlungen dort vielleicht sogar noch krasser. Als deshalb die Häftlinge in Ost und West von ihrer Begnadigung und Annullierung des vermeintlichen Todesurteils erfuhren, wurden sie völlig fassungslos.

„Ich stand wie angewurzelt da und sagte kein einziges Wort", berichtete Anna Fest, als sie 1947 von ihrer Entlassungsmitteilung aus einem amerikanischen Gefängnis hörte. „Ich habe keine Ahnung, wie ich zurück in die Baracken kam. Ich weiß nur, daß ich mich aufs Bett warf und schrecklich weinte, sobald ich drinnen war".1

Ein Deutscher schrieb über Rußland:

Der 12.Juli 1949 ist ein Datum, das ich nie vergessen kann. Unsere Hoffnung war so oft am Boden zerstört worden, aber diesmal war es wirklich wahr und man ließ uns frei und nach Deutschland zurück . . . Natürlich waren wir alle, in der Erwartung, daß tausend Personen freigelassen werden, so glücklich und aufgeregt, daß es uns unmöglich war, ein Auge zuzumachen. Doch im Innersten neigten wir eher dazu, skeptisch zu sein, denn wir waren schon zu oft enttäuscht worden. Diejenigen von uns, welche im Krankenhaus waren, brachte man in offenen Lastwagen zum Bahnhof, aber der Rest der freigelassenen Männer mußte dorthin zu Fuß gehen und wurde von bewaffneten Wächtern begleitet. Die Männer wurden, genau genommen, wie eine Rinderherde vorangetrieben und von den Wächtern mit den Kolbenenden ihrer Gewehre geschubst und geschlagen. Die gute Laune, in der sich alle befanden, verflüchtigte sich schnell, und die meisten waren davon überzeugt, daß ihr Stündlein geschlagen hätte. In jeden einzelnen

Güterwagen, der uns in die Heimat befördern sollte, wurden fünfundvierzig Männer verfrachtet. Jedem war ein Stück Brot und Marmelade als Proviant für drei Tage mitgegeben worden, und dann wurden die Wagen geschlossen und von außen verriegelt.2

Tragischerweise war, in einem der Vertriebenen vom Osten ähnelndem Szenarium, die letzte Teilstrecke nach Hause oft die Tödlichste. Krank, abgezehrt und unterernährt, hatte sich für viele die körperliche Belastung als zu groß erwiesen.

„Während der dreiwöchigen Reise starben 53 Männer und wurden aus dem Zug herausgeworfen . . . “, berichtete ein Amputierter. „Fast alle Insassen litten unter Durchfall“.3

„Mein bester Freund aus meiner Geburtsstadt starb an einem Hitzschlag“, fügte ein anderer Rückkehrer hinzu. „Es ist tragisch, sich vorzustellen, daß er nach so viel überlebtem Leid und Elend, auf seinem Weg nach Hause starb“.4

Unpassenderweise wurden die Todeszüge oft mit grünem Geäst, Bildern von Stalin und farbenreichen Spruchbändern: GROSSER STALIN, WIR DANKEN DIR FÜR UNSERE RÜCKKEHR, dekoriert.5 Nachdem der Zug die Sowjetzone erreicht hatte, entstieg ihm eine Fracht von Agonie. Eine Berliner Krankenschwester, die einen dieser Transporte begrüßte, erinnert sich:

Fast alle der 800 oder 900 im Zug waren Kranke oder Krüppel. Man könnte sagen, daß sie alle Invaliden waren. In jedem dieser kleinen Güterwagen mit 40 oder 50 in einem Abteil mußten die Kranken Heimreisenden neben den Toten schlafen. Ich zählte sie nicht, bin aber sicher, daß wir mehr als 25 Leichen weg geschafft haben. Andere mußten in Krankenhäuser gebracht werden. Ich fragte eine Reihe von Männern, ob sich die russischen Wächter oder Ärzte während der Reise irgendwie um die Kranken gekümmert hätten. Sie sagten „Nein“. Ich begegnete nur einem munteren, gesunden Mann in der Menge . . . es war ein Bursche von erst 17.6

Verständlicherweise waren nur wenige derer, die Jahre kommunistischer Gefangenschaft durchstanden hatten, bereit, für lange im sowjetischen Sektor herumzulungern. Deshalb entschieden sich die meisten dafür, ihre Reise bis in die amerikanischen, britischen oder französischen Zonen fortzusetzen. Der

junge Siegfried Losch war einer von ihnen:

Der Zug machte etwa drei Kilometer vor der britischen Zone Halt. Von dort aus mußten wir laufen. So krank wir auch waren, konnte ich nicht umhin, zu bemerken, daß das Tempo unseres Marsches zunahm, je näher wir an die Grenze kamen. Nach allem, was wir gesehen hatten, wußten wir, daß ein russischer Offizier, wenn ihm danach zumute war, alle von uns jederzeit zurückschicken könnte . . .

An der Grenze prüften die Russen die Anzahl der Personen. Dann ging der Schlagbaum hoch und wir waren in Westdeutschland. Welche eine Erleichterung! Wir schüttelten einander die Hände und viele weinten vor Freude . . .

Wir hatten vorher nie etwas von der Heilsarmee gesehen oder gehört. Da standen sie nun direkt an der Grenze mit einem LKW und viel Essen. Wir mußten im Gänsemarsch am Fahrzeug vorbeigehen. Es überraschte mich, wie schnell die Massen es erlaubten, sich organisieren zu lassen. Dann erhielt jeder eine Tasse heißen Kakao . . . Als nächstes bekam jeder ein Sandwich. Ein wirkliches Weißbrot Sandwich! Mit Wurst . . . Wurst war zu etwas geworden, von dem wir nur träumen konnten . . .

Mit Tränen in den Augen wurden wir gebeten, „bitte“ in brandneuen Mercedes Bussen Platz zu nehmen. Es war warm im Bus . . . Das geheizte Fahrzeug machte den warmen Willkommensgruß unserer Gastgeber perfekt. Wir fühlten uns überaus wohl . . . WIR WAREN ZU HAUSE!!!!! Wir waren in Deutschland!7

„Sie brachten uns sogar zur Bahn und besonders nicht in den großen Lastern, sondern in ganz normalen Autos“, erinnerte sich Anna Fest, nachdem sie und eine Freundin endlich freigelassen worden waren. „Und sie kauften Fahrkarten für uns und wir konnten im Zug sitzen, ohne daß jemand uns bewacht oder eingesperrt hätte. Wir konnten im Grunde genommen tun und lassen, was wir wollten, waren jedoch verängstigt. Wir hätten uns frei im Zug bewegen und vielleicht sogar im Gang umhergehen können, doch wagten es einfach nicht. Wir saßen nur so da, ein kläglich heulendes Paar“.8

Wie man sich vorstellen kann, wurden solche Heimkehrerfahrungen fast immer zu etwas einer anderen Welt angehörigem. Jeder—ob Mütter, Ehefrauen, Kinder oder wer auch immer—hatte seit langem resigniert. Mit

dem plötzlichen und unerwarteten Auftauchen von Männern und Frauen, die überlebt hatten, war es, als wenn Geister aus Gräbern zurückkehrten. Nachdem er selbst all die Schrecken, die Krieg und Kerker mit sich bringen, durchlebt hatte, fand er die Kluft, die seine Vergangenheit von der Gegenwart trennte, fast unüberbrückbar.

Ich war noch acht Kilometer vom Ende meiner Reise und dem Platz, wo alles begonnen hatte, entfernt. Es war ein wunderschöner Tag, so daß mich die Freude hätte antreiben müssen, der unglaublichen Realität, die sich ja nun mit jedem Schritt näherte, auf der gesamten Strecke entgegenzurennen. Aber meine Kehle war mit Angst verknotet und es gelang mir kaum zu atmen . . . Aus allen Poren meines abgemagerten Körpers brach mir plötzlich der kalte Schweiß aus. Die Verzweiflung, die im Osten in mir Fuß gefaßt hatte, wurde plötzlich von einer Realität überlagert, an die ich mich kaum noch erinnerte und die sich mir abermals aufdrängte, als ob nichts geschehen wäre. Der Wandel war zu groß, zu brutal . . . , Während ich mich langsam dem Treffen, das ich so sehr herbeigesehnt hatte und das mich plötzlich in Furcht versetzte, näherte, drehte sich mein Kopf wie ein Boot mit zerbrochenem Ruder.
In dieser sonnigen Landschaft gab es über mir ein sehr niedrig fliegendes

Flugzeug. Nicht in der Lage, es geschehen zu lassen, stürzte ich mich in den Graben auf der anderen Seite der Straße. Das Flugzeug pickerte für einen Moment darüber und verschwand so schlagartig, wie es gekommen war. Ich zog mich am Stamm eines Apfelbaumes hoch, ohne recht zu begreifen, was gerade passiert war. Ich fühlte mich wie gelähmt. Meine alles verschwommenen sehenden Augen nahmen wahr, wie sich das Gras, das von meinem Gewicht zerdrückt worden war, langsam wieder aufrichtete . . . Dieses Grass war nicht so hoch, aber erinnerte mich andererseits an das Gras der Steppe. Es schien mir vertraut und ich ließ mich erneut nach unten fallen. Der Glanz des Tages, der über den Spitzen der Grashalme herrschte, zwang mich, meine Augen zu schließen . . . Es gelang mir, mich zu beruhigen, und ich schlief ein . . .

Nachdem ich erwacht war, brach ich auf, die Reise zu vollenden. Mein Schlaf muß Stunden gedauert haben; die Sonne senkte sich hinter dem Hügel und nun kam ich in der Dämmerung an—was der Grelle deines leuchtenden Tages vorzuziehen war. Ich fühlte mich schon beklommen genug, meine eigene Familie wiederzusehen; ich wollte niemanden treffen, den ich kannte . . . So kam ich also am Ende jenes Tages, den ich so sehr herbeigesehnt hatte,

an, und ging die Straße hinunter, als wenn ich sie erst gestern verlassen hätte. Ich versuchte, langsam zu gehen, aber jeder Schritt schien wie ein Paradeschritt widerzuhallen . . . Als ich um die Ecke ging, sah ich mein Haus. Mein Herz pochte so wild, daß meine Brust davon wehtat.

Jemand erschien an der Ecke: eine kleine alte Frau, deren Schultern von einem abgetragenen Umhang bedeckt waren. Selbst der Umhang war mir vertraut. Meine Mutter trug eine kleine Milchkanne. Sie ging zum Bauernhof eines Nachbarn, den ich gut kannte. Sie ging auch auf mich zu. Ich dachte, daß ich hinfallen würde. Sie kam herab in der Mitte der Straße . . . Mein Herz verkrampfte sich so stark, daß ich glaubte, ohnmächtig zu werden. Meine Mutter ging an mir vorbei.

Ich lehnte mich an eine Wand, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Ein bitterer Geschmack füllte meinen Mund, ein Geschmack wie Blut. Ich wußte, daß sie nach ein paar Minuten denselben Weg zurückkommen würde. Ich hatte Lust, zu rennen, aber konnte es nicht. Ich stand wie gelähmt und ließ die Minuten verrinnen.

Nur kurze Zeit später . . . erschien sie wieder, auf demselben Weg, der aber bei der einbrechenden Dunkelheit grauer und schattenhafter geworden war. Sie kam näher und näher. Ich wagte nicht, mich zu rühren, um sie nicht zu erschrecken. Und dann wurde es unerträglich. Ich nahm all meinen Mut zusammen und redete . . .

Sie hielt an. Ich ging ein paar Schritte auf sie zu und dann sah ich, wie sie in Ohnmacht zu fallen schien. Die Milchkanne fiel zu Boden woraufhin ich sie mit zitternden Armen auffing.9

„Diese ganze Erfahrung hatte eher die Qualität eines Traums als die einer Wirklichkeit“, sagte Siegfried Knappe, als er sich, nach fast fünf Jahren Krieg, dem Haus seiner Frau Lilo näherte.

Als sie die Tür aufmachte und mich sah, war ihr Ausdruck genauso ungläubig wie der von Mutter gewesen. Ich war so erregt, daß ich dachte, daß mein Herz bestimmt aufhören würde zu schlagen! Ich ging zur Tür hinein und wir fielen uns in die Arme. Sie zu umarmen war atemberaubend, und mir wurde fast schwindlig. Wir umklammerten uns und wurden beide von Schluchzen geschüttelt.

Dann sah ich Klaus und Alexander hinter ihr stehen. Ich kniete mich vor Klaus hin und sagte, „Hallo, Klaus“, und er verstand, wer ich war und ließ es scheu zu, ihn zu umarmen. Lilo kniete bei Alexander, der vier war und sagte: „Es ist Papa“. Ich sagte, „Hallo, Alexander“, und er sah Lilo an und sagte: „Er kennt mich noch!“ Lilo und ich sahen einander an und fingen zu lachen an, aber das Lachen verwandelte sich schlagartig in Tränen und wir umarmten uns so, als ob wir uns nie wieder trennen könnten.10

Unglücklicherweise endete die Heimkehr meist nicht so glücklich. Einige Soldaten hinkten zurück und fanden dort, wo einst ihre Häuser gestanden hatten, nur Trümmer vor und nur die Gräber derer, die sie geliebt hatten. Daneben gab es andere grausame Überraschungen.

„Ich hatte mein eigenes kleines Haus“, berichtete ein heimkehrender Landser. „Wie glücklich ich war, als es noch stand! Aber als ich klingelte, kamen Amerikaner zur Tür—die neuen Freunde meiner Frau. Sie fragten mich, was zum Teufel ich denn wolle“.11

Nach jahrelangem Warten ohne Nachricht gaben viele Frauen, wie die Obengenannte, einfach auf. Tausende wandten sich der Prostitution oder wilden Ehe zu, um der Hungersnot zu entgehen oder um über die Runden zu kommen. Als zurückkehrende Ehemänner mit der Nachkriegsrealität, die oft stark geschminkt und mit Lippenstift beschmiert war, konfrontiert wurden, ermordeten einige ihre Partnerin auf der Stelle und nahmen sich dann selbst das Leben.12

„Ihr wurdet zu schamlosen Schlampen—jede Einzelne von euch . . . “, schrie ein zurückkehrender Soldat seine Berliner Frau an. „Ihr habt samt und sonders all eure Wertmaßstäbe verloren!“13

Wie der Obenerwähnte waren Tausende von Ex-Landsern nicht darauf vorbereitet oder schlecht ausgerüstet, die mit Niederlage und Okkupation zusammenhängenden unangenehmen Wahrheiten zu verkraften. In Berlin allein gab es im Jahre 1946 25,000 Scheidungen.14

Trotz der Epidemie von zerrütteten Familien waren viele entschlossen, sich wieder zusammenzutun und zusammenzubleiben, komme was wolle. Einige Frauen, unzufrieden, nur herumzusitzen und passiv auf ihre Männer zu warten, machten sich statt dessen auf die Suche nach ihnen. So wie Renate Hoffmann. Nach einer erschreckenden Odyssee durch halb Deutschland,

gelang es der Frau schließlich, ihrem Mann in einem Münchner Krankenhaus auf die Spur zu kommen.

Es gab keinen Doktor in der Nähe und niemand hatte mir etwas über die Verbrennungen meines Mannes gesagt und was ich zu erwarten hätte. So ging ich, geradeaus blickend, durch die Tür und sah vor mir ein Bett, auf dem jemand saß. Es mußte mein Mann sein. Unglücklicherweise bemerkte er mein Zögern, so kurz es auch war. Es wäre besser gewesen, wenn ein Doktor mich im vorhinein angesichts der Schwere der Verbrennungen aufgeklärt hätte, damit mein Mann nicht fähig gewesen wäre, mein Zögern zu bemerken.

Wir fielen uns in die Arme. Wir sprachen miteinander und ich merkte sofort, daß es dieselbe Stimme war, nichts hatte sich geändert. Mein Mann stand vom Bett auf und zog den Morgenrock an—die gleichen Bewegungen und Bewegungsabläufe, dieselben Gesten. Aber es war dennoch ein Schock, weil das Gesicht nicht mehr da war—es war völlig verschwunden.15

So bittersüß das erwartete Wiedersehenstreffen auch war, Renate war endlich mit sich im Reinen. „Wir waren erneut als Familie wiedervereinigt“, atmete die dankbare Ehefrau auf.16

Traurigerweise realisierte manch eine Frau, die ihre Angehörigen lebend wiederfand, daß es viel, viel besser gewesen wäre, sie tot entdeckt zu haben. Weil sie es ablehnte, an das Schlimmste zu glauben, eilte Regina Shelton eines Tages in „atemloser Erwartung“ zu einer Dorfkneipe, um ihren Vater zu treffen.

Ich sehe eine einsame Gestalt in einem in vager Weise einer russischen Uniform ähnelnden Gewand. Er sitzt am Tisch beim Kachelofen, wo die Stammgäste, freundschaftlich vereint, gewöhnlich Karten spielten und ihr Bier aus Krügen tranken. Er sitzt da, ohne sich zu rühren und der Anblick versetzt mich in einen Zustand reglosen Verharrens. Hin und wieder erreicht ihn eine vom geöffneten Fenster her kommende leichte Brise und er erschauert, als wäre es ein eisiger Wind. Sein einzig anderes Lebensmerkmal ist ein Rinnsal aus der Ecke eines seiner Augen, das sich als funkelnde Linie auf der Pergamentnase, mit dem Speichel, der aus seinem halb geöffnetem Mund sabbert, vereint. Der haarlose Schädel hängt tief an der Brust herunter, zwei Arme baumeln zwischen seinen weitgespreizten Beinen und von seinem

Kinn aus tropft es in regelmäßigen Abständen auf den Fußboden. Abgesehen vom Tropfen und dem Frösteln, das ihn zuzeiten durchbebt, ähnelt er einer zerbrochenen Bildsäule, auf deren Ränder man verschlissene Klamotten geworfen hat . . . Eingesunkene Augen flimmern fiebrig in ihren Höhlen, glasig, ausdruckslos, tot. Eine wie von Sonne, Wind und Regen gebleichte Vogelscheuche, eine Gestalt von undefinierbarer Farbe, wobei Haut und die Kleidungsstücke zusammengesehen eine Art aschgrau ergeben.

Das Begrüßungswort ist auf meinen Lippen erstarrt. Was kann man schon zu einem Mann sagen, der kein Mensch mehr zu sein scheint? Dessen Instinkte, sicherlich mehr als seine bewußte Entscheidung, den von seinem Körper übriggebliebenen Rest zu jenem Platz befördert hatten, wo er einst Mann sein konnte? . . . In einer irrationalen Rücknahme meiner früheren Gedanken, gehe ich auf Zehenspitzen an ihm vorbei, ohne mir noch länger zu wünschen, daß diese Etwas mein Vater sei . . .

In der Küche drängen sich die anderen in hilfloser Stille zusammen, im Ungewissen darüber, wie sie den Eindringling aus dem Totenreich, der ihnen weder ein Zeichen gab, daß er weiß, wer oder wo er ist, noch wer sie sind. Mia . . . ist fast von Sinnen und ohne einen Anhaltspunkt, wie man mit dieser abstoßenden Kreatur, ihrem einstigen Ehemann, zu Rande käme . . . Schließlich appelliert sein offensichtlich kurz vor dem Hungertod stehender Zustand an Mia‘s praktischen Verstand: sie bringt ihm eine Schüssel dampfender Suppe. Als sie zurückkommt, flüstert sie, von Entsetzen gepackt: „Er kann nicht einmal mehr essen. Ihr solltet gesehen haben, wie er sein Gesicht in die Suppe tauchte und sie ausschlürfte, ohne einen Löffel zu benutzen. Und er versuchte immer wieder, sie zu trinken, während sie von oben aus ihm herauskam. Es ist schrecklich!“17

„O großer Gott, wie miserabel kann es denn noch werden?“, fragte Ruth Andreas-Friedrich aus Berlin.

Manchmal, wenn man durch die Straßen geht, kann man es kaum ertragen, all das Elend erblicken zu müssen. Zwischen den eleganten amerikanischen Uniformen, den wohlgenährten Figuren der Besatzungsmächte, erscheinen die ersten deutschen Soldaten zerlumpt und verstört, wie ertappte schafsköpfig umherblickende Übeltäter. Kriegsgefangene von wer weiß woher. Sie schleppen sich durch die Straßen. Wenn man sie sieht, möchte man wegblicken, weil man sich ihrer Scham wegen so sehr schämt, ihrer

hundeelenden erbärmlichen Blicke wegen . . . Sie watscheln umher wie latschende Ruinen. Gliederlos, hinfällig, krank, in Stich gelassen und verloren. Ein graubärtiger Mann in zerfetzter Uniform, mit seinen Armen um seinen Kopf herum, lehnt an einer Wand und weint still. Leute gehen vorbei, halten kurz inne und machen dann scheu einen Bogen um ihn herum. Er sieht sie nicht.18

Angesichts der Verzweiflung und des Schreckens in ihrem Heimatland in Ruinen waren verständlicherweise Millionen bis zum Äußersten entschlossen, zu entkommen. Tausende heiratsfähige deutsche Frauen entschieden sich für Vernunftehen und entflohen mit amerikanischen oder britischen Ehemännern für immer aus dem Vaterland. Desgleichen schlossen sich Tausende deutsche Männer der französischen Fremdenlegion an oder emigrierten legal oder illegal nach Kanada, Südamerika und in die Vereinigten Staaten. Während zahllose Mengen das vom Krieg verwüstete Heimatland verließen, sickerten langsam elende Kriegsgefangene, einer nach dem anderen, ins Land zurück.

„Überall", erinnert sich ein glotzender Heimkehrer, „gab es nur arbeitende Frauen in zusammengeflickten Uniformen und Buben, die Backsteine begutachteten und in den Ruinen nach Dingen suchten, die noch benutzbar waren. Dann ging die Zugreise weiter, mit ihren nicht enden wollenden Prozessionen von zertrümmerten Städten, Dörfern und Fabriken . . . Dieser Anblick veranlaßte uns, tief Atem zu holen . . . , und um die Zukunft zu bangen . . . Wir waren Deutschland treu geblieben, aber mußten doch jetzt einen neuen Sinn in unserem Leben finden. Jeder von uns würde auf sich selbst gestellt sein und für seine Familie zu kämpfen haben, daran gehindert, Schulter an Schulter mit anderen Soldaten zusammenzustehen, ohne jegliche Kameradschaft . . . ohne sich gegenseitig zu helfen".19

Es war genau diese Art von Gefühl, dessen Ursprung in den Herzen der verzweifelten, aber entschlossenen Seelen verborgen lag und es der deutschen Nation schließlich ermöglichte, den langsamen Wiederaufstieg in Gang zu bringen, mit einem Stein auf dem anderen. Zum Glück für alle Betroffenen, mit dem unvermeidlichen Zerwürfnis zwischen Ost und West in voller Zerreißprobe, waren Großbritannien und die Vereinigten Staaten mehr darauf versessen, ein Bollwerk gegen die Sowjetunion zu errichten, als auf einen gefallenen Feind weiter wild loszudreschen. Obwohl von der einst stolzen deutschen Nation kaum mehr als nur ein degradierter Vasall der

Sieger übriggeblieben war, gab der plötzliche Wechsel der Haltung der Alliierten zueinander, den Deutschen die notwendigen Werkzeuge, sich und ihre Kinder vor einer totalen Vernichtung zu retten. Dies erwies sich als der nötige Ansporn.

Mit einem zuvor in der modernen Welt nie dagewesenem einzigartigen und energischen Willen, gingen die Deutschen in rasanter Geschwindigkeit ans Werk, als ob ihnen daran gelegen wäre, so viele Backsteine und Mörtel zwischen sich und ihrem Alptraum aufzuschichten wie möglich. Während alte Männer, Krüppel und Kinder so frenetisch wie alle anderen arbeiteten, ruhte ein großer Teil der Last auf weiblichen Schultern.

„Hast du jemals so etwas gesehen! Sind diese deutschen Frauen nicht bewunderungswürdig?“, staunte ein Amerikaner, der sich dieses Phänomen ansah.20

„Ich glaubte bisher, daß es nur in China möglich wäre, Frauen derart arbeiten sehen zu können“, fügte ein Kamerad hinzu. „Ich hätte nie gedacht, daß Weiße es tun könnten. Ich bewundere ihren Mut“.21

Während magischerweise der Schutt aus den Städten verschwand und aus den Ruinen Gebäude emporwuchsen, nahm in den ländlichen Gegenden die Produktion von Nahrungsmitteln zu. „Die Deutschen scheuen vor keiner Anstrengung zurück, sich selbst zu helfen . . . “, bemerkte ein erstaunter Besucher. „Es ist nicht ungewöhnlich, eine vor einem Pflug gespannte Milchkuh zu sehen, während die Frau die Kuh und ihre kleinen Söhne den Pflug lenken“.22

Auf ihrem Transport durch Deutschland bot sich auch Hans Woltersdorf und anderen Kriegsgefangenen dasselbe Schauspiel dar:

Die Leute winkten uns, verstohlen, um sicherzugehen, aber mit ihrem ungebrochenen Lebenswillen, zu. Der Streß und die mit ihm verbundenen unvermeidlichen Krankheiten, unter denen sie eigentlich und notwendigerweise hätten leiden müssen, gingen fast spurlos an ihnen vorbei. Sie waren noch gesund an Geist und Körper sie sehnten sich nicht nach Gesundheitskuren und Krankenhäusern. Trotz der übermenschlichen Errungenschaften, die ihnen der Krieg abgefordert hatte, machten sie sich hart an die Arbeit, um ohne Rast mit einem neuen Wunder aufzuwarten: einem ökonomischen Wunder . . .

Erst gestern waren diese Menschen darauf vorbereitet gewesen, einem Feind zu trotzen, der alle geschriebenen und ungeschriebenen Kriegsgesetze brach, indem er einen Vernichtungskrieg gegen ihre Häuser, Küchen, Stühle und Betten führte. Der sie Nacht für Nacht in Keller trieb, wo sie dann, bei lebendigem Leibe begraben, verbrannt, zermalmt und getötet wurden, nachdem sie vorher mit allen Folterungen der Hölle Bekanntschaft gemacht hatten. Sie waren von zu ewiger Verborgenheit verdammten Schicksalen heimgesucht worden, da die armseligen Opfer das zu Bezeugende mit ins Grab genommen hatten. Nun waren sie wieder da, wie Ameisen, zu helfen bereit, zu arbeiten, sich zu sorgen, zu gehorchen, zu hoffen, und sich wieder einmal der Betrachtungsweise anzupassen, daß die Opfer in Wirklichkeit die Schuldigen waren.23

✠ ✠ ✠

Wie Hans Woltersdorf beobachtete und wie alliierte Besatzungstruppen es selbst während der Nachkriegsjahre bestätigten, gibt es überraschenderweise ein in deutschen Herzen fast völlig fehlendes Bauelement, nämlich den Geist des Hasses und der Rache.24 In ihrem rücksichtslosen, überstürzten Kampf ums Weiterleben, gab es einfach nicht genug Zeit oder Energie für den Deutschen, sich mit dem zu befassen, was war oder was hätte sein können.

„Vergiß die Vergangenheit“, bekam das neue nationale Motto, „nur die Zukunft zählt“.25
Paradoxerweise hatten, im Gegensatz zu den Siegern, die Besiegten weder Zeit noch Neigung, zurückzublicken. Den vor dem Krieg begonnenen Prozeß fortsetzend, ging nach dem Krieg die Propagandaoffensive in vollem Schwung weiter. In tausenden Büchern, Artikeln und Filmen wurde die Welt über und über daran erinnert, daß die „Nazi“ Partei im Besonderen und alle Deutschen im Allgemeinen, die Alleinverantwortlichen für den Krieg gewesen wären; daß sie, nur sie allein, bestialische Verbrechen begangen hätten; daß nur die deutschen Menschen und ihre Führer Kriegsverbrecher gewesen wären; daß die deutsche Schuld irgendwie etwas „Einzigartiges“ sei. Komischerweise waren jene, die diese Thesen vertraten und zu ihren energischsten Verfechtern wurden, die vom vormaligen wirklichen Kampfgeschehen am meisten Entfernesten. Zusätzlich waren fast alle, die die Idee der Alleinschuld durch eine verewigende Erfindung eines „Guten Krieges“, eines „Krieges, alles Böse zu beenden“ und einen „Kreuzzug in Europa“, unterstützten, solche, die es aus persönlichem, politischem oder

finanziellem Interesse taten.
Unter den dem Kampfgeschehen Nahestehenden zeigte die Nachkriegspropaganda jedoch vernachlässigbare Resultate. In der Tat waren viele der allmählich reifer werdenden alliierten Soldaten und Flieger—die in Bodenkämpfe verwickelt gewesen waren und aus der Luft Bomben abgeworfen hatten—weit davon entfernt, in dem Masse von Haß erfüllt zu sein, wie man es von ihnen erwartete, sondern gehörten zu den kaum von Rachsucht Befallenen und den nicht Nachtragenden. Nach dem Zusammenleben mit Deutschen, nach gemeinsamen Essen und Trinken und manchmal, nach Liebeswerben und sich in Deutsche Verlieben, begannen die alliierten Truppen, die Deutschen endgültig zu verstehen und sich mit ihnen zu identifizieren. Die meisten kamen—wenn auch zu spät—zu der schockierenden Erkenntnis, daß ihr einstiger Feind in keiner erwähnenswerten Weise verschieden von ihnen selber war. Betroffen darüber, daß sie die sadistische und blutrünstige Propaganda so beflissen geschluckt und ihr so eifrig und blind gefolgt waren, wußten viele junge Männer Amerikaner, Briten, Franzosen und selbst Russen, aus ihrer Erfahrung nur zu gut, daß weder die Nazis noch die Deutschen einen Hang zu Verbrechen hatten, und daß Schuld und Übel nichts „Einmaliges“ ist.
Einer der offenherzigsten Gegner der Alleinschuld war die kühne amerikanische Journalistin, Freda Utley. „Eine Grausamkeit hört auf, eine zu sein, wenn sie für eine ‚gute Sache‘, das heißt, unsere eigene, begangen wird“, schrieb die schonungslose Autorin in ihrem Buch von 1949, Der Hohe Preis der Rache.

Ich denke, daß es höchste Zeit ist, dem Gerede über deutsche Schuld Einhalt zu gebieten, da es kein von den Nazis begangenes Verbrechen gab, daß wir nicht auch selbst begangen hatten. Ich hatte mich auf die Vernichtungsbombardierungen bezogen, auf die gigantischen Massenenteignungen und die Ausweisung von zwölf Millionen Deutschen aus ihren Häusern auf Grund ihrer Rasse. Auf das Verhungernlassen der Deutschen während der ersten Jahre der Besatzung. Auf die Verwendung der Gefangenen als Sklavenarbeiter. Auf die russischen Konzentrationslager. Auf das sowohl von Amerikanern als auch Russen verübte Plündern . . .

Verglichen mit den bei Kriegsende von den russischen Armeen begangenen Vergewaltigungen, Morden und Plünderungen, Terror, Sklaverei, Hunger und den Beraubungen in der heutigen Ostzone, und dem von Polen und

Tschechen begangenen Völkermord, erscheinen die von den Deutschen begangenen Verbrechen und Verbrechen gegen die Menschheit, wofür die in Nürnberg Verurteilten mit dem Tode oder lebenslänglicher Haft bestraft wurden, unerheblich im Umfang, wenn nicht sogar im Ausmaß.26

J.F.C.Fuller stimmte dem zu. „Für fünfzig oder hundert Jahre, und möglicherweise sogar noch länger", berichtete der britische Generalmajor, „werden die ruinierten Städte von Deutschland als Denkmäler des Barbarismus der Eroberer stehenbleiben".27

Ein anderer zurückblickender Brite, ein RAF Besatzungsmitglied, drückte mit einfachen aber tiefen Worten einen Gedanken aus, den unter den alliierten Soldaten und Piloten zweifellos Tausende andere ein Leben lang abwägten: „Angenommen, die Deutschen hätten den Krieg gewonnen, sollten oder müßten wir als Kriegsverbrecher vor Gericht gestellt werden? Die Gedanken lassen mich bis zum jetzigen Zeitpunkt nicht los".

Meistenteils behielt man jedoch solche Überlegungen grundsätzlich für sich und selbst die öffentlichen Äußerungen von Freda Utley, General Fuller und ein paar mutiger Anderer gingen im Lärm der Stimmen derer unter, die persönliche und psychologische Interessen am Weißwaschen der Geschichte hatten. Die immer noch verrückt gemachte Majorität argumentiert hitzig:

„Sie haben genau das gekriegt, was sie verdient haben".
„Wir fühlten, daß wir gegen eine inhumane Philosophie kämpften". „Wir wurden zu einer Kraft ausgleichender Gerechtigkeit".
„Ich habe immer gesagt, daß der einzige gute Deutsche ein toter Deutscher Ist und dabei bleibe ich".

Es ist zu hoffen, daß jene Leute und Millionen anderer, die solche Worte von sich geben, nie Zeugen eines schreienden Kindes waren, das wie eine lodernde Fackel durch eine brennende Straße läuft. Daß sie nie sahen, wie ein Mann seinen eigenen Urin trinkt, um am Leben zu bleiben, während ein Fluß gleich hinter dem Lagerzaun vorbeifließt. Daß sie nie die tierischen Schreie jener Gefolterten gehört haben, deren Genitalien verstümmelt wurden oder das Ächzen einer blutenden Frau, die um einen Gnadenschuß fleht, während die Schlange derer, die in einer Reihe auf ihren Moment warten, immer länger wird. Hoffentlich haben sie nie diese Dinge gesehen, denn nur dann kann man verstehen, wie sie über und über und immer wieder in den üblichen

Kehrreim von: „Sie haben genau das gekriegt, was sie verdient hatten“ . . . einstimmen und danach auch noch ruhig schlafen können.

Aber selbst eine Lawine solch wilden Hasses und gedankenlosen Moralisierens könnte den Erinnerungen derer nichts anhaben, die jene Dinge gehört und gesehen hatten. Und, was schlimmer ist, nichts kann das Gewissen derer entlasten oder die Alpträume derer beschwichtigen, die solche Dinge tatsächlich begangen hatten. Ob es nun für die Zukunft der Menschheit in der mißtönenden Prosa des Amerikaners Kurt Vonnegut, oder in den grüblerischen, quälenden Versen des Russen Alexander Solzhenitzyn offenbart wurde . . . man danke Gott, daß diese Männer und andere mutige Naturen ihrer Vergangenheit ins Auge schauten und schließlich begriffen, was Erbarmen und Mitleid bedeuteten, und am Ende, Reue.

Das fremdartige Gefühl, das nach dem Schweigen der Waffen kurzzeitig von uns Besitz ergriff, war das einer verschwommenen Unanständigkeit. Es war der schwache, schwelende Nachgeschmack, etwas Ungeheuerliches vollbracht zu haben. Wir hatten Kräfte jenseits unseres Begriffsvermögens entfesselt. Ganze Länder lagen unter unseren Händen brach und in Schutt und Asche—und diese unsere Hände waren davon für immer besudelt. Es half nichts, daß wir uns einzureden versuchten, daß wir getan hatten, was getan werden mußte, daß wir keine andere Wahl gehabt hätten. Es war genug, daß wir es getan hatten. Wir hatten das Übel unserer Feinde hundertfach auf sie angewendet und unsere eigene Integrität wurde damit zertrümmert, kam unwiederbringlich abhanden.

Wir, die wir in diesem Kriege kämpften, konnten keinen Stolz empfinden. Sieger und Besiegte, alle waren eins. Wir waren eins mit den Volksmassen, die sich schweigend fortbewegten . . . eins mit den alten Frauen, die durch die stillen Ruinen jagten...eins mit den wie gelbes Klafterholz aufgestapelten Körpern . . . eins mit den furchtbar leeren Augen der geschlagenen deutschen Soldaten . . . eins mit den weißen Gräbern und den schwarzen Kreuzen und der quälenden Melancholie unserer Herzen. Alles, alles war eins, alles war das gräßliche Entsetzen dessen, von dem wir wußten und dem wir verhalfen, sich zu manifestieren. Sieh‘s ein, wenn du dieses Buch zumachst.

Wir taten es.28

Quellennachweise

Prolog

1. Jürgen Thorwald, Flight in the Winter (New York: Pantheon, 1956), 13; Martin K. Sorge, The Other Price of Hitler's War (Westport, Conn.: Greenwood, 1986), 126.

2. Thorwald, 13.
3. Marlis G. Steinert, Hitler's War and the Germans (Athens: Ohio University Press, 1977), 292.
4. Alfred M. deZayas, Nemesis at Potsdam (London: Routledge & Kegan Paul, 1977), 61.
5. Ebd. (siehe oben…ebenda)
6. Ebd. 62–63
7. Ebd.63
8. Sorge, Other Price, 119.
9. Ebd. 117
10. DeZayas, Nemesis, 63.
11. New York Times, August 7, 1933; Ralph Grandinetti, "Germany's Plan to Resettle Jews in Madagascar," The Barnes Review 4, no. 3 (May/June 1998): 26.
12. Ben Hecht, A Guide for the Bedeviled (New York: Charles Scribner's Sons, 1944), 120, 125, 130, 144, 155, 156.
13. Theodore N. Kaufman, Germany Must Perish! (Newark, N. J.: Argyle Press, 1941), 6, 7, 28
14. Ebd. , 88–89; Michael F. Connors, Dealing in Hate (Torrance, Calif.: Institute for Historical Review, 1970), 28
15. Russell D. Buhite, Decisions at Yalta (Wilmington, Del.: Scholarly Resources, Inc., 1986), 25; Eugene Davidson, The Death and Life of Germany (New York: Alfred Knopf, 1959), 6;
16. Buhite, Yalta, 23.
17. Diary of Henry Morgenthau, entry for March 20, 1945 18. Buhite, 25; The Memoirs of Cordell Hull, (New York: Macmillan and Co., 1948), 207–208.
19. Paul Fussell, Wartime (New York: Oxford University Press, 1989), 122
20. Russell Grenfell, Unconditional Hatred (New York: Devin-Adair, 1953), 117.
21. DeZayas, Nemesis, 65–66; Thorwald, Flight, 33

22. DeZayas, 66.
23. Sorge, Other Price, 127

1 Hölle von Oben

1. Sorge, Other Price, 101.
2. Ebd. 102.
3. Ebd.
4. Martin Middlebrook, The Battle of Hamburg (New York: Charles Scribner's Sons, 1981), 244.
5. Ebd.
6. Stephen A. Garrett, Ethics and Airpower in World War II (New York: St. Martin's Press, 1993), 44.
7. Sorge, 90.
8. Garrett, Ethics and Airpower, 31.
9. Max Hastings, Bomber Command (New York: Dial Press/James Wade, 1979), 181.
10. Garrett, xiii.
11. Ilse Koehn, Mischling, Second Degree (New York: Greenwillow, 1977), 194–195.
12. Ilse McKee, Tomorrow the World (London: J.M. Dents & Sons, 1960), 130–131.
13. Peter Pechel, Dennis Showalter and Johannes Steinhoff, Voices from the Third Reich (Washington, D.C.: Regnery Gateway, 1989), 224. 14. Anonymous, A Woman in Berlin (New York: Harcourt, Brace, 1954), 19.
15. Alexander McKee, Dresden 1945 (New York: E.P. Dutton, 1982), 261.
16. Jan Montyn and Dirk Ayelt Kooiman, A Lamb to Slaughter (New York: Viking, 1985), 68–69.
17. Olga Held Bruner, unpublished manuscript, 97.
18. Koehn, Mischling, 188–189.
19. Sorge, Other Price, 109.
20. Middlebrook, Battle of Hamburg, 147.
21. Sorge, 109.
22. Middlebrook, 147.
23. McKee, Tomorrow the World, 133.
24. Chadwick, The War According to Anna (Woodside, Calif.: Seven Stones Press,1986.
25. McKee, Dresden, 208.

26. Pechel et al, Voices From the Third Reich, 225.
27. Ebd.
28. McKee, Dresden, 137–13.
29. Chadwick, Anna, 53.
30. Anonymous, Woman in Berlin, 273–274.
31. Bruner manuscript, 113.
32. Middlebrook, Hamburg, 258.
33. Hastings, Bomber Command, 315.
34. Anonymous, Woman, 24.
35. Ebd.
36. Koehn, Mischling, 189–190.
37. Ebd.
38. Montyn, Lamb to Slaughter, 71.
39. Chadwick, Anna, 53–54.
40. Sorge, Other Price, 109.
41. Middlebrook, Hamburg, 274.
42. Ebd. 169–170.
43. Ebd. 295.
44. Bruner, 120–121.
45. Hastings, 315.
46. Ebd.
47. Pechel, Voices, 463.
48. Montyn, Lamb, 71–72.
49. Garrett, Ethics and Airpower, x.
50. McKee, Dresden, 169.
51. Hastings, Bomber Command, 311–312.
52. McKee, Dresden, 140.
53. Middlebrook, Hamburg, 269.
54. Ebd. 265.
55. Hastings, 312.
56. Middlebrook, 147.
57. Ebd. 264.
58. Ebd. 268.
59. Hastings, 312.
60. Ebd., 313.
61. Middlebrook, 266–267.
62. Ebd., 268–269.

63. Ebd., 274, 275.
64. Hastings, 321.
65. Middlebrook, 276.
66. Hastings, Bomber Command, 321.
67. Middlebrook, Hamburg, 266, 272; Hastings, 319.
68. Hastings, 321, 322.
69. Middlebrook, 374.
70. Ebd.
71. Ebd., 279.
72. Pechel, Voices, 226.
73. Ursula von Kardorff, Diary of a Nightmare (New York: John Day, 1966), 191.
74. Middlebrook, 279–280.
75. Hastings, 322.
76. Ebd., 171.
77. Ebd.
78. Ebd., 173.
79. Sorge, Other Price, 107.
80. Middlebrook, 346.
81. Hastings, 176.
82. Sorge, 108.
83. Garrett, Ethics and Airpower, 82.
84. Ebd.
85. Middlebrook, Hamburg, 368.
86. Garrett, 103.
87. Hastings, 174.
88. F. J. P. Veale, Advance to Barbarism (New York: Devin-Adair Co., 1968), 194.
89. Interview with Emma Schrott Krubel, Topeka, Kansas, 1/9/97. 90. Koehn, Mischling, 192.
91. Chadwick, Anna, 34.
92. Ralph Barker, The RAF at War (Alexandria, Va.: Time-Life, 1981), 161.
93. Sorge, 94.
94. Middlebrook, Hamburg, 359–360.
95. Ralph Franklin Keeling, Gruesome Harvest (rpt., 1947; Torrance, Calif.: Institute for Historical Review, 1992), 3–4. 96. 96. Terry Charman, The German Home Front, 1939–1945 (New York: Philosophical Library, 1989),

147.
97. Steinert, Hitler’s War and the Germans, 296.

2 Von Den Toten und Denen, Die es sein Werden

1. Tony LeTissier, The Battle of Berlin, 1945 (New York: St. Martin’s Press, 1988), 16.
2. Charman, The German Home Front, 144.
3. Christabel Bielenberg, The Past is Myself (Dublin: Ward River, 1982), 194.
4. Lali Horstmann, We Chose to Stay (Boston: Houghton Mifflin, 1954), 39.
5. Charman, Home Front, 145.
6. Ebd., 144.
7. Rudolf Semmler, Goebbels—The Man Next to Hitler (London: Westhouse, 1947), 110.
8. Hastings, Bomber Command, 287; Richard Landwehr, Charlemagne’s Legionnaires (Silver Spring,Maryland: Bibliophile Legion Books, Inc., 1989), 14–15; Mark Weber, “Churchill Wanted to‘Drench’ Germany with Poison Gas,” The Journal of Historical Review 6, no. 4 (Winter 1985–86): 501–502.
9. Garrett, Ethics and Airpower, 194.
10. Leni Riefenstahl, A Memoir (New York: St. Martin’s Press, 1993), 320–321.
11. James P. O’Donnell, The Bunker (Boston: Houghton Mifflin Co., 1978), 318.
12. Earl F. Ziemke, The Soviet Juggernaut (Alexandria, Va.: Time-Life Books, 1980), 179.
13. Christopher Duffy, Red Storm on the Reich (New York: Atheneum, 1991), 39; John Toland, The Last 100 Days (New York: Random House, 1965), 72–73.
14. Mark Elliott, Pawns of Yalta (Urbana: University of Illinois Press, 1982), 9, 168; Nikolai Tolstoy, The Secret Betrayal, 1944–1947 (New York: Charles Scribner’s Sons, 1977), 323.
15. Elliott, Pawns, 168.
16. Ebd., 169–170.
17. Ebd., 9.
18. Alfred deZayas, The Wehrmacht War Crimes Bureau, 1939–1945 (Lincoln: University of Nebraska Press, 1989), 163.

19. Ebd., 164.
20. Ebd., 167; Sorge, Other Price, 7.
21. Hans Werner Woltersdorf, Gods of War (Novato, Calif.: Presidio Press, 1990), 214.
22. Stephen G. Fritz, Frontsoldaten (Lexington: University Press of Kentucky, 1995), 52.
23. Ebd., 195.
24. LeTissier, Battle of Berlin, 7.
25. Fritz, Frontsoldaten, 176.
26. Ebd., 41–42.
27. Guy Sajer, The Forgotten Soldier (New York: Harper & Row, 1967), 446–447.
28. Ebd., 447.
29. Fritz, 42.
30. Woltersdorf, Gods of War, 73.
31. Ebd.
32. Ebd.
33. James Lucas, War on the Eastern Front, 1941–1945 (London: Jane's Pub. Co., 1979), 32.
34. James Lucas, Last Days of the Third Reich (New York: William Morrow and Co., Inc., 1986), 19.
35. Lucas, Eastern Front, 32.
36. Lucas, Last Days, 19.
37. Lucas, Eastern Front, 32–33.
38. Ebd., 33.
39. Fritz, Frontsoldaten, 153.
40. Ebd.
41. John H. Nugent and George Fowler, "The Geneva & Hague Conventions —And the 'Holocaust,' " The Barnes Review 2, no. 2 (Nov. 1996): 16.
42. Fritz, 50–51.
43. Ebd., 51.
44. Ebd., 40.
45. Ebd., 41.
46. Montyn, Lamb to Slaughter, 97.
47. Fritz, Frontsoldaten, 84.
48. Ebd., 85.
49. Ebd., 86.

50. Ebd., 52–53.
51. Ebd., 53–54.
52. Woltersdorf, Gods of War, 34.
53. Fritz, 88–89.
54. Ebd 88.
55. Ebd., 89.
56. Ebd., 84.
57. Duffy, Red Storm, 25, 54.
58. Aidan Crawley, The Spoils of War (Indianapolis: Bobbs-Merrill, 1964), 20.
59. McKee, Dresden 1945, 30.
60. deZayas, Wehrmacht, 179.
61. Lucas, Eastern Front, 35–36.
62. Ebd., 52.
63. Ebd., 51–52.
64. Rauss, Erhard, et al, Fighting in Hell, (Mechanicsburg, Penn.: Stackpole Books, 1995), 22.
65. Montyn, Lamb, 106.
66. Duffy, Red Storm, 56.

3 Zwischen Feuer und Eis

1. Hans Graf von Lehndorff, Token of a Covenant (Chicago: Henry Regnery Co., 1964), 5.
2. Ebd.
3. John Strawson, The Battle for Berlin (New York: Charles Scribner's Sons, 1974), 75.
4. Duffy, Red Storm, 88.
5. Ivan Konev, Year of Victory (Moscow: Progress Publishers, 1969), 19.
6. Duffy, 278.
7. Thorwald, Flight in the Winter, 142–144.
8. Ebd., 48–49.
9. Johannes Kaps, The Tragedy of Silesia, 1945–1946 (Munich: Christ Unterwegs, 1952/53), 155.
10. Ebd. 445.
11. Ebd. 446–447.
12. Ebd. 448.
13. Ebd. 448–449.

14. Ebd. 55.
15. Chadwick, Anna, 113.
16. Kaps, Silesia, 283.
17. Horstmann, We Chose to Stay, 82–83.
18. Pechel, Voices From the Third Reich, 443–444.
19. Kaps, Silesia, 435.
20. Lucas, Third Reich, 69.
21. Ebd. 41.
22. Thorwald, Flight, 53.
23. Kaps, 449.
24. Elizabeth Lutz, "Rape of Christian Europe—The Red Army's Rampage in 1945," The Barnes Review 3, no. 4 (Apr. 1997): 11. 25. Anonymous, A Woman in Berlin, 218.
26. Horstmann, 40.
27. Kaps, Silesia, 147.
28. Ebd.
29. Kaps, 192.
30. Ebd. 136.
31. Theodor Schieder, ed. The Expulsion of the German Population from the Territories East of the Oder-Neisse Line (Bonn, Germany: Federal Ministry for Expellees, Refugess and War Victims,1951), 256.
32. Letter of Mignon Fries Baker, 1992 (Kopie im Besitz des Autors). 33. Thorwald, Flight, 180.
34. Kaps, Silesia, 228.
35. Ebd. 324.
36. Ebd. 192.
37. Heinrich von Einsiedel, I Joined the Russians (New Haven, Conn.: Yale University Press, 1953),193.
38. DeZayas, Nemesis at Potsdam, 68.
39. Sorge, Other Price, 127.
40. Lutz, "Rape of Christian Europe," 13; The Barnes Review 4, no. 1 (Jan./Feb. 1998): 19.
41. Kaps, 155.
42. Alison Owings, Frauen—German Women Recall the Third Reich (New Brunswick, New Jersey:Rutgers University Press, 1994), 405. 43. Ebd. 406.
44. Kaps, Silesia, 252.
45. Thorwald, Flight in the Winter, 180.

46. Erika M. Hansen, “A Woman’s Odyssey” (unpublished manuscript, Glendale, Calif.): 158.
47. Horstmann, We Chose to Stay, 89.
48. Lutz, “Rape of Christian Europe,” 11.
49. Horstmann, 104–105.
50. Kaps, Silesia, 228.
51. Ebd. Thorwald, Flight, 55.
52. Crawley, Spoils of War, 10–11.
53. Schieder, Expulsion of the German Population, 129–130.
54. Pechel, Voices From the Third Reich, 418.
55. Ebd. 445.
56. Thorwald, 144–145.
57. Alexander Solzhenitsyn, Prussian Nights—A Poem (New York: Farrar, Straus and Giroux, 1977), 51, 63, 65.
58. Christopher Dobson, John Miller and Ronald Payne, The Cruelest Night (Boston: Little, Brown, 1979), 25.
59. Ebd. Toland, Last 100 Days, 31.
60. Dobson, Cruelest Night, 58.
61. Ebd. 84.
62. Ebd. 90.
63. Ebd. 105.
64. Ebd. 102.
65. Thorwald, Flight, 122.
66. Dobson, Cruelest Night, 104.
67. Ebd. 112–113.
68. Ebd. 114.
69. Ebd.
70. Thorwald, Flight, 123.
71. Dobson, Cruelest Night, 117.
72. Thorwald, 123.
73. Dobson, 117.
74. Ebd. 120.
75. Ebd.
76. Ebd. 135.
77. Kaps, Silesia, 179–181.
78. Thorwald, Flight, 79.
79. Ebd. 145.

80. Ebd.
81. Toland, Last 100 Days, 72.

4 Crescendo der Zerstörung

1. Diane Shaver Clemens, Yalta (New York: Oxford University Press, 1970), 128; Ziemke, Soviet Juggernaut, 183.
2. Eugene Davidson, The Death and Life of Germany (New York: Alfred Knopf, 1959), 32.
3. Landwehr, Charlemagne's Legionnaires, 14–15; Fussell, Wartime, 284.
4. Keeling, Gruesome Harvest, 20.
5. Strawson, Battle for Berlin, 54.
6. Udo Walendy, The Methods of Reeducation (Vlotho/Weser, Germany: Verlag fur Volkstum und Zeitgeschichtsforschung, 1979), 5.
7. Veale, Advance to Barbarism, 216.
8. Ebd.
9. Ebd., 217.
10. Ebd.
11. Harry Elmer Barnes, "Sunrise at Campobello: Sundown at Yalta," The Barnes Review (Sept.1997): 6.
12. Ebd., 5.
13. Remi Nadeau, Stalin, Churchill, and Roosevelt Divide Europe (New York: Praeger, 1990), 211–212; Ziemke, Soviet Juggernaut, 71.
14. Stewart Richardson, ed., The Secret History of World War II (New York: Richardson & Steirman, 1986), 209, 213.
15. Clemens, Yalta, 128–129.
16. Ebd., 129.
17. Nadeau, Stalin, 106–107.
18. Davidson, Death and Life, 28.
19. Elliott, Pawns of Yalta, 2.
20. Clemens, Yalta, 140.
21. Keeling, Gruesome Harvest, 19.
22. Hastings, Bomber Command, 341–342.
23. Keeling, xi.
24. Pechel, Voices From the Third Reich, 224; Veale, Advance, 189.
25. David Irving, The Destruction of Dresden (1963), 173; Owings, Frauen, 191; McKee, Dresden 1945, 137; Pechel, Voices, 137, 224. 26. Owings, 191; Pechel, 228, 463–464; Sorge, Other Price, 105. 27. McKee, Dresden 1945,

44–45.
28. Ebd., 45.
29. Ebd., 144.
30. Ebd., 145; Owings, Frauen, 191; Irving, Dresden, 173. 31. McKee, Dresden 1945, 125.
32. Pechel, Voices, 228.
33. McKee, 45, 137
34. Ebd., 131–132.
35. Ebd., 147.
36. Ebd., 126.
37. Ebd., 151–152.
38. Pechel, Voices, 228.
39. Irving, Dresden, 146.
40. McKee, Dresden 1945, 147.
41. Ebd., 150–151.
42. Ebd., 145–146.
43. Ebd., 153.
44. Ebd., 152.
45. Ebd.
46. Pechel, 228.
47. Ebd., 229.
48. McKee, 146.
49. Ebd., 153.
50. Sorge, Other Price, 105.
51. McKee, Dresden 1945, 193–194.
52. Ebd., 194–195.
53. Ebd., 153–154.
54. Pechel, Voices, 225.
55. Ebd., 229
56. McKee, 170.
57. Ebd., 177.
58. Ebd., 170.
59. Ebd., 191–192.
60. Ebd., 138.
61. Ebd., 190.
62. Ebd.,180.
63. Ebd., 171.

64. Ebd., 169.
65. Ebd., 176.
66. Ebd., 141.
67. Ebd., 209.
68. Ebd., 180.
69. Ebd., 171–174.
70. Tony March, Darkness Over Europe (New York: Rand McNally, 1969), 188–189.
71. Irving, Dresden, 143.
72. Ebd.
73. McKee, Dresden 1945, 165.
74. Ebd., 199.
75. Irving, 146.
76. Ebd., 143.
77. McKee, 144.
78. Ebd., 182.
79. Ebd., 218.
80. Ebd., 175.
81. Irving, 189.
82. McKee, 223.
83. Irving, Dresden, 189.
84. Ebd., 205.
85. McKee, Dresden 1945, 190.
86. Irving, 188.
87. McKee, 240.
88. Irving, 191.
89. Letter of Thomas Andreas Weyersberg (Rigaud, Quebec, Canada), Jan. 31, 1990, to Mathias F. Kuester (copy in possession of the author).
90. McKee, 259.
91. Irving, 176.
92. Ebd.
93. Ebd., 193.
94. McKee, 252–253.
95. Ebd., 190.
96. Ebd., 175.
97. Pechel, Voices From the Third Reich, 230.
98. Ebd.

99. McKee, Dresden 1945, 219–220.
100. Ebd ., 221.
101. Ebd., 222.
102. Ebd ., 253.
103. Sorge, Other Price, 108.
104. Toland, Last 100 Days, 157.
105. McKee,246.
106. Ebd ., 14 4.
107. Weyersberg letter.
108. Ma rch, Darkness Over Europe, 190; McKee, 246.
109.Daily order, no. 47 (Mar, 22, 1945), Office of the Chief of Police, Dresden; Report of International Red Cross, Joint Relief (1941–1946); McKee, Dresden 1945,182.
110. Semmler, Goebbels, 181.
111. Grenfell, Unconditional Hatred, 193; Toland, 100 Days, 158. 112. Hast i ngs, Bomber Command, 343.
113. Toland, 158.
114. McKee, Dresden 1945, 66.
115. Ebd., 199.
116. Ebd.,116.
117. Veale, Advance to Barbarism, 194.
118. Dagmar Barnouw, Germany 1945 (Bloomington: Indiana University Press, 1996), 66.
119. Garrett, Ethics and Airpower, x.
120. McKee, Dresden 1945, 253–254.
121.Bruner manuscript, 131–132.
122. Middlebrook, Battle of Hamburg, 340.
123. Semmler, Goebbels, 183.
124. Joseph Ha low, Innocent at Dachau (Newport Beach, Calif: Institute for Historical Review, 1992),69.
125. Sorge, Other Price, 107.
126. Marie Vassiltchikov, Berlin Diaries, 1940–1945 (New York: Alfred A. Knopf, 1987), 250.
127. Duffy, Red Storm on the Reich, 124.
128.Pierre Galante and Eugene Silianoff, Voices From the Bunker (New York: G.P. Putnam’s Sons,1989), 139–140.

5 Teufelsgelächter

1. Steinert, Hitler's War, 279.
2. McKee, Dresden 1945, 32.
3. Ebd.
4. Thorwald, Flight in the Winter, 127–128.
5. Sajer, Forgotten Soldier, 416, 438, 441.
6. Thorwald, Flight, 174.
7. Sajer, Forgotten Soldier, 416, 448.
8. Thorwald, 126.
9. Sajer, 438.
10. Montyn, Lamb to Slaughter, 113.
11. Thorwald, Flight, 175.
12. Dobson, Cruelest Night, 155.
13. Ebd.
14. Ebd., 154; Thorwald, 131.
15. Montyn, Lamb, 113–114.
16. Duffy, Red Storm on the Reich, 234, 235.
17. Letter of Manfred Neumann (Appin, Ont., Canada) to the author, Jan.14, 1998.
18. Sajer, Forgotten Soldier, 416, 417.
19. Montyn, Lamb, 90, 96.
20. Ebd., 101–102.
21. Sajer, Forgotten, 448–449.
22. Ebd., 416.
23. Ebd., 440.
24. Duffy, Red Storm, 205
25. Ebd., 197–198.
26. Schieder, Expulsion of the German Population, 134–135. 27. Sajer, 439
28. Thorwald, Flight, 88–89.
29. Duffy, Red Storm, 229.
30. Sajer, Forgotten, 441.
31. Duffy, 198.
32. Schieder, Expulsion, 135.
33. Ebd., 145.
34. Dobson, Cruelest Night, 166–168; Toland, Last 100 Days, 405. 35. Duffy, Red Storm, 228–229.
36. Ebd., 212.
37. Sajer, 452–453.

38. Duffy, 229–230.
39. Ebd., 213–214.
40. Schieder, Expulsion, 178.
41. Duffy, 274.
42. Schieder, 178.
43. Von Lehndorff, Token of a Covenant, 71.
44. Ebd., 78–79.
45. Ebd., 83, 85.
46. Toland, 302.
47. Keeling, Gruesome Harvest, 58.
48. Schieder, Expulsion, 257.
49. Kaps, Silesia, 173.
50. Ebd., 184.
51. DeZayas, Nemesis at Potsdam, 69
52. Kaps, 211–212.
53. Ebd., 182.
54. Ebd., 528.
55. Ebd., 184–185.
56. Ebd., 439.
57. Ebd., 183.
58. Schieder, Expulsion, 228.
59. Horstmann, We Chose to Stay, 139.
60. Anonymous, A Woman in Berlin, 170.
61. Chadwick, The War According to Anna, 124.
62. Shelton, To Lose a War, 110.
63. Kaps, Silesia, 247.
64. March, Darkness Over Europe, 242.
65. Kaps, 283.
66. Horstmann, We Chose to Stay, 104.
67. Kaps, Silesia, 148.
68. Anonymous, A Woman in Berlin, 237.
69. Elliott, Pawns of Yalta, 165.
70. Schieder, Expulsion, 229.
71. Horstmann, 138.
72. Howard Johnstone manuscript (Maple Hill, Kansas).
73. Hansen, “A Woman’s Odyssey,” 162.
74. Kaps, 424.

75. Duffy, Red Storm, 274.
76. Von Lehndorff, Token of a Covenant, 108.
77. Ebd., 96.
78. Lutz, “Rape of Christian Europe,” 15; McKee, Dresden 1945, 281.
79. Thorwald, Flight in the Winter, 55.
80. Testimony of Leonora Cavoa Geier, Deutschland-Journal, April 23, 1965, issue 17, p. 7.
81. Ebd.
82. Schieder, Expulsion, 228.
83. Anonymous, A Woman in Berlin, 237.
84. Kaps, Silesia, 258.
85. Ebd., 438.
86. Sorge, Other Price, 129.
87. Schieder, Expulsion, 145–146.
88. Testimony of “H. K.”, Bergisch-Gladbach, Germany.

6 Die Letzte Kugel

1. Woltersdorf, Gods of War, 121.
2. Fussell, Wartime, 123; J. D. Morelock, Generals of the Ardennes (Washington, D.C. : National Defense University Press, 1994), 21–22.
3. Fussell, 123.
4. Strawson, Battle for Berlin, 100.
5. Fussell, 278.
6. Ebd.
7. Ebd
8. Ebd., 272.
9. Strawson, Berlin, 101.
10. Douglas Botting, From the Ruins of the Reich (New York: Crown, 1985), 6
11. Ebd., 7; Interview with Walter B. Delge, Sr., Lecompton, Kansas, July, 1975.
12. Strawson, 98–99.
13. Hugh Trevor-Roper, ed., Final Entries, 1945 (New York: G.P. Putnam’s Sons, 1978), 67.
14. Botting, Ruins of the Reich, 18.
15. Ebd., 6–7.
16. Crawley, Spoils of War, 12.

17. Steinert, Hitler’s War, 305.
18. Ebd., 305.
19. James Bacque, Other Losses (Toronto: Stoddart Pub. Co., 1989), 23. 20. Davidson, Death and Life of Germany, 54.
21. Keeling, Gruesome Harvest, 42–43.
22. Owings, Frauen, 209.
23. Amy Schrott Krubel interview, Jan. 9, 1997, Topeka, Kansas. 24. Botting, Ruins, 19–20.
25. Ebd., 22–23.
26. Kelling, 61; Time magazine, Nov. 12, 1945; Life magazine, Jan. 7, 1946.
27. Time magazine, Nov. 12, 1945.
28. Freda Utley, The High Cost of Vengeance (Chicago: Henry Regnery Co., 1949), 248.
29. George Fowler, “Malmedy: The Case Against the Germans,” The Barnes Review 2, no. 2 (Nov.1996): 29.
30. Bacque, Other Losses, 36.
31. Ebd., 23.
32. Charman, German Home Front, 185.
33. Sajer, Forgotten Soldier, 395.
34. Siegfried Losch manuscript (copy in possession of the author), 6; Duffy, Red Storm, 164.
35. Losch manuscript, 6.
36. Ebd.
37. Steinert, Hitler’s War, 301.
38. Marlis G. Steinert, 23 Days (New York: Walker and Co., 1969), 19.
39. Hans von Luck, Panzer Commander (New York: Praeger, 1989), 199.
40. Lucas, Last Days of the Third Reich, 101.
41. Fritz, Frontsoldaten, 94.
42. Montyn, Lamb to Slaughter, 103.
43. Steinert, 23 Days, 3–4.
44. Anonymous, Woman in Berlin, 16.
45. McKee, Tomorrow the World, 123.
46. Charman, Home Front, 195.
47. Horstmann, We Chose to Stay, 40.
48. McKee, Tomorrow, 137–138.
49. Montyn, Lamb, 79.

50. Werner Adamczyk, Feuer! (Wilmington, N.C.: Broadfoot Pub. Co., 1992), 366.
51. Montyn, 55–56.
52. Steinert, 23 Days, 4.
53. Steinert, Hitler’s War, 308.
54. Toland, Last 100 Days, 73.
55. Strawson, Berlin, 114; James P. O’Donnell, The Bunker (Boston: Houghton Mifflin Co., 1978), 94–95.
56. O’Donnell, Bunker, 95.
57. Toland, 100 Days, 407.
58. O’Donnell, Bunker, 92; Toland, 326; Nadeau, Stalin, Churchill, and Roosevelt, 153–154; Davidson, Death and Life of Germany, 57.
59. Toland, 371.
60. Lucas, Last Days, 196.
61. Strawson, Berlin, 123–124.
62. Ebd ., 122–123.
63. Interview with Fred Losch, Aug. 14, 1997, Kansas City, Missouri; Losch manuscript, 8.
64. Montyn, Lamb to Slaughter, 150. 65. Ebd., 151.
66. Losch interview.
67. LeTissier, Battle of Berlin, 65.
68. Anonymous, Woman in Berlin, 34 69. Thorwald, Flight in the Winter, 210–211

7 Ein Meer von Blut

1. Siegfried Knappe and Ted Brusaw, Soldat (New York: Orion, 1992), 26–28.
2. Ebd., 29.
3. Galante, Voices From the Bunker, 12.
4. Ebd., 1.
5. O’Donnell, Bunker, 36.
6. Galante, Voices, 141.
7. Ebd.
8. Semmler, Goebbels, 198.
9. Knappe, Soldat, 30.
10. Ebd.
11. Charman, Home Front, 205.

12. LeTissier, Battle of Berlin, 29.
13. Konev, Year of Victory, 153–154.
14. LeTissier, 96.
15. Ebd., 136.
16. Ebd., 101, 167.
17. Adamczyk, Feuer! 370.
18. Losch manuscript, 9; Losch interview, Aug. 14, 1997.
19. O'Donnell, Bunker, 170–171.
20. LeTissier, Berlin, 129.
21. Thorwald, Flight in the Winter, 229–231.
22. Knappe, Soldat, 34–36.
23. Anonymous, A Woman in Berlin, 14, 32, 35.
25. Ruth Andreas-Friedrich, Battleground Berlin (New York: Paragon House, 1990), 6.
26. Owings, Frauen, 464.
27. Anonymous, Woman, 43.
28. Knappe, Soldat, 32.
29. Anonymous, Woman, 43.
30. Lucas, Last Days of the Third Reich, 49–50.
31. Pechel, Voices From the Third Reich, 430.
32. Botting, From the Ruins of the Reich, 68.
33. Anonymous, Woman, 73–74.
34. Pechel, Voices, 454.
35. Ebd.
36. Andreas-Friedrich, Battleground, 10.
37. Ebd., 16.
38. Anonymous, Woman, 246–247.
39. Pechel, Voices, 470.
40. O'Donnell, Bunker, 282.
41. Galante, Voices, 1, 3.
42. Strawson, Battle for Berlin, 142.
43. Ebd., 146–148.
44. Galante, Voices, 6–7.
45. David Fisher and Anthony Read, The Fall of Berlin (New York: W.W. Norton, 1992), 424.
46. Knappe, Soldat, 39.
47. LeTissier, Berlin, 119.

48. Strawson, Battle for Berlin, 150.
49. LeTissier, Berlin, 186–187.
50. Konev, Victory, 176.
51. Fisher and Read, Fall of Berlin, 422.
52. Pechel, Voices, 486.
53. Joachim Schultz-Naumann, The Last Thirty Days (Lanham, Maryland: Madison Books, 1991), 176.
54. Ebd., 177.
55. Pechel, Voices, 471.
56. Ebd., 433–434.
58. Konev, Victory, 177.
59. LeTissier, Berlin, 198.
60. Ebd., 151.
61. O’Donnell, Bunker, 147.
62. Ebd., 148.
63. Ebd 161.
64. O’Donnell, Bunker, 239.
65. Botting, Ruins of the Reich, 67.
66. Ebd., 67–68.
67. Anonymous, Woman, 67–68.
68. Ebd., 86.
69. Botting, Ruins of the Reich, 67.
70. Ebd., 67–68.
71. Ebd., 175–176.
72. Pechel, Voices, 457.
73. Anonymous, Woman, 165.
74. Ebd., 81–82.
75. Andreas-Friedrich, Battleground, 16, 17.
76. Ebd., 13.
77. Anonymous, Woman, 196.
78. Ebd., 113.
79. Ebd., 206.
80. Andreas-Friedrich, 9.
81. Anonymous, Woman, 207–208.
82. LeTissier, Berlin, 201.
83. Knappe, Soldat, 36, 38.
84. LeTissier, 211.

85. Ebd., 212.
86. Ebd., 133–134.
87. Lucas, Last Days, 63.
88. Knappe, Soldat, 41, 43.
89. O’Donnell, Bunker, 143.
90. Knappe, 42.
91. Ebd 44–45.
92. Galante, Voices, 18.
94. Ebd., 12.
95. O’Donnell, Bunker, 155–156.
96. Galante, Voices, 13.
97. O’Donnell, 254; Strawson, Battle for Berlin, 143.
98. LeTissier, Berlin, 204.
99. O’Donnell, 263.
100. Pechel, Voices, 471–472.
101.O’Donnell, 280, 281.
102. Losch manuscript, 10.
103. Lucas, Last Days, 61.
104. Pechel, Voices, 470.
105. O’Donnell, Bunker, 218.
106. G eorg i Z hu kov, Marshal Zhukov’s Greatest Battles (New York: Harper and Row, 1969) 287.
107. Pechel, 434.
108. Ebd.,434.
109. Lucas, Last Days, 61.
110. O’Donnell,360.
111. Ebd., 333.
112. Keel i ng, Gruesome Harvest, 3.
113. Barnouw, Germany 1945, 138.
114. Galante, Voices, 151.
115. Andreas-Friedrich, Battleground, 11–12.
116. Anonymous, Woman, 142.
117. Zhukov, Greatest Battles, n. 288.
118. Ebd.,287.
119. Nadeau, Stalin, Churchill, and Roosevelt, 163.

8 Unsagbar

1. 1.5.1945 / Deutsches Rundfunkarchiv DRA Wiesbaden B4621748; 6’45.
2. Thorwald, Flight in the Winter, 265.
3. LeTissier, Battle of Berlin, 212.
4. DeZayas, Nemesis at Potsdam, 71.
5. Strawson, Battle for Berlin, 157.
6. Ebd., 115–116.
7. James Bacque, “The Last Dirty Secret of World War Two,” Saturday Night 104, no. 9 (Sept.1989): 31.
8. Sajer, Forgotten Soldier, 456.
9. O’Donnell, Bunker, 293.
10. Dobson, The Cruelest Night, 149.
11. Lucas, Last Days of the Third Reich, 205
12. Pechel, Voices from the Third Reich, 498.
13. Toland, Last 100 Days, 371.
14. Ebd.
15. Barnouw, Germany 1945, 68.
16. Ebd.; Howard A. Buechner, Dachau (Metairie, Louisiana: Thunderbird, 1986), 32.
17. Woltersdorf, Gods of War, 124–125.
18. Buechner, Dachau, 8.
19. Ebd., 64.
20. Ebd., 75–76.
21. Ebd., 104.
22. Ebd., 86.
23. Ebd, 87.
24. Ebd 64, 98.
25. Woltersdorf, 121–122.
26. Ebd., 123.
27. Landwehr, Charlemagne’s Legionnaires, 174–177.
28. Barnouw, Germany 1945, 67–68.
29. Sajer, Forgotten Soldier, 456–457.
30. Von Luck, Panzer Commander, 212–213.
31. Strawson, Berlin, 158.
32. Toland, 100 Days, 583.
33. Lucas, Last Days, 91.
34. Duffy, Red Storm, 152.
35. Thorwald, Flight, 279.

36. Lucas, Last Days, 69.
37. Kaps, Tragedy of Silesia, 464–465.
38. Ebd., 4.
39. Shelton, To Lose a War, 110.
40. Letter of Elsbeth Losch, Lehnmuhle, Germany, to “Dear Heta,” May 14, 1945 (copy in possession of the author).
41. Nadeau, Stalin, Churchill, and Roosevelt, 178–179.
42. Thorwald, Flight, 287.
43. Ebd., 302.
44. Ebd., 302–303.
45. Herta Ruthard Collections (Lisle, Ontario, Canada), “The Furies of Hell—Here They Were Unleashed” (copy in possession of the author).
46. Ingomar Pust, “Screams From Hell,” Kronenzeitung (March 29, 1994), 24.
47. Ruthard Collections, article from “Friedlaender Heimatbriefe” (in possession of the author).
48. Ebd., “Paradise Lost,” 1.
49. Ebd.
50. Ebd., “40 Years Ago: Sudeten German History Book,” 4.
51. Ebd., “The Furies of Hell,” 2.
52. Nikolai Tolstoy, The Secret Betrayal, 1944–1947 (New York: Charles Scribner’s Sons, 1977), 254.
53. Ebd., 142, 325.
54. Elliott, Pawns of Yalta, 248–249.
55. Ebd., 94.
56. Ebd.
57. Tolstoy, Betrayal, 41.
58. Ebd, 29.
59. Ebd, 128–130.
60. Elliott, Yalta, 90.
61. Ebd, 91.
62. Ebd., 94.
63. Ebd., 95.
64. Ebd., 1–2.
65. Tolstoy, Betrayal, 357.
66. Ebd., 323.
67. Ebd., 186.

68. Elliott, Yalta, 195.
69. Tolstoy, 152.
70. Ebd., 160.
71. Ebd., 178.
72. Ebd., 172.
73. Ebd, 202.
74. Ebd., 208.
75. Ebd., 208–209.
76. Ebd., 212.
77. Ebd., 221.
78. Ebd, 354.
79. Ebd.
80. Elliott, Yalta, 114–115.
81. Ebd, 120.
82. Ebd, 121.
83. Tolstoy, Betrayal, 276.
84. Elliott, 205.
85. Ebd., 206.
86. Ebd., 123.
87. Tolstoy, Betrayal, 314–315.
88. Ebd., 250; Elliott, Yalta, 86, 104.
89. Elliott, 96; Juergen Thorwald, The Illusion—Soviet Soldiers in Hitler's Armies (New York: Hartcourt, Brace, Jovanovich, 1974), 314. 90. Tolstoy, Betrayal, 193, 250, 368.
91. Ebd., 394.
92. Elliott, 104.
93. Ebd.
94. Ebd., 93.
95. Ebd., 120.
96. Ebd., 102.
97. Bacque, "The Last Dirty Secret," 34.
98. Ebd., 32.
99. Bacque, Other Losses, 160.
100.Bacque, "Last Dirty Secret," 34, 37, 38.
101. Pechel, Voices From the Third Reich, 505–506.
102. Bacque, "Secret," 36.
103. Pechel, Voices, 491.

104. Bacque, Other Losses, 38.
105. Ebd., 39.
106. Woltersdor f, Gods of War, 176.
107. Bacque, Other Losses, 38–39.
108.Letter from “Anonymous,” March 14, 1998 (copy in possession of the author).
109.Bacque, “Secret,” 34; Martin Brech, “In ‘Eisenhower’s Death Camps’, Part I,” The Journal of Historical Review 10, no. 2 (Summer 1990): 162; Werner Wilhelm Laska, “In a U.S. Death Camp— 1945,” The Journal of Historical Review 10, no. 2 (Summer 1990): 173.
110. Bacque, Other Losses, 50; Bacque, “Secret,” 34.
111. Bacque, Other Losses, 150.
112. Keel i ng, Gruesome Harvest, 28.
113. Ebd., 28–29.
114. Ebd 29.
115. Ebd.
116. Bacque, Other Losses, 51.
117. Ebd., 149.
118.Bacque, “Last Dirty Secret,” 31, 34, 36.
119. Bacque, Other Losses, 134–135; Laska, “In a U.S. Death Camp— 1945,” 169.
120. Bacque, Other Losses, 135.
121. Ebd.
122. Bacque, “Secret,” 38.
123. Keeling, Gruesome Harvest, 24.
124. Pechel, Voices, 491–492.
125. Hans von der Heide, “From the Allied Camps to the Revisionist Camp,” The Journal of Historical Review 12, no. 2 (Summer 1992): 180.
126. Keeling,23.
127. Ebd.
128. Ebd., 22.
129.Bacque, “Secret,” 44.
130. Keeling, Gruesome Harvest, 25.
131. Ebd.
132. Ebd,27.
133. Bacque, Other Losses, 40.
134. Brech, “Eisenhower’s Death Camps, Part 1,” 162.

135. Letter from "Anonymous," March 14, 1998 (copy in possession of the author); Bacque, Other Losses, 92.
136.Brech, "Death Camps," 162.
137. Bacque, Other Losses, 148
138. Ebd.,149.
139.Bacque, "Secret," 38.

9 Ein Krieg Ohne Ende

1. Crawley, The Spoils of War, 30.
2. Keeling, Gruesome Harvest, 1.
3. Barnouw, Germany 1945, 17–18.
4. Constantine FitzGibbon, Denazification (New York: W.W. Norton, 1969), 86.
5. Crawley, Spoils, 30.
6. Anonymous, Woman in Berlin, 308–309.
7. Garrett, Ethics and Airpower, xi; Thomas Weyersberg Collections (copy in author's possession); McKee, Dresden 1945, 182.
8. Horstmann, We Chose to Stay, 117.
9. Keeling, Gruesome Harvest, 67.
10. Botting, Ruins of the Reich, 122; Keeling, xii.
11. Davidson, Death and Life of Germany, 6; Keeling, 83.
12. Keeling, xi.
13. Ebd., 51–52.
14. Schieder, Expulsion of the German Population, 242.
15. Shelton, To Lose a War, 138.
16. Keeling, Gruesome Harvest, 52, 53.
17. Walendy, Methods of Reeducation, 17.
18. Ebd.
19. Lutz, "Rape of Christian Europe," 14.
20. Pechel, et all, Voices From the Third Reich, 520.
21. Schieder, Expulsion, 180.
22. Ebd., 161.
23. Ebd., 161–162.
24. Ebd., 181, 182.
25. Ebd., 170, 171.
26. Ebd., 175.
27. Pechel, Voices, 520.

28. Losch Manuscript, 35–36.
29. Schieder, Expulsion, 159.
30. Kaps, Tragedy of Silesia, 167.
31. Freda Utley, The High Cost of Vengeance (Chicago: Henry Regnery Co., 1949), 16; Davidson, Death and Life, 86; Interview with Martha Dodgen, Topeka, Kansas, Dec. 12, 1996.
32. Anonymous, Woman, 303.
33. Horstmann, We Chose to Stay, 123.
34. Keeling, Gruesome Harvest, 68.
35. Ebd., 71–72.
36. McKee, Tomorrow the World, 150–151.
37. Brech, “Eisenhower’s Death Camps,” 165.
38. Interview with Amy Schrott Krubel, Topeka, Kansas, Jan. 9, 1997. 39. Keeling, 73.
40. Ebd., 72.
41. Ebd., 72–73.
42. Ebd., 72.
43. Ebd., 76.
44. Ebd., 75.
45. Ebd., 82.
46. Barnouw, Germany 1945, 151.
47. Keeling, 77.
48. Ebd.
49. Ebd., 80, 81.
50. Ebd., 78.
51. Ebd.
52. Ebd., 80.
53. De Zayas, Nemesis at Potsdam, 133.
54. Keeling, Gruesome Harvest, 64.
55. Ebd., 64.
56. Schieder, Expulsion, 259.
57. Utley, High Cost, 17.
58. Botting, From the Ruins of the Reich, 250.
59. Bernt Engelmann, In Hitler’s Germany (New York: Pantheon, 1986), 334–335.
60. Horstmann, We Chose to Stay, 105.
61. Schieder, Expulsion, 268.

62. Keeling, 59.
63. Ebd., 64.
64. Horstmann, 106.
65. Anonymous, Woman in Berlin, 301–302.
66. Schieder, Expulsion, 276.
67. Kaps, Tragedy of Silesia, 149.
68. Anonymous, Woman in Berlin, 268, 287.
69. Schieder, 257.
70. Ebd., 256.
71. Thorwald, Flight in the Winter, 181.
72. Interview with Ilse Breyer Broderson, Independence, Missouri, Sept. 12, 1997.
73. Brech, “Eisenhower’s Death Camps,” 165.

10 Höllenhallen

1. Martin Blumenson, The Patton Papers—1940–1945 (New York: Houghton Mifflin Co., 1972)
2. Owings, Frauen, 334.
3. Horstmann, We Chose to Stay, 198–200.
4. Riefenstahl, A Memoir, 308.
5. Ebd., 327.
6. Ebd
7. Ebd., 309.
8. Botting, From the Ruins of the Reich, 263.
9. Von Lehndorff, Token of a Covenant, 128–129.
10. Schieder, Expulsion of the German Population, 258.
11. Riefenstahl, Memoir, 310.
12. Von Lehndorff, Token, 127.
13. Schieder, Expulsion, 173.
14. Owings, Frauen, 335, 33
15. Wilfried Strik-Strikfeldt, Against Stalin and Hitler (New York: John Day Co., 1973), 243.
16. Botting, Ruins of the Reich, 262; John Sack, An Eye for an Eye (New York: Basic Books, 1993), 87.
17. Sack, Eye, 102–103.
18. Schieder, Expulsion, 163.
19. Sack, 74.

20. Ebd., 74–75, 76.
21. Ebd., 77, 78.
22. Ebd., 152–153.
23. Ebd., 172–173.
24. Ebd., 87–88.
25. Ebd., 110.
26. Ebd., 111; Botting, Ruins of the Reich, 185.
27. Sack, Eye, 130–131.
28. Ebd., 131.
29. Ebd., 111.
30. Ebd.
31. Ebd.
32. Utley, High Cost of Vengeance, 190–191.
33. Ebd., 192–193.
34. Ebd., 193.
35. Ebd., 194.
36. Ebd.
37. Ebd., 186.
38. Ebd., 197; Joseph Halow, Innocent at Dachau (Newport Beach, Cal.: Institute for Historical Review, 1992), 311.
39. Utley, High Cost, 197.
40. Davidson, Death and Life of Germany, 81.
41. Botting, Ruins of the Reich, 206.
42. Crawley, Spoils of War, 53, 57.
43. Halow, Innocent, 41.
44. Crawley, Spoils, 57.
45. Halow, 89–90.
46. Utley, High Cost, 236.
47. Botting, Ruins of the Reich, 206–207.
48. Ebd., 126–127.
49. Garrett, Ethics and Airpower, 141.
50. Botting, Ruins, 251.
51. Ebd., 214.
52. Ebd., 207–208.
53. Interview with Martha Suentzenich Dodgen, Topeka, Kansas, Dec. 12, 1996.
54. Keeling, Gruesome Harvest, 67.

55. Botting, 215.
56. Keeling, 101.
57. Bacque, Other Losses, 149.
58. Utley, High Cost, 243–245.
59. Austin J. App, “Mass Expulsions: ‘Tragedy on a Prodigious Scale’“, The Barnes Review 2, no.10 (October 1996): 22.
60. Crawley, Spoils of War, 61.
61. Grenfell, Unconditional Hatred, 191.
62. De Zayas, Nemesis at Potsdam, 134.
63. App, p, “Mass Expulsions,” 24.
64. Ebd., 21.

11 Das Verbrechen der Epoche

1. Keeling, Gruesome Harvest, 13.
2. Kaps, Tragedy of Silesia, 194.
3. Ebd., 135.
4. Schieder, Expulsion of the German Population, 235.
5. Kaps, Silesia, 189.
6. Ebd., 195.
7. Ebd., 478–479.
8. Ebd., 186.
9. Shelton, To Lose a War, 149. 10. Kaps, Silesia, 535–536.
11. Ebd., 479.
12. Ebd., 537–538.
13. Ebd., 203.
14. Ebd., 322.
15. Ebd.
16. Ebd., 479.
17. Ebd., 203.
18. Ebd., 231.
19. Ebd., 539–542.
20. Ebd., 532.
21. Schieder, Expulsion, 249.
22. Kaps, Silesia, 303.
23. Schieder, 320.
24. Ebd., 317–318.
25. Ebd., 240.

26. Ebd., 318, 321.
27. Kaps, 215.
28. Ebd., 239.
29. Schieder, 318.
30. Ebd., 219.
31. Ebd., 245.
32. De Zayas, Nemesis at Potsdam, 108. 33. Kaps, Silesia, 160–161.
34. Schieder, Expulsion, 315.
35. Ebd., 299.
36. Sack, An Eye for an Eye, 138. 37. Schieder, 310.
38. Ebd., 297.
39. Ebd., 299.
40. Kaps, 397.
41. Shelton, To Lose a War, 184. 42. Kaps, 428.
43. Schieder, 324.
44. Ebd., 287.
45. Ebd., 297.
46. Shelton, 191.
47. De Zayas, Nemesis, 114.
48. Schieder, Expulsion, 307.
49. Kaps, Silesia, 253.
50. De Zayas, 114.
51. Schieder, 299.
52. Ebd., 315.
53. Kaps, Silesia, 127.
54. Keeling, Gruesome Harvest, 15.
55. Kaps, 187.
56. Ebd., 130, 256.
57. Schieder, 292–293.
58. Ebd.
59. Kaps, 130.
60. Ebd., 130, 131.
61. Ebd., 256.
62. Schieder, 295.
63. Kaps, 128.
64. Ebd.
65. Ebd., 129.

66. App, "Mass Expulsions," 22.
67. Barnouw, Germany 1945, 187.
68. Botting, Ruins of the Reich, 187.
69. De Zayas, Nemesis, 114.
70. Keeling, Gruesome Harvest, 15.
71. De Zayas, 107.
72. Pechel, Voices From the Third Reich, 447; Botting, Ruins, 187.
73. De Zayas, 115.
74. Botting, 190.
75. De Zayas, 108.
76. Ebd., 123.
77. App, "Mass Expulsions," 24.
78. De Zayas, 184; Botting, 191; Keeling, 13.
79. Crawley, Spoils of War, 45.
80. Ehrenburg, The War, 163, 169, 173, 175. 81. App, "Mass Expulsions," 24.

Epilog: Von Siegern und Besiegten

1. Owings, Frauen, 338.
2. Kaps, Tragedy of Silesia, 171.
3. Schieder, Expulsion of the German Population, 168.
4. Kaps, Silesia, 171.
5. Schieder, Expulsion, 189.
6. Keeling, Gruesome Harvest, 21.
7. Losch Manuskript, 44–45.
8. Owings, Frauen, 339.
9. Sajer, Forgotten Soldier, 462–464.
10. Knappe, Soldat, 362.
11. Pechel, Voices From the Third Reich, 506.
12. Anonymous, Woman in Berlin, 245–246.
13. Ebd. 316.
14. Hermann Glaser, The Rubble Years (New York: Paragon House, 1986), 49.
15. Pechel, Voices, 449.
16. Ebd.
17. Shelton, To Lose a War, 154–155.
18. Barnouw, Germany 1945, 172.

19. Fritz, Frontsoldaten, 222, 226–227.
20. Utley, High Cost of Vengeance, 37.
21. Ebd.
22. Keeling, Gruesome Harvest, 68.
23. Woltersdorf, Gods of War, 170.
24. Engelmann, In Hitler's Germany, 331.
25. Ebd. 333.
26. Utley, High Cost, 182, 183–184..
27. Ibid., 183.
28. McKee, Devil's Tinderbox, 308–309.

Literaturverzeichnis

Adamczyk, Werner. Feuer! An Artilleryman's Life on the Eastern Front. Wilmington, N.C.: Broadfoot Publishing Co., 1992.

Andreas-Friedrich, Ruth. Battleground Berlin—Diaries, 1945–1948. New York: Paragon House, 1990.

Anonym. A Woman in Berlin. New York: Harcourt, Brace, 1954.

Anonym. Letter (March 14, 1998). Subject: American POW camps.

App, Austin J. "Mass Expulsions: 'Tragedy on a Prodigious Scale." The Barnes Review 2, no. 10 (Oct. 1996): 21–24.

Bacque, James. Other Losses—An Investigation into the Mass deaths of German Prisoners at the Hands of the French and Americans after World War II. Toronto: Stoddart Publishing Co., 1989.

Bacque, James. "The Last Dirty Secret of World War Two." Saturday Night 104, no.9 (Sept. 1989): 31–38.

Baird, Jay W. To Die for Germany—Heroes in the Nazi Pantheon. Bloomington: Indiana University Press, 1990.

Baker, Mignon Fries. Letter.

Barker, Ralph. The RAF at War. Alexandria, Virginia: Time-Life Books, 1981.

Barnes, Harry Elmer."Sunrise at Campobello: Sundown at Yalta." The Barnes Review 3, no. 9 (Sept. 1997): 3–7.

Barnouw, Dagmar. Germany 1945—Views of War and Violence. Bloomington: Indiana University Press, 1996.

Bielenberg, Christabel. The Past is Myself. Dublin: Ward River Press, 1982.

Blumenson, Martin, ed. The Patton Papers. Boston: Houghton-Mifflin, 1974

Botting, Douglas. From the Ruins of the Reich—Germany, 1945–1949. New

York: Crown, 1985.
Brech, Martin.“In ‘Eisenhower’s Death Camps’: Part I—A U.S. Prison Guard’s Story.” The Journal of Historical Review 10, no.2 (Summer 1990): 161–166.
Broderson, Ilse. Interview (Sept. 12, 1997), Independence, Missouri.
Bruner, Olga Held. Manuscript.
Buechner, Howard A. Dachau—The Hour of the Avenger. Metairie, Louisiana: Thunderbird Press, 1986.
Buhite, Russell D. Decisions at Yalta—An Appraisal of Summit Diplomacy. Wilmington, Delaware: Scholarly Resources, Inc., 1986.
Cavoa, Leonora Geier. “In Their Terror All Were Alike—East German Suffering: ‘War Crimes’.” Der Freiwillige (June 1995): 10–11.
Charman, Terry. The German Homefront, 1939–1945. New York: Philosophical Library, 1989.
Chadwick, Kamilla C. The War According to Anna—A Paean to My Mother. Woodside, Calif.: Seven Stones Press, 1986.
Clemens, Diane Shaver. Yalta. New York: Oxford University Press, 1970.
Connors, Michael F. “Dealing in Hate—The Development of AntiGerman Propaganda.” Torrance, Calif.: Institute for Historical Review, 1970.
Crawley, Aidan. The Spoils of War—The Rise of Western Germany Since 1945. Indianapolis: Bobbs-Merrill, 1964.
Davidson, Eugene. The Death and Life of Germany—An Account of American Occupation. New York: Alfred Knopf, 1959.
Delge, Walter B., Sr. Interview.
De Zayas, Alfred M. Nemesis at Potsdam: The Anglo-Americans and the Expulsions of the Germans—Background, Execution, Consequences. London: Routledge & Kegan Paul, 1977.
———. The Wehrmacht War Crimes Bureau, 1939–1945. Lincoln: University of Nebraska Press, 1989.
Dobson, Christopher, and John Miller and Ronald Payne. The Cruelest Night. Boston: Little, Brown, 1979.
Doenitz, Karl. Memoirs—Ten Years and Twenty Days. Annapolis, Maryland: Naval Institute Press, 1959.
Duffy, Christopher. Red Storm on the Reich—The Soviet March on Germany, 1945. New York: Atheneum, 1991.
Einsiedel, Heinrich von. I Joined the Russians—A Captured German Flier’s Diary of the Communist Temptation. New Haven, Conn.: Yale University

Press, 1953.
Elliott, Mark R. Pawns of Yalta—Soviet Refugees and America's Role in their Repatriation. Urbana: University of Illinois Press, 1982.
Engelmann, Bernt. In Hitler's Germany: Daily Life in the Third Reich. New York: Pantheon, 1986.
Ehrenburg, Ilya. The War: 1941–1945. Cleveland: World Publishing Co., 1964.
FitzGibbon, Constantine. Denazification. New York: W.W. Norton, 1969.
Fowler, George."Malmedy: The Case Against the Germans." The Barnes Review 2, no. 2 (Nov. 1996): 25–30.
Fritz, Stephen G. Frontsoldaten—The German Soldier in World War II. Lexington: University Press of Kentucky, 1995.
Fussell, Paul. Wartime—Understanding and Behavior in the Second World War. New York: Oxford University Press, 1989.
Gaede, Carl W. Letter (April 12, 1998). Springs, Pa.
Garrett, Stephen A. Ethics and Airpower in World War II—The British Bombing of German Cities. New York: St. Martin's Press, 1993.
Glaser, Hermann. The Rubble Years—The Cultural Roots of Postwar Germany, 1945–1948. New York: Paragon House, 1986.
Grenfell, Russell. Unconditional Hatred. New York: Devin-Adair, 1953.
Halow, Joseph. "Innocent at Dachau." Newport Beach, Calif.: Institute for Historical Review, 1992.
Hansen, Erika M. Manuscript.
Harris, Arthur. Bomber Offensive. London: Greenhill Books, 1990.
Hastings, Max. Bomber Command—The Myths and Reality of the Strategic Bombing Offensive, 1939–1945. New York: Dial Press/James Wade, 1979.
"H.K." Zeugenaussage. Bergisch-Gladbach, Germany.
Horstmann, Lali. We Chose to Stay. Boston: Houghton Mifflin, 1954.
Irving, David. The Destruction of Dresden. London: William Kimber & Co., LTD.
Johnstone, Howard. Manuscript.
Kaps, Johannes, ed. Die Tragödie Schlesiens 1945/46 — Ein dokumentarischer Bericht mit Schwerpunkt auf die Archdiozoese Breslau. Muenchen: Christ Unterwegs, 1952/53.
Kaufman, Theodore N. Germany Must Perish! Newark, N.J.: Argyle Press, 1941.
Keeling, Ralph Franklin. "Gruesome Harvest—The Allies' Postwar War

Against the German People, 1947." Reprint. Torrance, Calif.: Institute for Historical Review, 1992.
Knappe, Siegfried and Ted Brusaw. Soldat—Reflections of a German Soldier, 1936–1949. New York: Orion Books, 1992.
Koehn, Ilse. Mischling, Second Degree—My Childhood in Nazi Germany. New York: Greenwillow, 1977.
Konev, Ivan. Year of Victory. Moscow: Progress Publishers, 1969.
Krubel, Amy Schrott. Interview (Jan. 9, 1997), Topeka, Kansas.
Landwehr, Richard. Charlemagne's Legionnaires—French Volunteers of the Waffen-SS,1943–1945. Silver Spring, Maryland: Bibliophile Legion Books, Inc., 1989.
Laska, Werner Wilhelm. "In a U.S. Death Camp—1945." The Journal of Historical Review 10, no. 2 (Summer 1990): 166–175.
LeTissier, Tony. The Battle of Berlin, 1945. New York: St. Martin's, 1988.
Losch, Elsbeth. Letter, May 14, 1945.
Losch, Siegfried. Manuscript.
Losch, Siegfried. Letter (Oct. 10, 1997).
Lucas, James. Last Days of the Third Reich—The Collapse of Nazi Germany, May 1945. New York: William Morrow and Company, Inc., 1986.
Lucas, James. War on the Eastern Front, 1941–1945. London: Jane's Publishing Co., 1979.
Lutz, Elizabeth. "Rape of Christian Europe—The Red Army's Rampage in 1945." The Barnes Review 3, no. 4 (Apr. 1997): 9–16.
McKee, Alexander. Dresden 1945—The Devil's Tinderbox. New York: E.P. Dutton,1982.
McKee, Ilse. Tomorrow the World. London: J.M. Dents and Sons, 1960.
March, Tony, ed. Darkness Over Europe—First Person Accounts of Life in Europe during the War Years, 1939–1945. New York: Rand McNally, 1969.
Middlebrook, Martin. The Battle of Hamburg—Allied Bomber Forces Against a German City in 1943. New York: Charles Scribner's Sons, 1981.
Montyn, Jan and Dirk Ayelt Kooiman. A Lamb to Slaughter. New York: Viking, 1985.
Morelock, J. D. Generals of the Ardennes. Washington, D.C.: National Defense University Press, 1994.
Nadeau, Remi. Stalin, Churchill, and Roosevelt Divide Europe. New York: Praeger,1990.
Neumann, Manfred. Letter, January 14, 1998.

Nugent, John H. and George Fowler. “The Geneva & Hague Conventions—and the‘Holocaust’.” The Barnes Review 2, no. 2 (Nov. 1996): 11–17.
O’Donnell, James P. The Bunker—The History of the Reich Chancellery Group. Boston: Houghton Mifflin Co., 1978.
Owings, Alison. Frauen—German Women Recall the Third Reich. New Brunswick, N.J.: Rutgers University Press, 1994.
Pechel, Peter, Dennis Showalter and Johannes Steinhoff. Voices From the Third Reich—An Oral History. Washington, D.C.: Regnery Gateway, 1989.
Pust, Ingomar. “Die Expulsion—eine vergessene Tragoedie” Kronenzeitung (March 9,1994); and “Schreie aus der Hoelle” (March 29, 1994).
Rauss, Erhard, et al. Fighting in Hell—The German Ordeal on the Eastern Front. Mechanicsburg, Penn.: Stackpole Books, 1995.
Read, Anthony and David Fisher. The Fall of Berlin. New York: W.W. Norton, 1992.
Riefenstahl, Leni. A Memoir. New York: St. Martin’s Press, 1993.
Ruthard, Herta. Papers. Lisle, Ont., Canada.
Sack, John. An Eye for an Eye. New York: Basic Books, 1993.
Sajer, Guy. The Forgotten Soldier. New York: Harper and Row, 1967.
Schieder, Theodor, Bundesministerium fur Vertriebene, Fluchtlinge und Kriegsgeschadigte : Dokumentation der Vertreibung ... aus Ost-Mitteleuropa
Schultz-Naumann, Joachim. The Last Thirty Days—The War Diary of the German Armed Forces High Command from April to May 1945. Lanham, Maryland: Madison Books, 1991.
Semmler, Rudolf. Goebbels—The Man Next to Hitler. London: Westhouse, 1947.
Shelton, Regina Maria. To Lose a War—Memories of a German Girl. Carbondale: Southern Illinois University Press, 1982.
Solzhenitsyn, Alexander. Prussian Nights—A Poem. New York: Farrar, Straus and Giroux, 1977.
Sorge, Martin K. The Other Price of Hitler’s War—German Military and Civilian Losses Resulting from World War II. Westport, Conn.: Greenwood Press, 1986.
Stahlberg, Alexander. Bounden Duty—The Memoirs of a German Officer, 1932–45. London: Brassey’s, 1990.
Steinert, Marlis G. Hitler’s War and the Germans—Public Mood and Attitude During the Second World War. Athens: Ohio University Press, 1977.
———. 23 Days—The Final Collapse of Nazi Germany. New York: Walker

and Co., 1969.
Strawson, John. The Battle for Berlin. New York: Charles Scribner’s Sons, 1974.
Strik-Strikfeldt, Wilfried. Against Stalin and Hitler—Memoir of the Russian Liberation Movement, 1941–1945. New York: John Day Co., 1973.
Suentzenich, Martha Dodgen. Interview (Dec. 12, 1996), Topeka, Kansas.
Thorwald, Juergen. Flight in the Winter: Russia Conquers—January to May, 1945. New York: Pantheon, 1951.
———. The Illusion—Soviet Soldiers in Hitler’s Armies. New York: Harcourt, Brace, Jovanovich, 1974.
Toland, John. The Last 100 Days. New York: Random House, 1965.
Tolstoy, Nikolai. The Secret Betrayal, 1944–1947. New York: Charles Scribner’s Sons, 1977.
Trevor-Roper, Hugh, ed. Final Entries, 1945—The Diaries of Joseph Goebbels. New York: G.P. Putnam’s Sons, 1978.
Utley, Freda. The High Cost of Vengeance. Chicago: Henry Regnery Co., 1949.
Vassiltchikov, Marie. Berlin Diaries, 1940–1945. New York: Alfred Knopf, 1987.
Veale, F.J.P. Advance to Barbarism—The Development of Total Warfare from Serajevo to Hiroshima. New York: Devon-Adair Co., 1968.
Von Der Heide, Hans. “From the Allied Camps to the Revisionist Camp.” The Journal of Historical Review 10, no. 2 (Summer 1990): 177–185.
Von Einsiedel, Heinrich. I Joined the Russians—A Captured German Flier’s Diary of the Communist Temptation. New Haven, Conn.: Yale University Press, 1953.
Von Kardorff, Ursula. Diary of a Nightmare—Berlin, 1942–1945. New York: John Day, 1966.
Von Lehndorff, Hans Graf. Token of a Covenant—Diary of an East Prussian Surgeon, 1945–47. Chicago: Henry Regnery Co., 1964.
Von Luck, Hans. Panzer Commander—The Memoirs of Colonel Hans von Luck. New York: Praeger, 1989.
Vonnegut, Kurt, Jr. Slaughterhouse-Five, or the Children’s Crusade—A Duty-Dance with Death. New York: Delacorte, 1969.
Walendy, Udo. Die Methoden der Umerziehung. Vlotho/Weser, Germany: Verlag fur Volkstum und Zeitgeschichtsforschung, 1979.
Weber, Mark. “Churchill Wanted to ‘Drench’ Germany with Poison Gas.”

The Journal of Historical Review 6, no. 4 (Winter 1985–86): 501–503.
Weyersberg, Thomas A. Letters.
Woltersdorf, Hans Werner. Gods of War—A Memoir of a German Soldier. Novato, Calif.: Presidio Press, 1990.
Wulff, Renate Rich. Interview (Dec. 18, 1996), Topeka, Kansas.
Zhukov, Georgi K. Marshal Zhukov's Greatest Battles. New York: Harper and Row, 1969.
Ziemke, Earl F. The Soviet Juggernaut. Alexandria, Virginia: TimeLife Books, 1980.

Index

Fabian, Peter, 369.

Häuserzerstörung: Amerikanische

206-07;Flüchtlingsberichte, 153,